EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch

II/2



EGON ERWIN KISCH

Prager Pitaval
Späte Reportagen



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1975

2. Auflage 1975

Einbandgestaltung Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/178/75
Bestellnummer 610 488 4
EVP 9,60

PRAGER PITAVAL



STILLE NACHT, HEILIGE NACHT

Ein neuer Besen, fegte ich gut durch alle Straßen, um einen Kriminalfall zu erhaschen. Keinen Taschendiebstahl meldete der Polizeibericht, den ich nicht durch ein Interview mit dem Beschädigten, durch Beschnüffelung des Tatortes und Recherchen auf eigene Hand zu einer cause célèbre auszugestalten versuchte. Nachts schlich ich in die Polizeikommissariate, hoffend, Zeuge einer aufregenden Szene zu werden oder wenigstens einen Blick in ein sensationelles Protokoll tun zu können. Selbstverständlich drang ich nicht als Berichterstatter in die Wachstube ein, da man mir dort keine Auskunft geben durfte – im Gegenteil, man hätte vor dem Reporter besondere Vorsicht walten lassen. Ich kam also unter Vorwänden: zum Beispiel zeigte ich in einer Nacht an sechs verschiedenen Stellen den Verlust meiner goldenen Uhr an, die ich niemals besessen. Ins Sicherheitsbüro, wo man natürlich wußte, wer ich war, kam ich täglich offiziell, um etwas privat zu erfahren, und es gelang mir auch, an jedem Sonntag mit einem Fall, von dem die anderen Reporter keine Ahnung hatten, eine Spalte zu füllen. Für die Weihnachtsnummer wollte ich etwas Sensationelles, etwas Ausführlicheres berichten, aber weder in der Aufnahmskanzlei noch im daktyloskopischen Laboratorium, wo ich unter allerhand Ausreden gierig umherstrich, ließ sich eine Nachricht erlangen.

Als ich ins Zimmer des Beamten trat, der für das Fahndungsblatt Laufzettel über gestohlene Kleinigkeiten, Steckbriefe entwichener Landstreicher, Verzeichnisse verlorener Legitimationen oder Wertpapiere zusammenstellte, wurde ihm ein Telegramm übergeben. Das ist meine Weihnachtssensation, durchzuckte es mich, und ich bat den Beamten, mir die Depesche zu zeigen. Der tat es mit überlegenem Lächeln, denn solche Zirkulartelegramme, die an alle Polizeibehörden europäischer Hauptstädte gesandt werden, kommen täglich an und können selbst vom eifrigsten Poli-

zeiberichterstatter nicht registriert werden. Diesmal lautete es: „nachtrag zu sechzehn körpergröße wolodarski nicht hundertfünfzig sondern hundertsechzig polizeidirektion przemýsl." Das war höchst uninteressant für die Zeitungsleser und erst recht für den Reporter.

Trotzdem verlangte ich das Telegramm sechzehn zu sehen, zu dem das heutige der Nachtrag war. Im Index des Fahndungsblattes fand sich der Name Wolodarski viermal vor. Er war ein Mitglied der Einbrecherbande Wasinski, die im Sommer ins Steueramt von Przemýsl eingedrungen war und fast zwanzigtausend Kronen erbeutet hatte. Im Oktober gewann sie in der Stadtkasse von Kaschau vierzehntausend Kronen durch Einbruch, einige Wochen später fielen den Geldschrankknackern die Barbestände des Olmützer Finanzamtes in die Hände. Anfangs Dezember wurden sie in Teschen im Kassenraum der Statthalterei überrascht, konnten aber – durch Revolverschüsse die Verfolger einschüchternd – mit stattlichem Raub entkommen. Der Bande gehörten außer dem Chef, dem fünfundzwanzig Jahre alten ehemaligen Eisendreher Wassili Wasinski (besondere Kennzeichen: Daumen und Zeigefinger der linken Hand fehlen), folgende Mitglieder an: der ehemalige Schmied und Wanderathlet Franz Adamski, dreißig Jahre alt, ein Meter zweiundneunzig groß, Pockennarben im Gesicht (Tätowierung auf dem rechten Oberarm, darstellend zwei Hanteln und ein Herz mit dem Namen „Wanda"), der etwa zweiundzwanzigjährige Handelsangestellte Bernhard Brünner, schwarzes oder dunkelbraunes Schnurrbärtchen, abstehende Ohren, der sechzehnjährige Gelegenheitsarbeiter Paul Szafranski (hellrotes Haar, linkes Ohr verstümmelt), drei oder vier unbekannte Männer und jener Wladimir Wolodarski, dem die Nachtragsdepesche galt. Seltsamerweise hatte keiner dieser erfolgreichen Verbrecher eine Vorstrafe, Wasinski war aus dem Untersuchungsgefängnis in der Ulica Batorego geflüchtet, eine vom Bezirksgericht Strij gegen Adamski wegen Raufhandels verhängte achttägige Arreststrafe lag schon elf Jahre zurück, und von den anderen wußte man nicht einmal die genauen Personalien.

Über ihre Einbrüche war in Wiener und Berliner Zeitungen bestenfalls in kurzen Meldungen berichtet worden, es

waren Ereignisse aus Polen und von der polnischen Grenze – ich aber mußte einen Prager Lokalfall haben und entschloß mich daher, die polnische Verbrecherkolonne in Prag eintreffen zu lassen, wenigstens gerüchtweise.

Die Zeitungen von Przemýsl, Kaschau, Olmütz und Teschen, in denen die Notizen über die Amtseinbrüche standen, waren mit einiger Mühe und drei- bis viertägigem Zeitverlust beschafft, und mein Weihnachtsartikel konnte geschrieben werden.

„Einbruchsdiebstähle in öffentliche Ämter. – Die Wasinski-Bande in Prag eingetroffen." Die Delikte, die Schauplätze, die Beute, die Technik und die Personalien der Täter schilderte ich ausführlich und wies nach: der Trupp, von Przemyśl über Kaschau nach Olmütz und Teschen kommend, könnte als nächste Station nur Prag gewählt haben. Ich behauptete, es seien bereits Anzeichen ihrer Ankunft vorhanden. „Da Wasinski und seine Leute", so schloß mein Artikel, „gewiß die Stille des Weihnachtsabends zur Ausführung eines großen Coups benützen und gegebenenfalls vor einer Bluttat nicht zurückschrecken, werden die Prager Detektive heute keine Weihnachtsruhe halten können."

Durch diese mehr als kühne Voraussage war örtlich und räumlich die Begründung für Größe und Aufmachung des Sensationsartikels gegeben, auf solche Weise war er die ersehnte Lokalaktualität. Die Weihnachtsnummer der Zeitung mit meinem Artikel war fertig. Setzer und Drucker verließen um sechs Uhr das Zeitungsgebäude, um den Heiligen Abend im Kreise der Ihren zu verbringen. Am nächsten Morgen wurde das Blatt den Lesern zugestellt, in dem die Prophezeiung für gestern abend stand ...

Inzwischen ereignete sich folgendes: Eine Familie, in der Nähe des Hauptpostamtes wohnend, hatte gegen acht Uhr abends das Dienstmädchen um Wein in den Keller geschickt; die Magd vernahm unten Axtschläge, die ihr am Weihnachtsabend besonders verdächtig vorkommen mußten, und sie alarmierte die Hausbewohner. Als diese in den Keller einzudringen versuchten, knallten ihnen Schüsse entgegen, man eilte auf die Straße, Polizei zu holen, und sah aus dem Nachbarhause einige Männer herausstürzen; die Flüchtenden

wandten sich um, schossen gegen ihre Verfolger und verletzten vier Passanten. Der zufällig des Weges kommende dienstfreie Gefängnisaufseher Kautsky ergriff einen der Fliehenden, dieser streckte ihn im gleichen Augenblick mit einer Revolverkugel nieder und verschwand im Neubau eines Eckhauses. Einer seiner Komplizen, ein Hüne, stolperte, stürzte zu Boden – bevor er sich aufzurichten vermochte, hatten sechs Männer seine Arme und Beine umklammert, und es gelang ihnen, ihn festzuhalten, bis Polizei eintraf, ihm Handschellen anlegte. Alle anderen waren entflohen.

Als ich am Tatort ankam, lag Gefängnisaufseher Kautsky auf einer Bahre, er atmete noch, jedoch der herbeigerufene Arzt erkannte, daß keine Hilfe mehr möglich sei. Die vier Verletzten wurden verbunden. Aus den Fenstern der Wohnungen, in denen Christbäume brannten, schauten erschreckte Menschen. Der Neubau war von Hunderten Neugierigen umstellt – Kommissäre, Schutzleute und Polizeihunde suchten alle Gerüste ab, alle Aufzüge, alle Ziegel- und Bretterhaufen. Das Haus, in dessen Keller die Verbrecher gearbeitet hatten, wurde gleichfalls vergeblich durchforscht; man konstatierte nur, daß sie die Kellerwände der Nachbarhäuser durchbrochen hatten, um im Falle einer Entdeckung nach zwei Seiten flüchten zu können, auch die Seitenmauer des Postgebäudes war durchlöchert und der Weg zum Kassenraum bereits frei. Dort, wo viermalhunderttausend Kronen in bar und Postwertzeichen für etwa eine halbe Million Kronen lagen, hatten die Einbrecher während der drei Weihnachtsfeiertage ihr Werk tun wollen.

Der gestolperte und festgenommene Mann war auf die Wachstube gebracht worden. Neben dem Weihnachtsbaum, dessen Lichter man verlöscht hatte, hockte er wie ein überlisteter Riese aus dem Märchen hilflos da, als ich unbeachtet eintrat. In allen Sprachen redete man auf ihn ein, denn man wußte aus den unverständlichen Worten, die sich die Verbrecher auf der Flucht zugerufen hatten, daß es sich um Ausländer handle. Die Beamten wandten ihre Kenntnis spanischer, italienischer und französischer Brocken auf, um Fragen zu stellen, aber der pockennarbige, flachstirnige Hüne schaute teilnahmslos ins Leere, mit gefesselten Füßen

saß er in der Mitte des Zimmers, den Rücken an die Stuhllehne gepreßt, den Kopf steif emporgerichtet, die Hände mit einer Spange vor dem Bauch aneinandergeschlossen. Ein Dorfathlet!

Sofort war mir klar, daß es einer der Bande war, mit deren Personalien und Tätigkeit ich mich in den letzten Tagen so intensiv beschäftigt hatte, und ich wußte auch, welcher. Hinter ihm und dem Christbaum stehend, verhielt ich mich vorerst ruhig. Da die Polizei jedoch nicht ahnte, mit wem sie es zu tun hatte, rief ich halblaut: „Adamski."

Im selben Augenblick vernahm man das laute Klirren aneinanderschlagenden Metalls.

Die Beamten sprangen teils erschreckt zurück, teils auf den Giganten zu, um ihn am Arm zu fassen, denn sie dachten nichts anderes, als daß er seine Fesseln gesprengt habe. Aber er hatte sich nur jäh umgewandt.

Was also hatte so unheimlich geklungen? Die Polizisten tasteten ihn nun gründlich ab und entdeckten nicht weniger als sechs je einen Meter lange Eisenstäbe, die er auf den Rücken geschnallt trug; an dem einen war eine ungeheure Stahlschere befestigt, die Stöcke ließen sich ineinanderschrauben, so daß die Hebellänge dieser Schere sechs Meter betragen hätte. Eine Maulstange von solcher Länge, deren Handhabung eine ganze Reihe von Männern erforderte, war noch niemals bei Einbrechern gefunden worden, selbst Papacosta, der König der modernen Einbruchstechnik, arbeitete mit einer Maulstange von nur zweieinhalb Metern.

Mitten in der Besichtigung fiel dem Polizeichef ein: Warum war eigentlich der Mann so erschrocken? Warum hatte er diese verräterische Bewegung gemacht? Ein Wort war hinter seinem Rücken gesprochen worden.

„Was haben Sie gerufen?" wandte man sich an mich.

„Ich habe seinen Namen genannt."

„Seinen Namen? Welchen Namen? Wieso wissen Sie seinen Namen?"

„Der Mann heißt Franz Adamski, ist ein Meter zweiundneunzig groß, dreißig Jahre alt, gewesener Schmied und Wanderathlet aus Złoczew und gehört der Einbrecherbande Wassili Wasinskis an."

Ein Kommissär fragte den Gefesselten: „Franz Adamski?"

Der engstirnige Riese schaute ins Leere. „Tlupa Wasinski?" Er blieb stumm.

Ich trat an ihn heran und wies auf seinen Oberarm: „Wanda?" Er zuckte bei Nennung dieses Namens und riß die Augen fassungslos-drohend gegen mich auf. Man löste die Handschellen (an deren Stelle traten mindestens zwölf Polizeihände) und entblößte seinen Arm: zwei gekreuzte Hanteln und ein flammendes Herz mit dem Worte „Wanda".

Ich eilte in die Redaktion, um für den nächsten Vormittag ein Extrablatt vorzubereiten: „Der angekündigte Amtseinbruch in der Weihnachtsnacht – die Bluttat Wasinskis wirklich verübt", setzte ich selbstbewußt als Überschrift. „‚Da Wasinski und seine Leute gewiß die Stille des Weihnachtsabends zur Ausführung eines großen Coups benützen und gegebenenfalls vor einer Bluttat nicht zurückschrecken, werden die Prager Detektive heute keine Weihnachtsruhe halten können.' Das haben wir gestern geschrieben. Unsere Voraussage hat sich wörtlich erfüllt. Die Prager Detektive konnten keine Weihnachtsruhe halten. Sie forschen nach der Bande Wasinskis, von der nur einer in Haft ist..."

Das Meldeamt der Polizei wurde noch in der Nacht nach den Namen durchsucht, die ich den polnischen und mährischen Zeitungen entnommen und heute zu Protokoll gegeben hatte. Vergeblich. Der Einbrecherführer war diesmal überhaupt nicht gemeldet, und erst am nächsten Tage kam der Besitzer eines Zinshauses auf die Polizei, um anzugeben, in seinem Hause habe ein Ingenieur Stanislaus Elsnerowicz (auf diesen Namen lautete, wie ich veröffentlicht hatte, eines der Legitimationspapiere von Wasinski) vor einer Woche Wohnräume gemietet, die Beschreibung des Totschlägers passe auf ihn. In der Wohnung fand sich keine Spur der Mieter mehr vor. Sie waren abgereist, und nur durch Zufall erfuhr man, wohin. Ein Hausbewohner hatte ihnen nämlich vier Tage vorher, um halb zwölf Uhr vormittags, den Weg zum nächsten Telegrafenamt gewiesen. Dort konnte man feststellen, ein zu dieser Stunde in schlechtem Deutsch aufgegebenes Telegramm sei an einen Czernowitzer Kaufmann gerichtet gewesen und kündigte dem Adressaten an, daß der Absender, der sich „Fritz" nannte, ihn gleich nach den Feiertagen „mit Frau und Tochter" be-

suchen werde. Die Polizei in Czernowitz wurde nun davon benachrichtigt, sie umzingelte das Haus, und zwanzig Mann nahmen den Einbrecherkönig und fünf seiner Leute fest.

Zu diesem Resultat hatte ich durch Zufall und freche Kombination beigetragen. Aber im Sicherheitsbüro glaubte man mir weder den Zufall noch die Kombination und war von diesem Tage an doppelt mißtrauisch. Selbst eines der gewöhnlichen Telegramme, enthaltend die Ergänzung zu einer Nummer des Fahndungsblattes, hätte man mir nie mehr gezeigt.

WOHLSCHLÄGER

„Den Michalko werde ich nicht mehr machen", hat mir der alte Wohlschläger gesagt, als ich ihn während meines letzten Aufenthaltes in Prag aufsuchte, „jetzt geh ich wirklich. Am 24. Juni schreibe ich mein Pensionsgesuch, und dann ist Schluß." – „Warum am 24. Juni?" – „Am 24. Juni sind's vierzig Jahre her seit meiner Ernennung. Und außerdem ist gerade der neunzigste Geburtstag meines verstorbenen Vaters. Ja, ja, genau vierzig Jahre, seit ich das Dekret bekommen habe." In deutscher Sprache, aus dem Kopf, sagt der Dreiundsiebzigjährige den Wortlaut her: „Nach dem Ableben des Scharfrichters Johann Pipperger wird hiermit der Goldarbeiter Leopold Wohlschläger zum Scharfrichter für das Königreich Böhmen ernannt."

Sein Stiefvater und Amtsvorgänger, der genau fünfzigmal gehängt hat, ist nun selbst in der Stube aufgehängt, natürlich nur in effigie. Das Bild über dem Sofa zeigt Herrn Johann Baptist Pipperger als schlanken Mann mit aufwärts gekämmtem Schopf und sorgsam gepflegtem Schnurrbart, so wie er anno 1862, während des Standrechtes in Kroatien, Herz und Hand der vielumschwärmten Wirtin des Gasthauses „Zu den drei Hackeln" in Esseg, der Wittib Johanna Wohlschläger, gewann, obwohl er das verrufene Gewerbe eines Henkers betrieb und seine Rivalen pensionierte Offiziere und wohlbestallte Staatsbeamte waren. Der Poldl, der siebenjährige Bub, den Frau Johanna in die Ehe mitbrachte, spricht jetzt mit mir. Er ist von kleiner Statur, hat einen grauen, gelichteten Krauskopf und schneeweißen Schnurrbart. Denn er ist inzwischen älter geworden, mehr als sechsundsechzig Jahre sind seither vergangen.

In den Schundromanen pflegen die Behausungen der Henker mit blutigen Beilen, Folterbänken, Ketten und Zangen geschmückt zu sein. So sieht es bei Herrn Wohlschläger nicht aus, er wohnt im dritten Stock eines Zinshauses in der Steinmetzgasse auf dem Belvedere; es wäre irrig, zu glau-

ben, Wohlschläger habe – analog dem bretonischen Scharfrichter, der alle Möbelstücke und Statuen geköpft hatte – seine Nippes und Stühle mit Stricken an die Zimmerdecke aufgehängt. Mitnichten. Eine gewöhnliche Kleinbürgerwohnung; ans Schlafzimmer schließt die Goldarbeiterwerkstätte an – wenn man sonst nichts wäre als ein Gelegenheitsarbeiter des Todes, könnte man keine Familie ernähren. Wohlschlägers Sohn ist auf jenem Schafott hingerichtet worden, in das Europa von 1914 bis 1918 verwandelt war, sein Bild in der Uniform des 8. Landwehrregiments, mit Kunstblumen geschmückt, hängt gleichfalls in der Stube. Die drei verheirateten Töchter Wohlschlägers leben, und Enkelkinder umspielen den gutmütigen Großpapa, während er dem Gast von seinem amtlichen Gewerbe erzählt. Er antwortet auf die Fragen der Kleinen, repariert das losgelöste Rad einer Kinderlokomotive, und wenn dadurch der Faden seiner Geschichte abreißt, so weiß er ihn mit großer (wohl von seinem Beruf herrührender) Geschicklichkeit wieder zu knüpfen, er hat savoir vivre, obwohl er nur zum savoir tuer verpflichtet wäre.

Aus dem Schrank holt er eine Kassette mit Rechnungen, Dekreten, Photographien, Zeitungsausschnitten, vor allem Titelbildern des weiland „Pražsky Illustrovaný Kurýr". Sie zeigen Herrn Wohlschläger bei seinen unterschiedlichen Expeditionen.

Auf eine zwei Menschenalter umfassende Tätigkeit als Henkersknecht und Henker blickt er zurück. Jedes Blatt, das er der Schatulle entnimmt, liest er, die Augenbrauen zusammengezogen, noch einmal durch, bevor er es dem Gast reicht. An den Beginn seiner Laufbahn erinnert er sich besonders genau. „So etwas vergißt sich nicht. Mein Vater hatte zwar alles mit mir zu Hause geübt und nahm seinen alten Gehilfen auch mit, aber ich hatte doch Angst. Noch niemals hatte ich jemanden sterben gesehen, geschweige denn gehängt werden.

Am 21. November 1865 war mein Vater zum k. k. Scharfrichter für den Bezirk des Oberlandesgerichtes im Königreich Böhmen ernannt worden, und nun schrieben wir Oktober 1871. Da sollte ich ihn zum erstenmal bei der Arbeit sehen und ihm helfen. Dabei war die Sache gar nicht so un-

gefährlich für uns: Delinquent war der Zigeuner Josef Janeček, und es hieß, in der Nähe von Pilsen hätten sich Hunderte von Zigeunern zusammengerottet, um am Tage der Justifikation die Stadt anzuzünden und ihren Stammesgenossen den Händen des Gerichtes zu entreißen. Wenn ihnen auch nur ein Attentat auf meinen Vater gelungen wäre, so hätten sie damit dem Janeček das Leben gerettet, denn kein anderer Mensch als der Scharfrichter war zu einer Hinrichtung berechtigt, und laut dem Gesetz darf ein Verurteilter nur binnen achtundvierzig Stunden nach verkündeter Urteilsbestätigung justifiziert werden.

Wir fuhren also nach Pilsen mit unserem Material, bestehend aus zwei Pfosten von zweieinhalb Zoll Dicke, zwölf Zoll Höhe und zwei Klafter Länge (drei Zoll davon müssen in den Boden eingerammt werden), aus einer fünfstufigen Treppe von vier Fuß Breite und dem Seilwerk. Mein Vater hatte dreißig Gulden Extravergütung bekommen, davon gab er zwei Gulden dem Gehilfen als Wegzehrung und versprach mir vierzig Kreuzer, wenn ich mich brav halte. Die Hinrichtung sollte am Samstag sein, da aber der Freitag ein Feiertag war (mein Vater war äußerst fromm und hätte niemals an einem Feiertag den Galgen aufgerichtet), so fuhren wir schon am Donnerstag von Prag ab. Auf dem Bahnhof in Pilsen waren sehr viele Gendarmen, auch ein Offizial vom Kreisgericht erwartete uns. Zusammen mit dem Gehilfen trug ich Pfosten und Stufenleiter zu dem bereitstehenden Wagen und schämte mich, weil alle Leute entsetzt auf die Bretter deuteten: ‚Das ist der Galgen.'

Mein Vater stellte sich noch am Abend desselben Tages dem Janeček vor, wie das zu jener Zeit üblich war, der Zigeuner sagte: ‚Freut mich wirklich, Sie kennenzulernen. Schade, daß unsere Bekanntschaft nicht lange dauern wird.' Als mein Vater die Zelle wieder verlassen wollte, rief ihn Janeček zurück: ‚Herr Pipperger, haben Sie eine Weckeruhr?' – ‚Warum?' – ‚Damit Sie übermorgen nicht verschlafen.'

Auf der Klattauer Straße in Bory hoben wir den Platz aus und gruben Löcher für die Pfosten, ohne diese jedoch einzurammen. Erst Samstag, um vier Uhr morgens, fuhren wir vom Gasthof ‚Zum goldenen Kreuz' im Wagen auf die

Richtstätte, von sechs Dragonern begleitet. Es war winterlich kalt und neblig, aber die Straße voll von Leuten, auf dem Exerzierplatz mehr als fünfzehntausend Menschen aus Pilsen und der fernsten Umgebung; sie hatten sich bereits tags vorher angestellt. Das ganze Infanterieregiment 35, vom Manöver zurückgeholt, führte die Absperrung durch, trotzdem durchbrach das Volk den Kordon, um recht nahe an den Galgen heranzukommen.

Na ja, freilich, der Janeček war ja der Schrecken von ganz Westböhmen gewesen, Einbrecher, Gewalttäter und Raubmörder, in der Prager Strafanstalt hat er eine Verschwörung angezettelt, vom Pilsner Gefängnis, wo er an Händen und Füßen angeschmiedet war, ist er ausgebrochen, und als man ihn verfolgte, hat er auf die Leute geschossen, Militär mußte aufgeboten werden und die Gendarmerie und die Prager Zivilwachleute unter Herrn Max Tausenau. Im Horomyslitzer Gasthaus wurde er endlich erwischt. Eine ganze Bande war um ihn, einundzwanzig Zigeuner. Der Josef Janeček, genannt Serynek, sein Vetter, wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, er ist in Karthaus bald darauf gestorben, dort sterben alle bald ...

Um fünf Uhr stand der Galgen, und mein Vater fuhr mit mir zum Janeček ins Gefängnis zurück, um die ‚Toilette des Verurteilten' vorzunehmen. Wir schnallten ihm einen Riemen um, an dem die Hände festgebunden wurden, und legten ihm eine Schlinge lose um den Hals. Der Anstaltsgeistliche stand mit erhobenem Kruzifix dabei und sprach dem Zigeuner Worte frommen Trostes zu, aber Janeček, der tags vorher noch guter Laune gewesen, zwei Glas Bier direkt aus dem Aktienbrauhaus und ein Spiel Karten verlangt hatte, hörte dem Seelsorger gar nicht zu, er war geradezu mürrisch; die Karten hatten ihm nämlich ein schlimmes Schicksal geweissagt.

Unter dem Geläute der Kirchenglocken fuhr nun der Schinderkarren, in dem der Mörder mit dem Geistlichen und meinem schwarzgekleideten Vater saß, von einer Kompanie Philippovicher begleitet, langsam auf den Richtplatz. Ich saß auf dem Kutschbock des Fiakers, in dem die Gerichtskommission war. Als wir unter dem Galgen angekommen waren, trat mein Vater auf die oberste Stufe der Leiter,

der Gehilfe zog das vom Querpfosten herabhängende Seil durch die Halsschlinge, mir war es überlassen, einen zweiten Strick zwischen den Füßen durchzuziehen und am Gürtel zu befestigen. Vater gab das Kommando ‚los', worauf ich meinen Knoten wieder löste, und Janeček baumelte nunmehr nur an der Halsschlinge. Mein Vater hielt ihm in diesem Moment den Mund zu, damit die Zunge nicht heraustrete. Mir drehte sich der Kopf. Ich weiß nur noch, daß Vater vor die Gerichtskommission trat und den Vollzug der Amtshandlung meldete, so wie ich es später oft getan habe.

Die Leiche hing bis zum Abend, und die Menge rührte sich nicht vom Fleck. Gegen zehn Uhr nachts fuhren wir mit einem Sarg hinaus, trugen das Gerüst ab und scharrten den Toten an Ort und Stelle ein. Dann gab mir der Vater vierzig Kreuzer und klopfte mir auf die Schulter: ‚Hast dich brav gehalten, Poldl!' Ganz stolz ging ich schlafen.

Um vier Uhr morgens wurden wir geweckt; ein Gerichtsdiener brachte den Auftrag, den Toten wieder auszugraben und auf den Friedhof zu schaffen, da bekannt geworden sei, daß Zigeunerbanden sich der Leiche bemächtigen wollten. ‚Was', schrie mein Vater, ‚das fällt uns gar nicht ein. Wir sind doch keine Totengräber.'

Das war die letzte öffentliche Hinrichtung in Böhmen. Die letzte in Prag hatte schon 1866 stattgefunden, am Kellner Fiala auf dem Invalidenplatz, der hatte seine schwangere Geliebte ermordet. Den Fiala hat auch mein Vater gemacht. Ich habe immer nur hinter Mauern mein Amt versehen."

Ein Jahr nachdem der kleine Wohlschläger zum erstenmal assistiert hatte, starb seine Mutter, am 6. Dezember 1872. Frau Pipperger, verwitwete Wohlschläger, war acht Tage lang krank gewesen und vom Bezirksarzt der Prager Kleinseite, Doktor Friedrich, behandelt worden. Als Pipperger sich den Totenschein abholen wollte, erhielt er den Bescheid, das Dokument sei auf dem Polizeikommissariat zu beheben. Dort eröffnete ihm der Bezirksleiter, Oberkommissär Pressl, es lägen wichtige Anhaltspunkte dafür vor, daß es sich um einen Giftmord handle. Der Verdächtige wurde von vier Polizisten ins Landesgericht eskortiert, wo er in der Zelle 47 eine Nacht in Gewissensqualen verbrachte. Trotz des Gefühls seiner Unschuld sah sich Pipperger be-

reits dem Galgen überliefert, zur Strafe dafür, daß er auf diesem so oft Menschen getötet, vielleicht auch Unschuldige; und der, der ihm die Schlinge um den Hals legte, war Poldi. Dieser Gedanke peinigte den Gefangenen, dem auch seine Frau wiederholt vorgeworfen, daß er den Sohn im vorigen Jahr zur Mitwirkung am Henkergewerbe verwendet hatte. Am nächsten Tage wurde er über die Krankheit seiner Gattin protokollarisch einvernommen und in den Seziersaal des Krankenhauses geführt, wo man ihn befragte, ob er den Leichnam als den seiner Gattin anerkenne. Grenzenlos erschüttert, bejahte er. Tags darauf erklärte ihm der Untersuchungsrichter, die vom Professor Maschka vorgenommene Obduktion habe dargetan, daß Johanna Pipperger nicht an den Folgen einer Vergiftung, sondern an Blutzersetzung gestorben sei. Trotzdem mußte Pipperger noch in Haft bleiben, bis die chemische Untersuchung ihres Darminhalts beendigt war. Inzwischen wurde die Frau bestattet, und die Kinder begleiteten sie ohne den Vater zur letzten Ruhestätte. Als er am 12. Dezember entlassen wurde, war er ein gebrochener Mann.

Die Zeitungen hatten die Sensation vom Gattenmord des Henkers weidlich ausgenützt, und niemand glaubte an die Unschuld des Mannes, der ein so unheimliches Gewerbe betrieb und im Geruche stand, geheime Kräuter, besondere Gifte und wirksame Beschwörungsformeln zu kennen. Er wurde boykottiert, sein früher ganz respektabler Kundenkreis verkleinerte sich immer mehr (Pipperger übte außer dem Scharfrichtergewerbe noch das eines Möbeltischlers aus), und seine zweite Heirat mit einer Ingenieurswitwe brachte ihm kein Glück. Jäh alterte er, und sein Sohn mußte bei den Hinrichtungen die Hauptarbeit tun.

Am 26. Juli 1876 vertritt Wohlschläger seinen Stiefvater zum erstenmal und henkt im Hofraum der Budweiser Fronfeste den Josef Wagner, der an den Eheleuten Jakob und Rosalie Schäch und deren Dienstmädchen Katharina Runagl in Deutsch-Reichenau Raubmord begangen hatte.

In Königgrätz ist Wohlschläger am 28. Juli wieder mit Pipperger wegen eines sicheren Karl Zdobinski. Der hatte als Sträfling in seiner Zelle dem Landesgerichtsrat Klaudi einen (zu anderem Zwecke, als zu dem eines Fluchtver-

suches) geschliffenen Löffel in den Bauch gestoßen und ihn getötet. Hochgradige Erregung bei Verübung der Tat wurde ihm zugebilligt, aber für Leute, die sich an Vorgesetzten oder Amtspersonen vergehen, gibt es keine Gnade, und Zdobinski wurde stranguliert.

Der Handschuhmacher Franz Josef Prokop wurde am 27. Dezember 1884 bei einem Einbruchsdiebstahl in Komotau vom Dienstmädchen Josefine Brejcha betreten und festzuhalten versucht, versetzte ihr mit einem Genickfänger zwei tödliche Stiche in den Bauch; herbeieilende Hausbewohner nahmen ihn fest. In seinen Taschen fand sich ein Ausschnitt der „Chemnitzer Zeitung", enthaltend den Bericht über einen an Frau Christine Petzold in Meißen verübten ganz ähnlichen Mord. Die Notiz besiegelte sein Schicksal; man wies ihm auch die Meißener Tat nach, und am 1. Juli 1885, im Gefangenenhaus des Kreisgerichtes Brüx, vollstreckt die Firma „Pipperger & Wohlschläger" an Franz Josef Prokop die Todesstrafe. – Johann Hofreiter, Raubmörder an einer Frau in Bernarding und ihren Kindern, wird am 9. Juli 1886 in Wels vom Leben zum Tode gebracht.

Am 11. Januar 1888 sinkt Johann Baptist Pipperger während seiner fünfzigsten Exekution, der Hinrichtung der Gendarmenmörder Karl und August Přenosil, im Hofe des Kuttenberger Kreisgerichtes seinem Stiefsohn, Henkersknecht und Coadjutor cum jure successionis, bewußtlos in die Arme; der legt ihn unter dem Galgen auf die Erde, bringt ihn zu sich und schafft ihn nach Prag in seine Wohnung auf dem Aujezd, wo der Alte vier Tage später stirbt. An dem Tag, an dem er seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hätte, am 24. Juni 1888, erhält sein Stiefsohn den eingeschriebenen Brief vom k. u. k. Oberlandesgericht: Nach dem Ableben des Scharfrichters Johann Pipperger wird hiermit der Goldarbeiter Leopold Wohlschläger zum Scharfrichter für das Königreich Böhmen ernannt. – Der Oberlandesgerichtspräsident: Rumler von Aichenwehr.

Wohlschlägers Anfangsgehalt betrug achthundert Gulden jährlich und für jede Hinrichtung fünfundzwanzig Gulden extra; gegenwärtig erhält er fünfzehntausend Kronen per anno und fünfhundert Kronen als Stückhonorar.

Der erste und einzige politische Delinquent, den Wohlschläger aus dem Leben befördert, ist ein zweiundzwanzig Jahre alter Bergmann, Anton Hoffmann; der hat auf dem Schacht in Wallisch-Birken bei Příbram den Hütteninspektor Karl Reidt von Baumgarten und den Obersteiger Kajetan Čermak erschossen, weil er in ihnen „Menschenausbeuter, Blutsauger und die alleinige Ursache des Unglücks von zweihundert Bergmannsfamilien" sah. Zum Tode verurteilt, lehnte Hoffmann es ab, eine Nichtigkeitsbeschwerde einzubringen, geschweige denn ein Gnadengesuch an den „obersten Tyrannen". Am 11. November 1895 knüpft ihn Wohlschläger an den Prager Galgen; man verscharrt den Attentäter im Selbstmörderwinkel des Wolschaner Friedhofs bei Nacht und Nebel, auf daß seine Genossen die Stelle des Grabes nicht erfahren. Trotzdem werfen sie eine Zeitlang nächtlicherweile Kränze mit roten Schleifen und revolutionären Inschriften über die Mauer.

Sein „berühmtestes" Opfer erlebt Wohlschläger in Josef Kögler, dem sechsfachen Raubmörder und gefürchteten Einbrecher von Nordböhmen. Er richtet ihn am 24. März 1897 in Reichenberg hin. Dort trifft der Herr von Prag einen Monat später wieder ein, um an Bernhard Krusche, Mörder der sechzig Jahre alten Ernestine Emler in Marktersdorf, die Arbeit des Nachrichters zu versehen. Im selben Jahr, 23. September, in Pilsen Strangulierung des Schuhmachers Josef Vacovsky aus Klattau, „wegen Verbrechens des Raubmordes, begangen dadurch, daß er in der Nacht zum 10. Juli 1897 in Klattau gegen seine leibliche Mutter, in der Absicht, mit Gewalttätigkeit ihre, daher fremde bewegliche Sachen an sich zu bringen, auf eine solche Art gehandelt hat, daß daraus ihr Tod erfolgte". Bei dieser Mordtat hatte sich ein grauenhafter Kampf zwischen Täter und Opfer abgespielt. „... als ihm die Mutter die Türe geöffnet hatte, versetzte er ihr mit einer vorbereiteten Dreschflegelwalze einen Schlag auf den Kopf, so daß sie zu Boden fiel; darauf suchte er ihren Hals zu fassen, und als er diesen ergriff, würgte er sie mit beiden Händen, obwohl sie sich wehrte und ihn bat, abzulassen, sie wolle ihm das Geld geben. Josef Vacovsky ist geständig, trotzdem nicht nachgelassen zu haben, bis die Mutter nicht mehr geatmet hat."

Zwei Jahre später, am 25. Februar 1899, geht es im Hof der k. k. Strafanstalt Chrudim dem sechsunddreißig Jahre alten Häusler Franz Nowotny an den Kragen. Nowotny hat in Komarow seine sechs ehelichen und ein uneheliches Kind nach und nach mit Arsenik vergiftet, wie sich nach der Exhumierung der sieben im Daschitzer Friedhof beerdigten Kinderleichen zweifelsfrei ergab – wohl das unmenschlichste Kapitel der Kulturgeschichte, die die Biographie des Henkers bildet. „Der Nowotny? Der war verrückt", sagt Wohlschläger.

Der Soldat des 74. Infanterieregiments Rudolf Mlejnek erschlägt im Festungsgarten von Josefstadt seinen Kameraden Anton Vaclavik, beraubt den Toten um ein paar Kreuzer, eine silberne Uhr und ein Paar Unterhosen, vergräbt die Leiche nahe am Gärtnerhaus und flüchtet. Nachdem er erfahren hat, man glaube, Vaclavik sei mit ihm desertiert, kehrt er zurück. Zu seinem Unglück wird jedoch, während er wegen versuchter Fahnenflucht in Haft sitzt, die Leiche Vaclaviks von den Jagdhunden des Grafen Berchtold ausgescharrt, und die Untersuchung nimmt eine andere Richtung. Am 23. Oktober 1899 um halb acht Uhr morgens exekutiert Wohlschläger an Mlejnek das Todesurteil des Garnisonsgerichtes. Der Leichnam des Gehenkten wird neben dem seines Opfers bestattet, und die Mutter des Ermordeten schmückt jahraus, jahrein beide Gräber mit Blumen ...

Das zwanzigste Jahrhundert sollte Wohlschläger die Ernennung zum Scharfrichter der Hof- und Residenzstadt bringen, die sein Vater in Esseg und seines Vaters Vater in Graz zeit ihres Lebens vergeblich angestrebt hatten. Der Wiener Scharfrichter Seelinger ist gestorben, und sein Prager Amtskollege wird ausersehen, die Nachfolge zu übernehmen. Am zweiten Tag des neuen Jahrhunderts steht Wohlschläger schwarzgekleidet im Hof des Wiener Landesgerichtes, um zum erstenmal an einer Frau, der Kindesmörderin Juliane Hummel, seines Amtes zu walten. Seit mehr als neunzig Jahren war in Wien keine Frau hingerichtet worden. Juliane Hummels Vorgängerin, eine der schönsten Wienerinnen, Therese Kudo, hatte ihren Gatten mit Beilhieben getötet; in einem weißen, ausgeschnittenen Atlaskleid ließ sie sich am 16. Oktober 1809 das Henkerseil um

den Nacken schlingen. Die Hummel trägt Sträflingskleider auf ihrem letzten Gang.

Wohlschlägers Wiener Debüt mißglückt, die Malefikantin windet sich minutenlang in Qualen, bevor der Tod eintritt, und der Gerichtskommission wird übel. Mit der Vokation nach der Reichshauptstadt, die dem Vater und dem Großvater versagt gewesen, wird es auch für den Sohn und Enkel nichts.

Wohlschläger kehrt nach Prag zurück, und für Wien wird der Kaffeesieder Lang ernannt, der sich brüstet: „Na ja, für die Provinz war der Wohlschläger gut genug, aber nach Wien konnte man ihn nicht berufen, nach so einem öffentlichen Skandal. So ein Patzer!"

Wohlschläger leugnet nicht, dieses eine Mal versagt zu haben, aber er gibt den Wiener Henkergeräten die Schuld, deren er sich auf ausdrückliche Weisung bedienen mußte, ohne mit ihrer Handhabung vertraut zu sein. Übrigens scheint er nicht gern an diesen Fall erinnert zu werden, und er schenkt mir das Galgenblatt, das nach der Hinrichtung zur Ausgabe gelangte:

„Juliane Hummel, am 30. Dezember 1870 in Enzersfeld in Niederösterreich geboren, nach Znaim zuständig, katholisch, Gattin des Josef Hummel, wegen Mißhandlung ihres Kindes vorbestraft, wurde mit Urtheil des k. k. Landesgerichtes Wien als Schwurgerichtshof, vom 14. November 1899, G. Z. Vr. II. 1751/99, des Verbrechens des vollbrachten Mordes nach §§ 134 und 135/4 St. G. schuldig erkannt und nach §§ 136 und 137 St. G. verurteilt zur Strafe des Todes durch den Strang, welche Strafe, wegen nicht eingetretener Begnadigung am heutigen Tage an ihr vollzogen worden ist.

Juliane Hummel hatte seit längerer Zeit, insbesondere aber in den ersten Monaten des Jahres 1899, im Vereine mit ihrem Gatten Josef Hummel ihre am 27. März 1894 geborene, durch nachfolgende Ehe legitimierte außereheliche Tochter Anna, in der Absicht, dieselbe zu töten, durch Entziehung der Nahrung, durch Schläge, Stöße und Anschleudern an harte Gegenstände fortgesetzt mißhandelt, so daß dieselbe zahlreiche Verletzungen erlitt, vollständig abmagerte und infolge einer auf diese Mißhandlungen zurückzuführenden Zellengewebsentzündung der Kopf- und Gesichts-

haut und Blutvergiftung am 9. März 1899 ohne Heranziehung ärztlicher Hilfe in der elterlichen Wohnung gestorben ist. K. k. Landesgericht in Strafsachen. Wien, 2. Jänner 1900."

Ein gutes Jahr, das Jahr 1901. Im Landes- als Strafgericht vollzieht sich, 27. September, an den Brüdern Anton und Wenzel Slaneček, die mit Beihilfe ihrer Mutter den Vater umgebracht hatten, die einzige Doppelhinrichtung in Wohlschlägers selbständiger Praxis und der letzte Galgentod im österreichischen Prag. (Der Reservist Kudrna wurde 1915 wegen Meuterei bei Abgang eines Marschbataillons von einem Peloton auf dem Motoler Exerzierplatz füsiliert.)

Einen Monat nach dem Tode der Slanečeks ist Wohlschläger in Budweis, wo er ein Vierteljahrhundert vorher zum erstenmal ohne Aufsicht seines Vaters am Werke war; diesmal ist's ein Soldat, der zwanzig Jahre alte Infanterist Johann Rehor aus Niederschlag, schuldig gesprochen, in der Wittingauer Kaserne den Wirkl. Gefreiten tit. Korporal Emanuel Blažek erschossen zu haben, und verurteilt, nach erfolgter Ausstoßung aus dem Heeresverband, in Zivilkleidern gehängt zu werden. Bis zum letzten Augenblick wartet man auf die Begnadigung des armen Totschlägers, „der sich angeblich (!) von dem Vorgesetzten (!) malträtiert geglaubt (!) hatte", aber sie trifft nicht ein, und es wird „der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen". Auch in Theresienstadt muß ein Soldat eine Insubordination auf gleiche Weise büßen – Wohlschläger hat Namen und Datum vergessen.

In des Prager Henkers Schlinge stirbt zu Czernowitz am 27. März 1902 der Taglöhner Josef Chortiuk aus Zastavna, weil er seinen Vater erschoß, hernach die Stiefmutter ins Haus lockte und mit dem Kolben erschlug.

Am 20. August 1902 in Königgrätz: der Lustmörder Johann Jaros; der hat die fünfzehn Jahre alte Marie Sendraz am 29. November des vorhergegangenen Jahres ermordet, den Körper zerschnitten und verbrannt. Wohlschlägers letzte Operation im alten Österreich: Eger, 26. Mai 1903, am Kellner Anton Fischer aus Nouzov bei Rakonitz, der mit seinem Freunde Vojtéch den Raubmord am Gastwirt Albert Honisch in Haus Regensburg bei Karlsbad verübt hat.

Mehr als zwanzig Jahre feiert nun der Henker, glaubt, er werde seinen Koffer mit den Stricken und Haken nie mehr öffnen. Sein Handwerk hatten im Weltkriege so viele ausgeübt, es schien genug des Blutvergießens, die Republik war entstanden mit Proklamation moderner Ideen. Aber 1923 muß er von neuem die Galgenpfosten einrammen, um Josef Kolinsky, der mit seinem Bruder in Branik einen Juwelier ermordet hat, aus der Welt zu schaffen und bald darauf in Tabor den Wenzel Novak, der zwei Fleischhauer getötet hat. „Das gibt's auch in der Republik?" staunt Novak, als man ihm verkündet, er möge sich für den Galgen bereit machen. Nicht minder wundert sich die Öffentlichkeit. Wie ein Lied der „Omladina" gegen Pipperger gerichtet war, so ist Wohlschlägers Name identisch mit Österreichs Drohung gegen tschechischen Hochverrat; Polemiken entspinnen sich, weshalb der Präsident den Begnadigungsgesuchen nicht stattgegeben, nennt man doch Masaryk den letzten Humanisten, hat er doch schon 1885 von der Barbarei der Todesstrafe gesprochen. Man vermutet, er wolle ihre Beseitigung den Gesetzgebern überlassen, wolle nicht durch jedesmalige Nichtbestätigung ein Präjudiz schaffen, das für seine Nachfolger bindend wäre. Also waren diese beiden Vollstrekkungen nur Ausnahmen?

Nein. Vier Jahre später muß Wohlschläger seinen Menschenkran wieder aufbauen, in Kuttenberg. Klient ist diesmal Josef Bazant, ein Muttersöhnchen und Lebemann aus Pardubitz; er hat die Hausgehilfin Riha infiziert, und da er Entdeckung befürchtete, übergoß er sie mit Vitriol und zündete ihre Kleider an. Dieser Mordversuch erregte den Verdacht, Bazant habe seine beiden früheren Geliebten, die verschwunden sind, gleichfalls beseitigt. Das stellt sich als richtig heraus, er hatte sie in der Tatra erschossen und die Leichen zu verbrennen versucht. Vor Gericht noch kokett und sieghaft, ist er auf dem Weg zum Schafott ein lebender Leichnam.

Wie fast immer in des Henkers Leben, bleibt eine Hinrichtung nie allein, ein paar Tage später, Juli 1927, bekommt er neue Arbeit: ein Deserteur namens Santner hat bei Rockendorf einen Bauer, eine Bäuerin, deren Magd und zwei Kinder in räuberischer Absicht ermordet; ein drittes

Kind erzählt, der böse Mann sei ein Soldat gewesen. Das führt zur Ausforschung. Als Henkersmahlzeit ißt Santner drei Portionen Rostbraten und fünfzehn Schkubanken und trinkt drei Glas Pilsner.

Am 6. Oktober 1927 ist Martin Lecian aus Ungarisch-Ostrau daran, der nach Aussage der Ärzte ohnedies das Frühjahr nicht mehr erlebt hätte, Kehlkopftuberkulose. Er ist in fünfundsiebzig Fällen des Diebstahls und Raubes überwiesen, wer ihm je entgegentrat, den schoß er nieder. Gegen Arme freigebig, erbt er in Mähren des Räubers Grasel seit über hundert Jahren verwaiste Rolle, Legenden schlingen sich um ihn, doch bei der Verhandlung vor dem Olmützer Divisionsgericht enttäuscht er das Publikum, weil er einsilbig ist. In der Gerichtspause sagt er zu den Journalisten, sein Leben sei keineswegs beendet, solange er seinen Talisman bei sich trage, man werde noch von Lecian hören. Der Talisman ist ein kleines Stückchen vom Strick des Henkers, und drei Wochen nach Verkündigung des Todesurteils hört man von Lecian: Er bricht in waghalsiger Weise aus dem Divisionsgericht an der Olmützer Festung aus, erschießt den Wachtposten und dringt aus dem Zellengang ins Treppenhaus; weiter aber hilft ihm der Talisman nicht – vielleicht war das Stück vom Galgenstrick zu kurz. Man beeilt sich, ihm ein längeres zu geben. Am 6. Oktober 1927, nach seiner letzten Nacht, in der er ununterbrochen Zigaretten raucht, wird er von drei Soldaten zum Galgen geführt, wo ihm der Vorsitzende des Militärgerichts noch einmal das Todesurteil vorliest und hinzufügt, daß Präsident Masaryk das Gnadengesuch abgelehnt habe. Lecian zuckt gleichmütig die Achseln, möglicherweise hofft er noch immer, der Strick des Henkers, den er auch jetzt in der Tasche trägt, werde ihn vor dem Strick des Henkers bewahren. Seine Hände zittern nicht, da er sie vom alten Wohlschläger binden läßt, aber die Hände des alten Wohlschläger zittern. Erst nachdem man Lecian auf den Schemel gehoben, gewinnt der Greis, der von seinem Schwiegersohn Nehyba die vier Treppen der Galgenleiter hinaufgeführt werden muß, seine Fassung wieder, legt dem Delinquenten die Schlinge um den von Tuberkulose verwüsteten Hals und waltet seines Amtes. Um sechs Uhr sechs Minuten meldet

Wohlschläger: „Herr Präsident, der Gerechtigkeit ist Genüge getan." Um sechs Uhr dreizehn Minuten fordert der Divisionspfarrer die Anwesenden, unter denen sich zwanzig Pressevertreter befinden, auf, für das Seelenheil des Entseelten zu beten, und eine halbe Stunde lang läßt man die Leiche auf dem Richtpflock hängen. Tiefstes Mittelalter, längst vergangene Vergangenheit – damals schrieb man den 6. Oktober 1927.

Wohlschläger, von Herrn Nehyba begleitet, fährt nach Prag zurück. In der Steinmetzgasse auf dem Belvedere, in dem Zimmer, das an seine Goldschmiedewerkstätte grenzt und an dessen Wänden das Konterfei seines Amtsvorgängers und viele Heiligenbilder hängen, ordnet er seine Papiere, Marschrouten, Galgenblätter, Reiserechnungen, um sie nur vorzuzeigen, wenn ein alter Bekannter ihn aufsucht. Dann beginnt Leopold Wohlschläger an Hand dieser mittelalterlichen Dokumente persönliche Erlebnisse, die unerbittliche Sittengeschichte sind, zu erzählen, während Enkelkinder zu seinen Füßen spielen.

DER MORDVERSUCH UND DER MORD AN EDUARD KISCH

Neugierig sah ich mich im Büro um, als ich beim Chef der Sicherheitspolizei eingeführt wurde. Nichts Kriminalistisches, nichts Geheimnisvolles war zu sehen, es war eine Kanzlei wie jede andere.

Nur hinter dem Spiegel steckte ein zusammengefaltetes, vergilbtes Zeitungsblatt.

Der alte Kriminalchef, meine Neugierde zu einer Lektion für den neuen Reporter benützend, reichte es mir.

Es stammte aus der Zeit eines Raubmordes, von dem ich in meiner Kindheit gehört hatte: Die Pfandleiherin und Juwelenhändlerin Gollerstepper war in der Husgasse, einer engen und belebten Straße des Stadtzentrums, um die Mittagsstunde mit einem Pflasterstein getötet und ihr Laden bis aufs kleinste Ringlein ausgeraubt worden; wochenlang suchte man vergeblich die Spur der beiden Täter. Damals regnete es gegen den Chef des Sicherheitsbüros, Polizeirat Olitsch, Vorwürfe wegen Unfähigkeit, und seine Stellung geriet ins Wanken, die Stellung des „Polizeirates Oltschin", dessen Allmacht und Gottähnlichkeit Gustav Meyrink in seinem Roman „Der Golem" geschildert hat.

Es hieß bereits, daß Polizeirat Olitsch pensioniert worden sei, als er plötzlich durch eine Glanzleistung bei einem anderen Raubmordversuch rehabilitiert wurde: In die kleine Wechselstube meines Onkels Eduard Kisch auf dem Poŕitsch waren zwei Männer gekommen und ließen sich Wertpapiere vorlegen. Während sich der Inhaber des Geschäftes umwandte, schwangen sich die beiden Kunden über das Ladenpult, zogen zwei Äxte unter ihren Röcken hervor und – im selben Augenblick tauchten aus einem Schrank und aus Verstecken unter den Ladentischen ein Inspektor und mehrere Detektive mit erhobenen Revolvern auf und machten die Räuber dingfest.

Olitsch hatte durch Verhaftung eines verdächtigen Man-

nes und aus einem mit diesem angestellten Kreuzverhör von dem beabsichtigten Mord erfahren und sich der Räuber im Augenblick der Tat, absichtlich im Augenblick der Tat, bemächtigt.

So stand es im Polizeibericht, die Zeitungen besorgten die Begleitmusik, und einige Tage lang sprach die Stadt von dem genialen Schachzug Olitschs. Die tote Gollerstepper war vergessen ...

Aber das sozialdemokratische Blatt gab sich nicht zufrieden. Der Schachzug sei zwar genial gewesen, jedoch in anderem Sinne. An dem Wechsler sei gar kein Raub, geschweige denn ein Raubmord beabsichtigt gewesen, sondern der Polizeirat habe diese Szene arrangiert, um die öffentliche Aufmerksamkeit von dem unaufgehellten Mord an der Juwelenhändlerin abzulenken. Die „Räuber" seien Kreaturen Olitschs gewesen, deren Freilassung er nach einiger Zeit schon veranlassen werde. „Das ist so wahr", schloß der Artikel, „wie es wahr ist, daß sich der Herr Polizeirat diesen Artikel nicht hinter den Spiegel stecken wird."

Ich reichte dem Kriminalchef, der inzwischen längst zum Regierungsrat avanciert war, die Zeitung zurück. „Haben Sie das zu Ende gelesen? Auch den letzten Satz?" – Ich bejahte. – „Sehen Sie, bis zum letzten Satz erlogen!" Und er steckte den Artikel wieder hinter den Spiegel.

Einige Jahre nach dieser meiner Installierung ins Reporteramt, am Abend des 29. September 1910, wurde Eduard Kisch in seiner Wechselstube mit einer Hacke erschlagen und das Geschäft ausgeraubt. Die Täter: unbekannt flüchtig.

Am selben Tag war ich in einem Elendenkostüm in das städtische Asyl gegangen, um dort als Gleicher unter Gleichen zu nächtigen und im Rahmen einer Artikelserie darüber zu berichten. Von den Obdachsuchenden wurde zunächst denen Einlaß gewährt, die sich mit einem Arbeitsbuch ausweisen konnten, in zweiter Linie kamen die Besitzer eines Heimatscheines in Betracht, die dritte Gruppe bestand aus Leuten, die gar keine Legitimationspapiere besaßen. Zu diesen gehörte ich. Doch fand ich mit zwei oder drei anderen noch Aufnahme.

Gegen zehn Uhr abends sitzen wir auf unseren Pritschen,

ich notiere Gespräche und Sonderbarkeiten in mein Gedächtnis. Plötzlich ein Ruf: „Streife!" Ein Wachinspektor, von einem Polizisten begleitet, gibt den Befehl: „Papiere vorweisen!" Jeder holt sein Arbeitsbuch hervor, manche, was schon etwas verdächtiger ist, bloß den Heimatschein. Der Inspektor liest, wirft einen Blick auf Anzug oder Hände des Betreffenden, zuckt die Achseln, geht zum nächsten.

Ich Neuling denke: Das ist wohl jeden Abend so. Ich weiß ja nicht, daß ganz nahe vom Asyl ein Raubmord begangen worden ist und daß die Polizei kaum mehr als den Namen des Ermordeten kennt. Der Wachinspektor (zu mir): „Ihre Papiere?" – „Ich habe keine." – Er mustert mich mißtrauisch. Trotz meiner Lumpen sehe ich nicht aus wie die meisten anderen Asylisten, bin kein Krüppel, kein Greis, habe keine entzündeten Augen, keinen Ausschlag – wenn einer, so bin ich es, dem Verbrechen und Flucht zuzutrauen sind. Und gerade der hat keine Papiere.

„Sie heißen?"

„Kisch."

Der Inspektor tritt einen Schritt zurück, der Polizist springt auf mich zu, als ob er mich packen wolle. Ich sehe ihre zitternde Erregung und bin zitternder Erregung voll. – „Was sind ..., wann sind Sie ..." Er versucht einige Sätze anzufangen. „Kommen Sie hinunter." Wir gehen. Der Polizist nimmt meinen Hut, den ich bis zu meiner Rückkehr liegenlassen wollte, von der Pritsche und behält ihn in der Hand. „Den haben sie", höre ich meine Zimmergenossen sagen, während sich hinter mir die Tür schließt.

Verhör im Aufnahmezimmer. Ich entschließe mich, unumwunden zu sagen, wer ich bin, was ich hier will. „Weshalb haben Sie sich aber als Handlungsgehilfe aus Reichenberg eintragen lassen?" Ja, warum habe ich. Ob ich mit dem Wechselstubenbesitzer Kisch verwandt sei? Aha, denke ich, der Inpektor ist wohl ein Bekannter meines Onkels, das Geschäft liegt ja in seinem Revier. Gleich wird man sehen, daß ich ein anständiger Mensch bin, wenn ich sage, daß Herr Eduard Kisch mein Onkel ist. Aber der Inspektor und der Schutzmann, der mich bisher nicht aus den Augen gelassen hat, geradezu als ob ich ein Raubmörder wäre, sehen

einander bei dieser Antwort groß an. Das wird mir zu dumm: „Ich bin mit den Herren von der Polizeidirektion bekannt." Der Inspektor ruft das Sicherheitsdepartement an. Narr, denke ich, jetzt ist längst niemand dort, um acht ist der Dienst zu Ende. Aber schon spricht er mit dem Sicherheitsbüro, erstattet Meldung: „Asyl, Mann ohne Papiere, Kisch, ja, heißt Kisch, gibt sich für einen Journalisten aus... Bitte? Jawohl, Egon Erwin, sagt er... So?... Ja, er steht neben mir." Zu mir, erstaunt unwillig: „Sie sollen zum Telefon kommen."

Ich: „Hallo. Ah, Herr Kommissär Wanassek, guten Abend. Noch so spät im Dienst? Etwas Besonderes? Schade, daß ich nicht hinkommen kann. Na, es wird Zeit haben fürs morgige Abendblatt. Jawohl, ich übergebe."

Zwei Minuten später sitze ich wieder auf meiner Pritsche oben im Asyl.

Den Raubmörder hat man nie erwischt. Die Kopien der auf dem Tatort vorgefundenen Fingerabdrücke wurden an alle Polizeibehörden der Welt gesandt, und aus Berlin kam ein Telegramm folgenden Inhalts: „Abdrücke sind die des Einbrechers Rudolf Hauser aus Innsbruck." Tatsächlich stellte man fest, daß Hauser mit seinem Freund Karl Josef Heß aus Amstetten kurz vorher aus dem Zuchthaus entsprungen war und sich nach Prag gewandt hatte. Sogar das Zimmer, das sie in Prag bewohnt hatten, wurde ausfindig gemacht und viele Menschen festgenommen, aber es erwies sich, daß keiner so verdächtig war wie der im Nachtasyl festgenommene Neffe des Ermordeten.

In den Umsturztagen, Ende 1918, hetzte die von den ängstlich gewordenen Kapitalisten gepeitschte Wiener Presse gegen die Rote Garde, indem sie Verleumdungen über deren Mitglieder veröffentlichte, es seien lauter entsprungene Sträflinge, steckbrieflich verfolgte Eigentumsverbrecher und dergleichen. Die Folge davon? Entsprungene Sträflinge, steckbrieflich verfolgte Verbrecher wollten sich anwerben lassen und taten sich bei der Anmeldung noch groß mit ihren Delikten; sie glaubten wirklich, hier seien Räuber willkommen. Natürlich waren sie schneller aus dem Werbe-

lokal draußen, als sie hereingekommen waren. Andere verschwiegen ihr Vorleben, aber es waren zum Glück so viele politische Häftlinge unter uns, alle Verhafteten des Januarstreiks, Pazifisten und Dienstverweigerer, und die standen bei den Werbetischen, erkannten ihre „Kollegen von der anderen Fakultät" und erklärten ihnen deutlich, hier hätten Opfer der Gesinnung nicht mehr mit Räubern, Dieben, Mördern ein gemeinsames Quartier. Trotzdem ließ sich's nicht vermeiden, daß es hie und da – im ganzen war der Prozentsatz an Kriminellen sehr gering – einem gelang, sich einzuschmuggeln, und wir hatten dann inmitten schwerster politischer und wirtschaftlicher Arbeit noch wochenlang zu tun, die für unsere Sache gefährlichen apachistischen Elemente aus den Bataillonen herauszufinden und zu extrahieren.

Am Tage da wir das Militärkommando mitsamt der Telefonzentrale besetzten, hatte ich vormittags noch in der Kanzlei wegen Ausrüstung und Bewaffnung einiges zu tun. Unter anderen kamen einige im Maschinengewehrdienst ausgebildete Leute, mit denen ich unsere MG-Abteilung verstärken wollte; sie brachten je einen Zettel mit, den ich zu unterschreiben hatte, da ihnen sonst in unserem Monturdepot keine Ledergamaschen ausgefolgt worden wären. Jeder wurde in die Standesliste der MG-A. eingetragen, bekam den unterschriebenen Fassungsschein und wartete, bis die anderen soweit seien. Sie wollten dann gemeinsam in das Magazin gehen. Der Schein des „Weigend, Alois" war eben unterschrieben und seinem Besitzer übergeben, ich nahm den nächsten vor, als Weigend meine Unterschrift zu buchstabieren begann, halb für sich:

„E. Kisch ..." Und – wie aus der Erinnerung herausholend – hinzufügte: „Eduard Kisch."

Schreibend fragte ich ihn, ohne an Besonderes zu denken: „Du kennst einen Eduard Kisch?"

„Na, na, ich hab einen kennt, net in Wien, in Prag ..."

Ich fuhr herum: die Richtigstellung meiner Frage ins Perfektum. Prag ...

„Den Wechselstubenbesitzer, nicht? Der ist tot ..."

Das war plump. Der Mann, untersetzt, schlecht rasiert, aber bartlos, wurde ganz blaß.

„Nein, nein, weiß nicht, was er war ..."

Ich tat uninteressiert, nahm den nächsten vor, fragte den nach seinem Namen, trug ein, unterschrieb. Weigend aber sprach ungefragt weiter, wollte sich herausreden.

„Ja, a Schlosser war er, richtig, hab mit ihm gearbeitet in Ternitz."

Ich reagierte nicht, amtierte weiter; alle waren abgefertigt, verließen das Büro, über den Hof ins Magazin. Nach fünf Minuten wollte ich unauffällig hinüberkommen, meinen Mann beiseite rufen, tat dies – aber Weigend war nicht da. „Der ist zum Tor gegangen, er hat gesagt, seine Frau wartet auf ihn."

Ich zur Torwache. „Genossen, habt ihr jemanden hinausgelassen?"

„Ja, aber der kommt gleich. Er hat den Fassungszettel auf Ledergamaschen zum Pfand gelassen."

Mit dem Posten war nicht viel zu machen, er hatte nicht annehmen können, daß jemand einen Bon auf Ledergamaschen verfallen lassen werde. Außer aus triftigen Gründen. Wie triftig die Gründe waren, konnte sich keine Torwache träumen lassen ...

Im Grundbuch der R. G. ließ ich Nationale und Adresse von Alois Weigend suchen und sandte in die verzeichnete Wohnung, Neubaugürtel 72. Ein Weigend war dort unbekannt.

Es wäre möglich gewesen, weiterzuforschen. Das unterließ ich; die Kischs sind kein sizilianisches Bauerngeschlecht, und keine Tradition verpflichtet mich, Blutrache zu üben ...

EINE FRAU,
DIE AUF HUGO SCHENK WARTET

„Aber", wandte jemand aus der Gesellschaft ein, die über kriminelle Begebenheiten plauderte, „wenn es wahr ist, daß die Verbrecher selbst dumm sind, wieso kommt es dann, daß so viele Verbrechen gelingen?"

„Weil ihre Opfer noch dümmer sind."

„Das stimmt", nickte Frau H...r, „Sie kennen doch mein Stubenmädchen?"

„Die alte Klara?"

„Ja, die alte Klara. Sechzig Jahre war sie im vorigen Monat. Die hat mir neulich ihren Liebeskummer gebeichtet: In ihrer Jugend hat sie in Hannover als Kindermädchen gedient, bei einer Wiener Dame, die mit ihrer Familie zum Sommeraufenthalt nach Vöslau fuhr. Dort hat die Klara einen Mann kennengelernt und sich mit ihm verlobt. Nach Hannover zurückgekehrt, beschaffte sie sich ihre Papiere und behob ihre Ersparnisse, um zur Hochzeit nach Wien zu reisen. Ihr Bräutigam drängte schon. Er hatte sich als Ingenieur bezeichnet, aber angedeutet, er sei in Wirklichkeit ein Fürst Wipolinski..."

„Winipolski, nicht?" unterbrach ich.

„Ja, Winipolski, ganz recht. Sie kennen den Namen? Wer ist dieser Fürst Winipolski?"

„Bitte, erzählen Sie weiter, gnädige Frau."

„Wenn Sie den Namen kennen, ist die Sache vielleicht doch nicht so unwahrscheinlich, wie sie mir vorkam. Mir schien es unglaubhaft, daß der russische Zar ihn von Mördern verfolgen lasse – aber wenn Sie den Namen kennen, wird vielleicht doch etwas daran sein." Frau H...r war durch meine Zwischenfrage eingeschüchtert. „Ich war fest davon überzeugt, daß die Klara damals einem Heiratsschwindler in die Hände geraten sei..."

„Wie war das?"

„Also, sie schrieb ihm nach Wien, postlagernd, daß sie

ankomme. Nun, er war nicht an der Bahn. Sie ging in ein Hotel, ‚Zur Spinne', glaube ich, weil er erwähnt hatte, sie würden dort wohnen. Auf dem Postamt fragte sie, ob ihre Briefe schon behoben seien – sie waren noch da. Da dachte Klara, ihr Verlobter sei entweder krank oder verreist. Ein paar Tage blieb sie im Hotel, dann fuhr sie nach Hannover zurück. Sie wartete auf eine Nachricht, sie wartet eigentlich noch immer, daß ihr Fürst zurückkommen und sie zur Fürstin machen wird, wie er ihr oft geschrieben."

„Könnte ich die Briefe sehen?"

„Ich glaube nicht, daß die Klara sie aus der Hand geben wird. Sie hat sie in einer Schatulle aufbewahrt mitsamt dem Verlobungsring und verwelkten Blumen."

„Sagen Sie ihr zum Beispiel, daß Sie einen Graphologen kennen, der aus der Handschrift feststellen kann, ob der Schreiber noch lebt, ob er wiederkommen wird oder so etwas. Sie erhält die Briefe binnen vier Stunden unversehrt zurück."

„Ich werde es versuchen. Aber erzählen Sie, was Sie daran so interessiert."

„Erst nachdem ich die Briefe gesehen habe!"

Klara hat zwar abgelehnt, ihre Schätze herzuleihen oder auch nur zu zeigen, aber Frau H . . . r konnte den dringenden Bitten eines leidenschaftlichen Berichterstatters nicht widerstehen, ihn für Sonntag nachmittags zum Tee einzuladen; Klara hatte Ausgang.

Es sind sechs Billetts aus der Zeit vom 25. Juli bis Ende Dezember 1883. Ein oder zwei Gespräche, zwei Rosen, ein Ring mit weißem Saphir, fünf kleine Briefe und eine Postkarte genügten, daß Fräulein Klara vierzig Jahre lang in Glaube, Liebe und Hoffnung des Verlobten harrte und heute noch jungfräulich seiner harrt. Er brauchte wirklich nicht mehr zu tun, und er hätte auch zu eifrigerer Korrespondenz wenig Zeit gehabt, die sechs Monate waren mit gründlicher Arbeit ausgefüllt.

Der Absender, der sich mit „Hermann Siegel, Ingenieur" unterzeichnet und darunter seine Briefadresse: „H. K. S., Westbahn Wien, postrestante" angibt, ist, wie ich sofort

wußte, als der Name „Fürst Winipolski“ fiel, kein anderer als der Dienstbotenmörder Hugo Schenk. Und in jener Zeit, in der ihn das junge hannoveranische Kindermädchen kennen- und lieben lernte, übte er eine Tätigkeit aus, wie sie die Kriminalgeschichte bestialischer kaum kennt. Aus den alten Zeitungsberichten über den Prozeß ist auf den Tag festzustellen, wann er mit Klara angebandelt, genauer wohl, als sie selbst es weiß, und wir vermöchten ihr auch zu erzählen, was der vornehme Herr mit den zurückhaltenden Manieren während ihrer Verlobungszeit getrieben.

Weshalb war er in Vöslau? Kurz vorher war Schenk mit dem Dienstmädchen Josefine Timal nach Weißkirchen gefahren und, von ihr und seinem erprobten Mordkomplizen Karl Schlossareck begleitet, nach Zernodin gegangen. Die drei ließen sich im Walde in der Nähe des „Gevatterlochs“ nieder; Schenk gab dem Mädchen Wein zu trinken, der mit Chloraldehyd gemischt war. Schlossareck ging abseits, um einen großen Stein heranzuwälzen. Als er mit diesem zurückkam, lag die Timal derangiert auf dem Boden. Schlossareck fragte Schenk: „Was hast du mit ihr gemacht?“ – Schenk erwiderte: „Sie hat es verlangt.“ Die beiden Männer knebelten das Mädchen und schleppten es zum Gevatterloch. Nachdem sie die Schmuckstücke und das Sparkassenbuch der Timal an sich genommen hatten, banden sie ihr den Stein um den Leib und stürzten sie die Böschung hinab in das Wasser des Gevatterlochs. „Die Augen, mit denen sie uns angesehen hat“, sagte Schlossareck, sonst bloß gedanken-, willen- und gefühlloser Mordgehilfe Schenks, zu seinem Meister, „die Augen werde ich, meiner Seel, nie vergessen.“

Diese Tat fällt bereits in jene Periode des Schenkschen Schaffens, in der er sich zur Erkenntnis durchgerungen hatte, bei Verbrechen müsse tabula rasa gemacht werden, jedes Opfer nicht bloß beraubt, sondern auch getötet, und alle Leute, die einen Anhaltspunkt zur Aufhellung der Tat geben könnten, ebenfalls. Eine solche Persönlichkeit war in diesem Falle die Tante der ermordeten Josefine Timal, Fräulein Katharina Timal in Budweis. Sie aus der Welt zu schaffen schien aus zwei Gründen ratsam: erstens hatte Katharina Timal sich um ihre Nichte eifrig gekümmert, wes-

halb die Gefahr bestand, daß sie nach deren Verbleib forschen könnte, zweitens hatte sie Geld.

Schenk beschloß, sie „im Namen ihrer Nichte" einzuladen, zu dieser auf ihr Landgut bei Pöchlarn zu übersiedeln. Da er die Adresse Katharinas nicht wußte, fuhr er nach Vöslau, um die Schwester der Josefine nach der Adresse von Tante Katharina zu fragen.

Das war schnell erledigt, und es blieb ihm noch Zeit, ein junges hannoveranisches Kindermädchen auf der Straße anzusprechen, ihr ewige Liebe und Treue zu schwören, sie um Herz und Hand zu bitten, das Jawort zu erhalten, ihr sein Lebensgeheimnis zu enthüllen, daß er der Fürst Winipolski sei und wegen polnischer Propaganda vom Zaren verfolgt, die Höhe ihrer Ersparnisse zu erkunden, den Termin der Hochzeit in Wien zu besprechen und ihr strengstes Stillschweigen aufzutragen – ohne daß diese Überfülle von Erklärungen und Verpflichtungen dem jungen Mädchen aus den achtziger Jahren damals oder im Laufe der nächsten vier Jahrzehnte irgendwie auffiel.

Ob er ihr schon das erstemal die Rosen und das Ringlein mit dem weißen Saphir (welchem seiner Opfer mag er es abgenommen haben?) geschenkt oder ob er noch ein zweites Mal in Vöslau zu Besuch war, wissen wir nicht.

In den Akten steht bloß, daß des verlobten Herrn ehelich angetrautes Weib, die ahnungslose Frau Wanda, aus Prag, wo Schenk sie untergebracht hatte, verzweifelt nach Wien reiste, um ihn wiederzugewinnen; Wanda kehrte unverrichteter Dinge zurück und fand schließlich in Saaz im Hause eines Hopfenhändlers eine Anstellung als Gouvernante. Außerdem kam Katharina Timal aus Budweis, der vermeintlichen Einladung ihrer jungverheirateten Nichte Folge leistend, in Wien an. Ihr neuer Neffe, Hermann Siegel, erwartete sie und fuhr mit ihr am 21. Juli nach Krumm-Nußbaum. Nachts gingen sie gegen das „Gut" zu, als Schlossareck mit Karl Schenk, dem Bruder Hugos, am Donauufer an sie herantrat: „Brauchen Sie einen Fährmann?" Hugo bejahte – das verabredete Zeichen –, und im selben Augenblick fielen Karl Schenk von vorne, Schlossareck von hinten über die Timal her, um sie zu erwürgen. Da sie sich verzweifelt

wehrte, schnitt Hugo Schenk ihr mit einem Schlachtmesser Hals und Kehle durch. Dann nahmen die Mordkumpane der Sterbenden Pretiosen und ein auf zwölfhundert Gulden sechzig Kreuzer lautendes Sparkassenbuch ab, banden ihr einen Stein um den Leib und warfen sie ins Wasser. Tags darauf behob Hugo Schenk in Wien die Spareinlage und machte mit Emilie Höchstmann, einem wohlhabenden Bürgermädchen, das er seit langem mit seinen Nachstellungen verfolgte, eine Landpartie nach Melk; dort gestalteten sich die Beziehungen endlich nach seinem Wunsch.

Am selben Tag putzte sich unsere Klara in Vöslau schön heraus; sie erwartete ihren Geliebten. Er kam nicht, sondern schrieb – unmittelbar nach der Ermordung der Katharina Timal – folgenden Brief an das Mädchen:

Wien, 25. Juli 1883.

Verehrtes Fräulein!

Ich bestätige den Empfang Ihres w. Schreibens vom 22. und muß nur bedauern, daß ich Sonntag nicht zurecht kommen konnte, da ich Ihr Schreiben viel zu spät erhielt.

Es hätte auch meinem Herzenswunsch entsprochen, mit Ihnen den Sonntag auf dem Lande zu verbringen, doch kam Ihr Brief erst gestern an. Heute ist es leider zu spät, denn ich nehme an, daß Sie in den nächsten Tagen nach H. verreisen werden. Ich hätte Sie dann gerne in Wien erwartet, aber ich reise heute abends nach Ungarn, um Holz einzukaufen, was mich ein bis zwei Wochen aufhalten wird.

Reisen Sie glücklich, verehrtes Fräulein, ich hoffe bestimmt, daß Sie in Ihrer Heimat die Versprechungen nicht vergessen werden, die wir uns gegenseitig gegeben haben, und an denen ich mit ganzem Herzen festhalte.

Mit innigen Grüßen zeichne ich mich Siegel,
Ingenieur.

Der Brief ist, wie alle, auf weißem Bogen, mit ausgeschriebener Hand und in flüssigem Stil geschrieben; Schenk war der Sohn eines Kreisgerichtsrates in Teschen, hatte gute Schulbildung genossen und war, trotzdem er erst vierunddreißig Jahre zählte, ein ziemlich weitgereister Mann. Sein nächstes Schreiben an Klara ist schon nach Hannover ge-

richtet, nach einer neuerlichen Bluttat, die er diesmal allein begangen hatte. Am 5. August 1883 war er mit dem bildhübschen Stubenmädchen Therese Ketterl nach Lilienfeld gefahren und hatte sie in eine einsame Gebirgsschlucht, die „Sternleiter", geführt, wo er sie erschoß. Bei Gericht gab er allerdings an, er habe seiner Begleiterin gezeigt, daß sein Revolver ungeladen sei; später habe er unauffällig eine Patrone eingeschoben und sie veranlaßt, den Revolver – „spaßhalber" – gegen ihren Kopf abzudrücken. Den Leichnam beraubte Hugo Schenk vollständig, zog ihm sogar Kleider und Wäsche aus und versenkte ihn in den Fluß. Drei Tage darauf schreibt er an Klara nach Hannover:

Wien, 8. August 1883.

Verehrtes Fräulein!

Anzeige Ihnen, daß ich von meiner Geschäftsreise zurückgekehrt bin, habe viele Aufregungen hinter mir, doch glaube ich alles gut erledigt zu haben, so daß unsere Zukunft jetzt heller erscheint. Ich fand Ihre beiden l. Briefe und können Sie sich denken, wie ich mich freute.

Ich vertraue Ihnen vollkommen, wie Sie auch mir vertrauen können. Das Leben hat viele ernste Momente, doch mit Mut und Geduld kann man alles überwinden. Auch Haß und Mißgunst können nichts ausrichten gegen die Einigkeit zweier *treuer* Herzen.

Ich würde Ihnen raten, alle notwendigen Papiere sich von Ihren w. Eltern schicken zu lassen, und auch alles andere bereit zu halten. Sie werden von mir sehr bald erfahren, was ich für uns beide beschlossen habe, und glaube ich, daß dann unser Glück vollkommen sein wird.

Seien Sie vielmals und aufrichtig innig gegrüßt

Von Ihrem Hermann S.

Der Brief, mit dem er sich ein neues Opfer sichert, ist um so bemerkenswerter, als die letzte Beute – diesmal muß er sie weder mit seinem Bruder noch mit Schlossareck teilen – so beträchtlich ist, daß er sich wahrlich eine Zeitlang Ruhe gönnen könnte; hat er doch die Depots der Ketterl in der Höhe von 813 Gulden und 364 Gulden 58 Kreuzer behoben, für die Wertpapiere in der Wechselstube „Merkur"

1400 Gulden bekommen und dem Leichnam außerdem ziemlich teuren Schmuck geraubt.

Mit Emilie Höchstmann, die der Mädchenmörder wirklich zu lieben scheint, fährt er nun nach Stein – nicht ohne vorher der zum nächsten Opfer ausersehenen Klara obige Sentenzen mitzuteilen, daß das Leben viele ernste Momente habe, Mut und Geduld alles überwinden können und dergleichen. Dem Schwager der Höchstmann richtete er vom Gelde der toten Ketterl einen Blumenladen in Stettin ein und verbringt den Rest der Flitterwochen in Wien, wo bereits Plakate das Verschwinden der Ketterl anzeigen und den Verdacht eines Raubmordes aussprechen.

Vielleicht denkt er nunmehr daran, einige Zeit zu pausieren, jedoch Klara bombardiert ihn mit Liebesbriefen, sie drängt sich zu ihrem Glück. Er antwortet nicht. Als sie ihm anzeigt, daß sie am 1. September nach Wien abreisen wolle, winkt er ab. Korrespondenzkarte genügt:

Wien, 25. August 1883.

Verehrtes Frl.!

Ein Telegramm zwingt mich, auf einige Zeit zu verreisen, und muß Sie daher bitten, Ihre Abreise zu verschieben, bis ich Ihnen meine Rückkunft anzeige, welches hoffentlich recht bald der Fall sein wird.

Mit vielen Grüßen zeichne ich mich Hermann S.

Hermann S. arbeitet an neuen Dingen. Die Zofe Josefine Eder braucht er gar nicht zu ermorden; sie ist so sehr sein willenloses Instrument, daß sie ihm ohne äußere Nötigung ihre Ersparnisse ausliefert und ihre Herrin, die Baronin Malfatti, bestiehlt, um den Schmuck ihrem Bräutigam zu bringen. Außerdem hat Schenk das Stubenmädchen Rosa Ferenczy aufs Korn genommen, die ein Vermögen von achthundert Gulden hat. Aber sie hat ihr Sparkassenbuch verloren, und die Amortisation muß durchgeführt werden, bevor Schenk darangehen kann, sie umzubringen. Inzwischen verlangt Schlossareck, dessen Anteile immer gering gewesen sind und der von der Ketterl überhaupt nichts gehabt hat, aus Geldmangel die Ausführung neuer Taten. Da schreibt Schenk an mehrere seiner Reservebräute – das Gericht

stellte später fest, daß er deren acht besaß – und knüpft die gelockerten Beziehungen fester. Unsere Klara bekommt diesen Brief:

Wien, am 12. Oktober 1883.

Verehrtes Fräulein Klara,

mitteile Ihnen voller Freude, daß ich gesund zurückgekehrt bin und daß Ihre Briefe vorgefunden habe. Ich bin sehr schmerzlich überrascht, weil Sie an meiner Treue verzagt sind, ich bin ein Mann von Wort und was ich mir vornehme, führe ich durch, auch wenn sich noch so unermeßliche Schwierigkeiten gegen mich türmen.

Seien Sie versichert, daß auch ich der schönen Stunden in V. mich gerne erinnere und nichts sehnlicher wünsche, wie unsere endliche Vereinigung.

Schreiben Sie mir, wann Sie nach hier kommen können, damit ich, mit Berufsgeschäften und -sorgen überhäuft, alles einrichten kann.

Nehmen Sie nochmals die Versicherung meiner vollsten Liebe und Ergebenheit entgegen von Ihrem

Hermann S., Ingenieur,
Westbahn Wien, postrestante.

Ein Überfall, den die beiden Schenks und Schlossareck auf einen Postboten zwischen Pöchlarn und Artstetten unternehmen wollen, schlägt fehl; ein Einbruch, um die Familie des Postmeisters zu ermorden, stellt sich als undurchführbar heraus, die Rosa Ferenczy ist noch nicht reif zum Raubmord, da sich die Amortisation des Einlagebuches verzögert, und Klara, die am 1. September Hannover verlassen wollte, schreibt anscheinend, auf die Postkarte hin bleibe sie noch, und zwar habe sie sich ihrer Herrschaft gegenüber verpflichten müssen, noch mindestens ein Vierteljahr im Dienst zu bleiben, sonst wäre sie nicht von neuem angestellt worden. Die Antwort ihres Bräutigams lautet:

Wien, 2. November 1883.

Verehrtes Fräulein Klara,

bestätige Ihnen Ihre beiden Briefe vom 18. und 26. Oktober und bin sehr traurig, daß Sie sich auf solange Zeit ver-

pflichtet haben. Ich habe unsere Vereinigung, die ich so sehr ersehne, für diese Tage erwartet, und bin sehr traurig, daß ich bis Neujahr warten muß. Schreiben Sie mir, wann Sie eintreffen, da ich Sie sehnsüchtig am Bahnhof erwarten werde.

In meinem Leben ist unerwartet eine sehr günstige Wendung eingetreten, ich gebe Ihnen die bestimmte Versicherung, daß sich unsere Zukunft sehr günstig gestalten wird.

Vergessen Sie nicht, die Papiere mitzubringen, und alles andere, damit nichts verzögert, ich habe hier bereits alle Vorbereitungen getroffen.

Mit der Hoffnung auf endliches baldiges Wiedersehen, empfiehlt sich Ihnen Ihr Sie liebender

H. S.,

Westbahn postlagernd. Ingenieur.

Der letzte Brief, den Schenk an seine Braut schreibt und in dem er ihr – vielleicht wirklich – aufrichtigen Herzens ein glückliches Weihnachtsfest wünscht, „weil es doch das letzte ist...", trifft auch alle Anordnungen wegen der Ankunft.

Wien, am 10. Dezember 1883.

Verehrtes Fräulein Klara,

wie ich aus Ihrem letzten l. Briefe vom 1. d. M. sehe, haben Sie alles so erledigt, wie ich es nicht besser wünschen kann. Betreffs Ihrer Befürchtung kann ich Sie vollkommen beruhigen, ich bin ein freiheitlicher Mann und habe keine Vorurteile.

Bewahren Sie mir nur Ihre w. Zuneigung und Vertrauen und seien Sie versichert, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten und meine Zärtlichkeit niemals erkalten wird. Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigstem Herzen ein glücklichstes Weihnachtsfest, weil es doch das letzte ist, das Sie in ledigem Stande verbringen.

Abreisen Sie also am 1. n. M., nehmen Sie alles mit, und schreiben Sie mir noch die Stunde Ihrer Ankunft. Ich werde auf dem Perron warten, wenn ich in Wien bin. Sonst gehen Sie ins Hotel „Zur gold. Spinne" auf der Landstraße, wo ich ein Zimmer reservieren werde. Es kann nämlich sein, daß

mich eine wichtige unaufschiebbare Angelegenheit zu einer kurzen Reise zwingt. (Geschäftlich.)

Nehmen Sie die Versicherung meiner vollsten Ehrenhaftigkeit, mit der ich mich zeichne Siegel

Ingenieur.

Bitte, antworten Sie mir noch umgehend.

H. K. S.

Westbahn Wien, postrestante.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand... Eine Woche nach Absendung dieses Briefes trifft endlich die Zuschrift der Sparkasse an Rosa Ferenczy ein, daß die Amortisation durchgeführt wurde und der Behebung des Betrages nichts im Wege stehe. Nun wird in der Nähe von Preßburg am rechten Donauufer die Mordstätte ausfindig gemacht und an Ort und Stelle alles besprochen. Am 28. Dezember reist Schenk mit der Ferenczy nach Preßburg, Schlossareck und Karl Schenk, die Hugo als seine Freunde vorstellt, fahren mit. Nachdem sie gegessen haben, begeben sich alle auf den ausgesuchten Platz. Dort schlägt Schlossareck mit einer Hacke, die er in einem Sack bei sich trug, das Mädchen nieder, dann nimmt Hugo Schenk das Beil und vollendet das Werk, indem er ihr die Schädeldecke zertrümmert. Die Leiche wird durchsucht, Ohrgehänge und Perlenarmband abgenommen (es sind Geschenke Schenks, für den sie die Eder bei der Baronin Malfatti gestohlen hat), und vor allem das Sparkassenbuch. Man wirft die Tote, steinbeschwert, in die Donau.

Schenk wird vorsichtig. Die Amortisation des Einlagebuches könnte in Verbindung mit dem Verschwinden der Ferenczy und der Auszahlung des Gesamtbetrages Verdacht erregen; auch kennen ihn die Dienstgeber des verschwundenen Mädchens. Tagsüber hält er sich in der Wohnung seines Bruders oder Schlossarecks auf. Er denkt nicht daran, die Briefe Klaras abzuholen, geschweige denn die Braut zu erwarten.

Klara kommt an, und da ihr Bräutigam nicht am Bahnhof ist, geht sie ins Hotel „Zur goldenen Spinne". Kein Zimmer reserviert, ihr Bräutigam unbekannt. Sie bleibt. Auf dem Bahnhofspostamt erfährt sie, daß ihre letzten Briefe nicht behoben sind. Vielleicht hat er ihr nach Hannover geschrie-

ben. Sie fährt nach Hannover zurück. Auch hier nichts. Nun, vielleicht hat er keine Zeit. Ihr Vertrauen ist nicht erschüttert.

Schenk wird ausgeforscht, festgenommen, und man macht ihm schon im März vor dem Senat des Ausnahmsgerichtes den Prozeß. Am 22. April 1884 baumelt er neben Schlossareck als einer der bestialischsten Mörder aller Völker und Zeiten auf dem Galgen.

Klara aber wartet noch immer auf ihn. Briefe, Rosen und Ring sind ihr Heiligtum. Und die Erinnerung an ihren Fürsten, der so vornehm und zurückhaltend war wie keiner der Männer, denen sie je begegnet. Sie wartet auf ihn seit zweiundvierzig Jahren und ist überzeugt, er wird wiederkehren und sie freien.

IM LETZTEN KERKER DES MAGISTERS

Nichts liest man in den Chroniken von den Konstanzer Martern des Magisters Johannes Hus mit so nachhaltender Anteilnahme wie die Schilderung seiner letzten Haft. Die Qualen, die er im Turm des Dominikanerklosters auf der Rheininsel und in der Feste Gottlieben erlitten, Schmach und Schmerz seiner Festschmiedung an das kalte Gestein, die Nähe der Kloake, die Dunkelheit seiner Kerkerzelle, sein Leiden an Nieren- oder Gallensteinen, das durch die Klistiere eher erhöht als gemildert wurde – das alles bleibt hinter der grenzenlos schlauen Heimtücke zurück, mit der man ihn in den ersten Junitagen des Jahres 1415 zur Verfügung des Konzils hielt, id est für die Verhandlungen ungeeignet zu machen versuchte.

Bei diesen Verhandlungen im Refektorium des Franziskanerklosters standen Hunderte von Anklägern gegen den einen, Kaiser, Päpste, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, infulierte Äbte und Dompröpste gegen den schlichten Magister; sobald er etwas auf die Anschuldigungen zu erwidern wagte, „stürzte die ganze Menge mit Geschrei auf ihn ein, er hatte sich nach allen Seiten, nach rechts und links, nach vorne und hinten zu wehren". Andere meckerten ihr Hohngelächter, um seine Verteidigung unhörbar zu machen. Schwieg er achselzuckend, weil in diesem Höllenkonzert seine Stimme doch verhallen mußte, so jubelten alle: „Siehst du, jetzt mußt du schweigen, weil du nichts zu entgegnen weißt!"

Während am Abend die hohen Herren in Kaleschen in ihre Absteigequartiere fuhren, um sich an gastronomischer Tafel und in weichen Daunenbetten für die morgigen Plädoyers zu stärken, wurde der kranke Magister – seit beinahe sieben Monaten hatte er nur Kerkerluft geatmet und das Tageslicht durch den eisernen Filter gesehen – keineswegs in die Kasematten des Schlosses Gottlieben zurückgeführt (wo inzwischen der Mann saß, der im Vorjahre den Hus verhaften ließ, aber nun der entlarvte Betrüger Balthasar Cossa und nicht mehr infallibler Papst war), sondern

man schleppte ihn durch finstere Treppengänge in das Verlies des Hauses.

Nichts war mehr heil an dem Märtyrer Hus, und am nächsten Tage sollte er gegen die Welt der Mächtigen und Neunmalweisen die Wahrheit behaupten. Nichts war heil an ihm als der Kopf, mit dem er denken, und der Mund, mit dem er das Gedachte aussprechen konnte. Doch da geschah es, eben im Kerker der barfüßigen Franziskaner, daß ihn in der Nacht vor dem letzten Verhör (8. Juni) auch der Kopf verließ und der Mund. Schwindelanfälle packten ihn, er konnte kein Auge schließen, und die Wachsoldaten geben an, er habe gestöhnt vor Kopfweh, Fieberschauern und Zahnschmerzen. („Nam et noctem praeteritam dolore dentium totam insomnem duxerat", sagt der Bericht über den letzten Tag des Prozesses.)

Was mag er gelitten haben, als er den Zahnschmerz fühlte? Solange hatte er auf Hunderte von inquisitorischen Fragen zu antworten vermocht mit einer lauten Stimme, die das einzige war, was ihm in dem Wolfsgeheul der öffentlichen Verhandlung die Möglichkeit gegeben, sich Gehör zu verschaffen. Und nun verschloß ihm der Himmel, dessen Sache er zu vertreten meinte, den Mund durch die Schikanen eines Zahnes, durch Anschwellen der Backe, durch einen rasenden, in den Kopf dringenden Schmerz! Es konnte nicht Zufall sein: diese banale Krankheit tauchte auf unmittelbar vor der letzten Gelegenheit zum Widerruf, zur Abschwörung, so heftig, daß Johannes fürchten mußte, er werde am nächsten Tag nicht mehr die Kraft haben, dem Kreuzverhör zu begegnen! Wollte also Gott mit dieser Heimsuchung das Zeichen zur Unterwerfung geben?

Vom Zahnschmerz gefoltert, rief Johannes Hus die Instanz an, die entscheiden sollte. Und als sich am Morgen die Sonne aus dem Stadtgraben erhob, wußte er, was er zu tun habe. Er stand den Kirchenfürsten Rede, solange es sein Körper vermochte, dann wurde er leichenblaß und taumelte.

Der Bischof von Riga und die Hellebardiere trugen den offensichtlich von Gott gestraften Erzketzer in das unterirdische Mauerloch zurück, das er nicht mehr verließ bis zum Autodafé.

Dieser letzte und schauerlichste Kerker des verbrannten Magisters ist in Konstanz nicht leicht zu finden. Während selbst Neubauten, die an der Stelle bedeutsamer Häuser aufgeführt wurden, als historische Stätten markiert sind (so zum Beispiel weist das moderne Wohnhaus Obere Laube, Nr. 19, eine tschechisch-deutsche Gedenktafel für Hieronymus von Prag auf), ist der Gefängnisturm des Franziskanerklosters nicht gekennzeichnet. Weder Reiseführer noch Hotelportier wissen, daß es ein Franziskanerkloster in Konstanz gibt. Nur für den Besitzer alter Stadtchroniken ist der Gebäudekomplex, der freilich längst teils „Gewerbeschule", teils „Knabenschule" heißt und renoviert ist, mitsamt dem Turmvorbau zu erforschen. Der Haupteingang in das Volksschulgebäude liegt am Stephansplatz (Nr. 27), die hintere Front hat die Bezeichnung „Untere Laube, Nr. 12". Hier war früher die Stadtmauer, und keine Pforte führte von dieser Seite in das Kloster. Knapp bevor die Klosterfront zu Ende ist, springt der massive Turm quadratisch vor, so daß nördlich von ihm nur ein etwa vier Meter breiter Fassadenteil des Hauses übrigbleibt, der von der Straße aus gleichfalls turmartig wirkt. Links vom Turm ist ein öffentliches Pissoir, der Eingang zum Turm geht an zwei gleichfalls öffentlichen Klosetten vorbei: Dienstag und Freitag ist hier Wochenmarkt, Verkäufern und Kutschern dient diese dreifache Fürsorge. Ferner ist im Schulgebäude das Volksbad, dessen Heizraum schon im Bereich des Turmvorbaus liegt. Er ist zweistöckig, doch sind wohl beide Stockwerke erst später aufgeführt, worauf eine Inschrift über dem Fenster im ersten Stock (1692?) hinweist. Das gewaltige Klostergebäude hat noch im vorigen Jahrhundert als Kaserne und der Turm – traditionsgetreu – als Arrest gedient. Zur Zeit des Konzils waren die Gefangenen ebenerdig untergebracht, über ihnen befand sich nur das Dach und dort, wo sich die aus zwei Meter breiten Quadersteinen bestehende Mauer lukenartig verjüngt, ein unerreichbares Fenster. In dem heute als Waschküche eingerichteten Raum sieht man auch die ungeschickte Arbeit des nachträglich eingefügten Plafonds; in der angrenzenden Rumpelkammer, die von der Renovierung verschont wurde, überrieselt einen der Gedanke unheimlich, daß hier ein Mensch auf den Steinfliesen lag; der

schauerlichste aller Kerker war der des Magisters Johannes Hus, der freilich gefährlicher war als ein gewöhnlicher Ketzer; ein Rebell, ein Kämpfer für das Volk, mit Recht unter die Vorläufer des Sozialismus eingereiht.

Frau Adelsegg, die Schuldienersgattin, bewohnt den Turm, und da man ihr erklärt, was man zu sehen wünscht, schlägt sie die Hände zusammen: „Also ist es doch wahr, was der Vater immer gesagt hat!" Und beim Gitterfenster sitzt der Vater, ein Herr Anslinger, mit grauem Backenbart, achtundsiebzig Jahre alt. Er ist hier selbst Schuldiener gewesen und lebt in der alten Dienstwohnung beim Schwiegersohn im Ruhestand. „Wie ich eingezogen bin, als ganz junger Mensch, hat mir der Herr Rektor gesagt: ‚Das ist eine geheiligte Stätte, wo Sie jetzt wohnen werden, das war der letzte Kerker von dem böhmischen Reformator Johannes Hus.'" – „Wir haben es aber nicht geglaubt", wirft die Tochter ein. – „Ja, war denn nie jemand da, um den Turm zu besichtigen?" – „Ich wohne schon vierzig Jahre hier, und noch niemand ist gekommen. Sie sind der erste." Der Alte ist ganz stolz, weil sich noch zu seinen Lebzeiten herausstellt, er habe nicht geflunkert, und der Gast aus einem alten Werk über das Konstanzer Konzil nachweisen kann, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. Herr Anslinger fängt zu erzählen an, wie man vor vielen, vielen Jahren den Riesenstein aus Hegne gebracht hat, um ihn in der Konstanzer Brühl aufzustellen, wo Hus und Hieronymus verbrannt wurden. „Acht Pferde haben den Wagen mit dem Stein gezogen, und trotzdem sind in der Kanzleistraße zwei Pferde gestürzt, und eines hat sich den Fuß gebrochen, ich war selbst dabei. Die Leute haben geschrien: ‚Das ist ein Zeichen Gottes! Weil sie dem tschechischen Ketzer ein Denkmal errichten wollen!' Alle Fuhrleute haben ihre Pferde ausgespannt, und man hat den Stein mit Ochsen hinausfahren müssen, das hab ich mit eigenen Augen gesehen ..."

Sancta Simplicitas! Hier an dieser Stelle hat Johannes Hus, weil sein Gewissen es ihm befahl, einem stärkeren Memento, offenkundig einem Wink Gottes, getrotzt: dem Zahnschmerz.

DANTONS TOD UND POPPERS NEFFEN

Auf dem Friedhof Errancis neben der Barriere von Monceau vermoderten die geköpften Leichname der Brüder Frey aus Brünn mit den geköpften Leichnamen von Danton und Camille Desmoulins im gleichen Grabe.

Die beiden Freys hatten einander brüderlich umarmt, bevor sie sich dem Fallbeil darboten.

Als sie zum Richtplatz gefahren wurden, an jenem 16. Germinal des Jahres II (5. April 1794), vernahmen Danton und Desmoulins keinen Zuruf der Freundschaft und des Mitgefühls, wohl aber mußte ihr Ohr das alte Spottlied hören, das zur Schmähung ihrer auf dem Karren mitfahrenden Konventskollegen Chabot und Bazire angestimmt wurde:

Connait-on jamais rien de pire
Que Chabot, Merlin et Bazire
Et jamais rien de plus coquin
Que Chabot, Bazire et Merlin!

Den Brüdern Frey und ihren Agenten galt nicht einmal ein schmähender Vers. Nur Fetzen des unartikulierten Lärms, der die drei Karren von der Conciergerie zum Revolutionsplatz begleitete, mochten sich auf die Schieber beziehen, die aus Geldgier die Volksvertretung korrumpiert, die Revolution und die Republik an den Rand des Abgrundes geschoben.

Aus Geldgier. Das war es.

Nicht das Gefängnis, nicht das Tribunal und nicht das sichere Schafott trieben Danton zu jenem Ausbruch der Raserei, der den Gerichtssaal ergriff und die Republik hinwegzufegen drohte. Nicht das Gefängnis, nicht das Tribunal und nicht das Schafott. Besser ist's, durch das Fallbeil zu sterben, als sich vergeblich gegen die schwarzen Krämpfe der Pest zu wehren, besser ist's, als an Verschlingung der Därme dahinzusiechen oder gar auf dem Schlachtfeld in Blut und Dreck zu verrecken.

Willkommen war ihm der Tod nicht. Vor einem Monat, als er aus den Pflichten des Volksmannes desertierte, als er meditierend an den Ufern der Aube sich erging, kam er zu dem Ergebnis: sie werden es nicht wagen.

Nein, sie haben es nicht gewagt. Sie haben mehr gewagt oder weniger. Sie haben seinen Fall mit der Affäre des Deputierten Chabot zusammengeworfen, der sich für eine zarte Braut und für bares Geld kaufen ließ, sie haben ihn, Danton, mit Chabot und dessen Komplizen in ein und denselben Prozeß gespannt, er sitzt auf der Anklagebank in der Salle de la Liberté mit Börsenjobbern und Aktienschiebern; mit den beiden Bankiers Frey soll er mitten durch das Volk von Paris auf den Richtplatz fahren, sich gleichzeitig mit ihnen von Sansons Henkersknechten packen lassen und sein entströmendes Blut mit dem der Spekulanten vermengen!

Das war's, was Danton im Gerichtssaal zu jenem Exzeß der Raserei getrieben hatte, der den Konvent in seinen Fugen erzittern ließ.

Der Strafantrag des Revolutionstribunals

„Siegmann Gottlob Junius Frey, sechsunddreißig Jahre alt, geboren zu Brünn in Mähren, wohnhaft zu Paris, Rue d'Anjou, Faubourg Honoré,

Emanuel Frey, sechsundzwanzig Jahre alt, aus Brünn in Mähren gebürtig, wohnhaft Rue d'Anjou, Honoré, Bruder des obigen und, ebenso wie dieser, Schwager des Chabot,

sind angeklagt als Urheber, Begünstiger und Antreiber der Verschwörung, die angezettelt wurde, um die Volksvertretung durch Korrumpierung einiger ihrer Mitglieder herabzuwürdigen und eine Zersetzung des Konvents zu erzielen."

So steht es im Strafantrag, den Antoine-Quentin Fouquier-Tinville am 9. Germinal des Jahres II erhebt. „Die Brüder Frey", sagt der öffentliche Ankläger darin, „gleichfalls ausländische Exaristokraten, Exbarone, sind Agenten Englands und des Wiener Kabinetts, wenn sie sich auch mit dem Schleier des revolutionären Patriotismus maskieren. Sie seien zu Wien in effigie gehängt und ihre Güter dortselbst

beschlagnahmt worden, gibt ihr Schwager Chabot an, um ihre Liebe zur Freiheit glaubhaft zu machen, aber trotz dieser Vermögenskonfiskation haben sie Mittel gefunden, um ihrer Schwester eine Mitgift von zweimalhunderttausend Livres zu schenken und solcherart Chabot zu bestimmen, eine Ausländerin aus der Aristokratenklasse zu heiraten. Niemals haben Korruptionisten ihre Fallstricke mit größerer Verwegenheit und größerer Ruchlosigkeit ausgespannt, niemals haben Verschwörer mit schamloserer Offenheit den wahren Zweck ihrer Triebkräfte aufgezeigt.

Der dänische Hofadvokat Deiderichsen (Diederichs), der in Wien gelebt hat und 1792 nach Frankreich kam, ist der Agent der Gebrüder Frey und ihrer Spekulationen; seine ganze Haltung stellt ihn als ausschließliches Werkzeug ihrer Komplotte dar. Obwohl er angibt, nur von Almosen der besagten Brüder Frey zu leben, verleiht er an Privatpersonen beträchtliche Summen, entfaltet ein üppiges Leben, tätigt wichtige Handelsgeschäfte mit dem Ausland und versucht schließlich – in dem Augenblick, da er die verbindende Kette dieser zahlreichen Machenschaften als beschädigt oder gar als zerbrochen erkennt –, das französische Gebiet mit Geldbeträgen zu verlassen, die ihm angeblich von besagten Brüdern Frey übergeben wurden."

Betrug mit der Indischen Kompanie

Ihr Hauptdelikt betraf die alte Indische Kompanie, die prosperierendste der französischen Importunternehmungen. Nichts Geringeres war geplant, als die Nationalversammlung zu einem Scheinbeschluß auf Auflösung der Compagnie des Indes zu veranlassen. Mit den wertlos werdenden Aktien wollten sich die Bankiers eindecken und sie in dem Augenblick verkaufen, da der Konventsbeschluß im Wortlaut veröffentlicht sein würde, eine neue Hausse hervorrufend. Denn das Dekret sollte am Schluß die Bemerkung enthalten, die Compagnie des Indes habe von den bisherigen Verwaltungsräten liquidiert zu werden, das heißt, sie könne als liquidierende Gesellschaft weiter bestehen und ihre laufenden Geschäfte abwickeln.

Am 17. Vendémiaire (8. Oktober 1793) hielt Delaunay, ein gekauftes Subjekt, die fulminante Rede im Konvent: man möge die Indische Kompanie wegen Steuerhinterziehung auflösen. Die Fanfare, mit der er seinen Antrag hinausschmetterte, die Schilderung der Korruption, daß der Verwaltungsrat die abgabenpflichtigen Aktien in Verschreibungen umgewandelt habe, war gellend. Um so leiser sollte die Chamade des Nachsatzes sein, im Lärm der Empörung verhallen.

Aber der Konvent ist nichts weniger als eine Abstimmungsmaschine, nie hatte eine Volksvertretung mehr Namen, die die Weltgeschichte kennt, wie diese vielverleumdete, und die Mitglieder dieses Parlaments verbinden den Heroismus, der sie vor der waffenstarrenden Welt an der Landesgrenze und vor der Guillotine im Inland nicht zittern läßt, mit Hellhörigkeit gegenüber den Tricks der Reaktion. Kaum hat Delaunay geendet, als Fabre d'Eglantine die Tribüne besteigt: „Nach den Angriffen des Berichterstatters", sagte er, der ein Dramatiker ist und dem man doch in Kunstfragen eine größere Beschlagenheit als in Finanzdingen zutrauen würde, „nach diesen schwerwiegenden Vorwürfen gegen die Indische Kompanie muß ich mein Erstaunen darüber äußern, daß er nicht ihre vollständige Auflösung beantragt hat. Gegen Leute, die die Nation um fünfzig Millionen geschädigt haben, kann man nicht streng genug vorgehen. Daher stelle ich den Antrag: die Regierung beschlagnahme sämtliche Waren der Gesellschaft und lasse sie durch staatliche Organe verkaufen. Ferner mögen sämtliche Geschäftsbücher versiegelt werden, damit man neue Beweise für die Betrügereien der Verwaltungsräte finde."

Und auch Robespierre spricht aus dem Stegreif gegen den Berichterstatter in dieser verwickelten Kommerzfrage, unterstützt den Antrag Fabre d'Eglantines. Es werden Abänderungsvorschläge gemacht und die Angelegenheit einer fünfgliedrigen Kommission überwiesen, bestehend aus Fabre d'Eglantine, Ramel, Cambon und den beiden Bestochenen: Delaunay und Chabot.

Man muß also noch eines der Ausschußmitglieder korrumpieren, um die Mehrheit zu haben. Aber obwohl der Konvent bereits in seiner Verfallsperiode, in einer Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens steckt, ist das nicht so leicht, wie es sich die Bankiers denken.

Da geben sie Chabot hunderttausend Franken, damit er Fabre d'Eglantine besteche. Doch als Chabot diesem im Vorraum zum Sitzungssaal den Entwurf der Verordnung vorlegt und die Unterschrift verlangt, prüft Fabre das Elaborat, streicht sofort den Satz durch, der seinem Abänderungsantrag widerspricht und auf den es den Hintermännern Chabots ankommt, und schreibt, das Manuskript auf den Knien haltend, die von ihm vorgeschlagene Fassung hinein.

Chabot wagt gar nicht, ihm das Geld anzubieten, wagt aber ebensowenig, seinen Auftraggebern einzugestehen, daß er keinen Mut zum Bestechungsversuch hatte, sondern behauptet, Fabre habe die hunderttausend Franken genommen.

Daraufhin läßt man das Schriftstück in der Kanzlei des Konvents ins reine schreiben, Fabre unterfertigt, und nun erst wird es durch Einfügungen und Radieren in dem gewünschten Sinn abgeändert und dem Büro des Konvents zur Expedition übergeben.

Später, während seiner Haft, hat Chabot zwei Rechtfertigungsschriften abgefaßt, die nun im Pariser Staatsarchiv erliegen: „Wahrhafte Geschichte der Heirat des François Chabot mit Léopoldine Frey, als Widerlegung auf alle hierüber ausgesprengten Verleumdungen" und: „Der Volksvertreter Chabot an seine Mitbürger als Richter seines politischen Lebens". Darin sucht er seine Schwäger, die Brüder Frey, vom Verdacht des Betruges zu entlasten und behauptet, von Delaunay zu der Unterschiebung des Dekrets gepreßt worden zu sein; dadurch taucht später die Vermutung auf, der geldgierige Schleicher Baron Batz, ein Agent der Gegenrevolution, sei es gewesen, der den ganzen Coup inszenierte, nur zu seinen Gunsten und nur durch Delaunay. Diese Hypothese ist unsinnig, denn den ungefährlichsten,

nächsten und sichersten Weg zur Gewinnung des Deputierten Chabot hätte für einen Spekulanten vom Schlage des Baron Batz die Vermittlung durch zwei andere Spekulanten dargestellt, die Chabots Schwäger, Freunde und Hausgenossen waren: die Brüder aus Brünn. Aber die Freys bedurften keines geheimnisvollen Unbekannten, keines Batz zu ihren Machinationen. Sie waren selbst die Urheber.

François Chabot muß gewonnen werden

Die Geschwister Frey, die Exaristokraten, hatten Chabot, den Expriester, gut einzuspannen gewußt, nachdem sie in ihm den Mann gefunden, der im Staate allmächtig, „der erste Franzose nach Robespierre" war. Chabot, Sohn eines Kochs in Saint-Geniez-Dol, von einem unwilligen Mitglied des Kapuzinerordens zum begeisterten Mitglied des Jakobinerklubs geworden, beherrschte die Sprache meisterhaft als Redner und als Schriftsteller und hatte sich anfangs Verdienste erworben, wenngleich er von den Geschichtsschreibern einmütig verurteilt wird: die reaktionären verfluchen ihn als radikalen Montagnarden, für die sozialistischen ist er durch seine Teilnahme an der Korruptionsaffäre Frey für immer gerichtet.

Als Abgeordneter des Departements Loire-et-Cher war er in die Gesetzgebende Versammlung eingezogen und bildete dort mit Merlin und Bazire deren linken Flügel, heftig angefeindet und durch den Spottvers gehöhnt:

Nie sah man Narren, die so roh
Wie Merlin, Bazire und Chabot.
Kennt man ein schlimmeres Getier
Als Chabot, Merlin und Bazire?
Kein größrer Schelm ward je gesehn
Als Chabot, Bazire und Merlin!

Am Abend des 9. August, als der Faubourg Saint-Antoine aufstand, war er unter den Führern der Bewegung; er hatte die Konterrevolution in Lyon unschädlich gemacht und die Ersatzansprüche, die man nach Abschaffung der Feudalrechte zu erheben wagte, abgewiesen. In den blutigen Sep-

tembertagen trat er für die Schonung einiger Abbés ein, deren Integrität er aus seiner geistlichen Vergangenheit kannte. Im Prozeß gegen Ludwig XVI. sprach und stimmte er als Montagnard für die Hinrichtung, aber gegen die Verbannung aller Bourbonen, da er Vertrauen in die freiheitliche Gesinnung des Herzogs von Orleans setzte. Die von Marat propagierte Diktatur bekämpfte er, um den Sturz der Girondisten machte er sich verdient.

Hierbei hatte ihm bereits Junius Frey geholfen und ihm eine eilig verfaßte Broschüre eingehändigt. „Die Abenteuer des Vaters Nicaise oder der Antiföderalist", die gegen Brissot gerichtet war und von der Regierung und dem Wohlfahrtsausschuß in Massen verbreitet wurde, da sie die Absichten der Girondisten enthüllte.

Das Haus in der Rue d'Anjou

Längst verkehrte Chabot in der Rue d'Anjou, wo die Brüder Frey offene Tafel hielten, Volksvertreter wie Desjardins, Fabre, Richard, Simon (Straßburg), Louis (Niederrhein) und mehrere Jakobiner als Gäste erschienen und der Küchenhaushalt vierzigtausend bis fünfzigtausend Franken jährlich verschlang. Auch die Gräfin Beaufort war hier, die erklärte Geliebte des Junius Frey, ferner ein Neffe, der später in die Revolutionsarmee eintritt. Der junge Proly, der für die Revolutionsregierung Kurierdienste leistet, aber trotzdem – wie sich später herausstellt – mit dem royalistischen Prinzen Jules-Armand Guethnoë von Rohan-Rochefort verkehrt, wohnt bei den Freys; später wird gegen ihn der Verdacht laut, er sei der Sohn eines Ministers von Österreich – des Staates, der, mit Preußen, den emigrierten Gecken und mit Herrn von Goethe verbündet, an der Landesgrenze steht, um durch eine kurze „Campagne in Frankreich" die Volksherrschaft niederzuringen. (Oh, wie sich die verrechnen!)

Der Gerichtsakt beschreibt die Einrichtung des Freyschen Hauses als pompös. Sie besteht unter anderem aus einer bronzenen, auf einem Sockel im Vorsaal stehenden Büste des Brutus, Kupferstichen vom Ballhaus-Schwur und von

den Grabmälern Marats und Lepeletiers, mit grün-weiß gestreiftem Seidenstoff überzogenen Möbeln, aus Seidenvorhängen, „mit Vierecken in den gleichen Farben gemustert", Rollvorhängen, dem Kamin mit „einer zierlichen, aus blauem und weißem Marmor, mit einem Amor aus unglasiertem Sèvresporzellan versehenen Stutzuhr", zwei Sofas, vier Lehnstühlen, zwei Sesseln, einem Toilettetisch aus Mahagoni, einem großen Spiegel, einem breiten Schrank, der auf blauer Marmorplatte das Reliefporträt Ciceros trägt, „einem Himmelbett aus vergoldetem Holz, umhüllt von gelb und weiß gemusterten, mit weißem Taft gefütterten Vorhängen".

Chabot wird Schwager der Brüder Frey

Auch Léopoldine, die Schwester der Freys, wohnt hier. Sie sitzt in ihrer Kammer, zeigt sich nicht vor den Gästen. Chabot heiratet sie, das stille Mädchen mit zarter elfenbeinerner Gesichtsfarbe, mandelförmigen Augen, ebenholzfarbenem Scheitel und goldener Mitgift.

In seiner Rechtfertigungsschrift gibt Chabot an, Junius Frey habe diese Ehe veranlaßt. Zuerst mußte sich Chabot von seiner Haushälterin Juliette Berger trennen, die von ihm schwanger war; ihre Abfindung übernahm Junius. Kurze Zeit darauf erfolgte die Verlobung. Chabot sagt darüber: „Glandy, einer meiner besten Freunde und mein Verwandter, wurde von seiner Gemeinde nach Paris entsendet, um beim Konvent eine Entschädigung für den Kampf gegen das Banditentum im Departement Lozère durchzusetzen. Er wohnte bei mir in der Rue Saint-Honoré. Ich wollte ihm Versailles zeigen, wo ich erst einmal gewesen war, und zwar nur nachts, damals als ich die Schweizer vom Regiment Chateau-Vieux abholte. Ich lud zu dieser Landpartie die Brüder Frey und die Damen ein, da sie sich während meiner Abwesenheit Glandys angenommen hatten. Die Brüder Frey hatten wiederholt von ihrer Schwester gesprochen, die ich für verheiratet hielt, weshalb ich äußerte, das Ehepaar möge mitkommen. Darauf lachten die Freys: ‚Léopoldine ist erst sechzehn Jahre alt und hat außer uns noch keinen Mann ge-

sehen.' Auf der Landpartie verliebte sich Glandy in das Mädchen. Als wir zu den Freys kamen, erschien nach dem Essen auf unsere Bitte Léopoldine und spielte mit soviel Liebreiz und Grazie auf dem Spinett, daß Glandys Verliebtheit noch flammender wurde.

Er ersuchte mich, ich möge für ihn um die Hand Léopoldines anhalten, worauf ich erwiderte, man müsse erst wissen, ob ihre Brüder sie zu verheiraten beabsichtigten. Ich erzählte dem Glandy, nach meiner Kenntnis der Vermögensverhältnisse dürfte ihre Mitgift fünfzigtausend Silberfranken, das heißt etwa zweimalhunderttausend Livres betragen, worauf er entgegnete, er besitze zweimalhunderttausend Livres im Barvermögen und sein Geschäft sei ebensoviel wert. Als ich nunmehr den Junius Frey befragte, ob er seine Schwester verheiraten wolle, erwiderte er, er habe bereits daran gedacht, sie zu meiner Frau zu machen. Ich schwieg, teilte aber die Antwort dem Verliebten mit, der darauf drang, ich möge für ihn einen ausdrücklichen Heiratsantrag vorbringen. Ich tat dies und erhielt von Junius folgende Antwort:

‚Um meine Schwester hielten bereits Millionäre an' (Junius nannte mir die Namen), ‚ich habe sie abgewiesen. Wenn sie der ehemalige Herzog von Chartres freien wollte, würde ich ihn ebenso ablehnen. In Frankreich bist nur du es, der des Mädchens würdig ist. Den Glandy schätze ich als deinen Freund und als einen guten Menschen, aber meine Schwester kann ich ihm nicht geben.'

Zunächst war ich sprachlos. Nach einer Weile bemerkte ich, Glandy sei Inhaber eines gut gehenden Geschäftes, während ich ja nichts besitze als den äußerst unsicheren Pensionsbetrag des gewesenen Kapuziners. Frey erwiderte: ‚Besäßest du mehr, so würdest du niemals meine Schwester bekommen, denn dann wärest du korrupt und konterrevolutionär. Ich gebe sie dir mit einem Heiratsgut von zweihunderttausend Livres. Solltest du jedoch jemals die Sache des Volkes verraten, dann mußt du auf meine Freundschaft und auf jede Erbschaft verzichten. Denn wenn du Léopoldine heiratest, werde ich ledig bleiben, und du wirst das Haupt unserer Familie in Frankreich sein. Mein Bruder Emanuel ist impotent, er kann niemals Vater werden.'"

Chabot erbat sich Bedenkzeit, erst vierundzwanzig Stunden, dann eine zwölfstündige Verlängerung, innerhalb welcher ihm seine Freunde eindringlich raten, seinem Ruf als Schürzenjäger durch die Eheschließung ein Ende zu machen.

Der Vertrag, vom Bürger Cortel aufgesetzt, wird geschlossen. Am 27. September 1793 zieht Chabot aus seinem Zimmerchen in das Hotel der Rue d'Anjou, damit er der Rache seiner Hausgenossin Juliette Berger entgehe, deren Gefährlichkeit er ahnt, aber nicht in ihrer ganzen Größe erfaßt. Sie schürt gegen ihn, und schon am 30. glaubt Chabot sich durch eine Rede schützen zu müssen, in der er – ganz allgemein – vor einer Verschwörung von Weibern warnt, welche die gemäßigten Mitglieder des Konvents unmöglich machen will. Abermals drei Tage später proklamiert er im Sitzungssaal der Jakobiner den Klubgenossen seine Verlobung, indem er erklärt, dem Laster der Flatterhaftigkeit entgehen und seßhaft werden zu wollen, seine Bedürfnislosigkeit und Armut betont, und – um einem späteren Vorwurf der unrechtmäßigen Bereicherung vorzubeugen – hervorhebt, seine Erwählte sei durchaus nicht ein Mädchen ohne Heiratsgut. Die Trauung werde von keinem Priester vorgenommen werden und um acht Uhr morgens stattfinden, damit sie bei Beginn der Konventsitzung beendet sei. Die Einladung wird mit Eiseskälte aufgenommen. Scheint es ihm nur so oder ist es Wirklichkeit, daß einer seiner Klubkollegen das längst vergessene Lied summt: „Vit-on jamais, rien de plus sot, Que Merlin, Bazire et Chabot ..." Am nächsten Tag bringen die „Annales de la République française" über die neue Braut des Volksvertreters folgende, offenkundig von Frey stammende Notiz:

„Die Familie von Léopoldine Frey-Minaires stammt aus Böhmen; sie ist von jüdischer Religion und nicht von der der Mährischen Brüder, wie behauptet worden ist. Der Ahnherr Frey hat während des Siebenjährigen Krieges beträchtliche Käufe im Dienste der Königin von Ungarn abgeschlossen, so daß der Wiener Hof der Familie eine Summe von zwei Millionen schuldete. Da jedoch der Kaiserin die Ver-

breitung des katholischen Glaubens in ihren Staaten sehr am Herzen lag, bewog man den Vater Léopoldines, dem mosaischen Glauben abzuschwören, um der römisch-katholischen Religion zu folgen, was den Erfolg hatte, daß die Kaiserin ihm an Zahlungs Statt die schöne Herrschaft von Found-Schomberg verlieh, die auf mehr als zwei Millionen bewertet wurde. Dort ist die liebenswürdige Léopoldine geboren."

Die abfälligen Reden über den den Geschwistern Frey tributpflichtig gewordenen Tribunen, der bald von der Tribüne zum Tribunal wandern wird, verstummen nicht, man spöttelt – mit Hinweis auf Ludwigs XVI. Gattin – über die „Österreicherin" des Chabot, man erzählt, Freys Neffe sei in Wahrheit sein Sohn und dessen Eintritt in die revolutionäre Armee ein Akt der Spionage, Léopoldine komme aus dem Harem des Kaisers von Österreich und habe keine Mitgift.

Chabot behauptet, Delaunay habe angedroht, diese Verleumdungen von der Tribüne öffentlich zu wiederholen, wenn Chabot sich nicht an der Unterschiebung des gefährlichen Auflösungsdekretes der Indischen Kompanie beteilige; außerdem möge sich Chabot Geld beschaffen, um nicht mit seiner mittellosen jungen Frau plötzlich im Elend dazustehen. Vielleicht aber hat Chabot selbst gemerkt, daß er verloren ist, weil ein mit Bankiers verschwägerter Volksvertreter in einer revolutionären Republik eine Unmöglichkeit darstellt.

Sturm im Jakobinerklub

Am 20. Brumaire II (November 1793) hielt Philippeaux eine donnernde Rede im Konvent, die Abgeordneten mögen ihre Strenge gegen sich selbst walten lassen: „Ich beantrage, daß jeder Deputierte eine Aufstellung vorlege, wieviel sein Vermögen vor der Revolution betrug und wie hoch es heute ist. Wer nicht innerhalb von zehn Tagen diese Angaben in präziser Weise erbringt, soll sofort verhaftet und als Vaterlandsverräter bestraft werden."

Bazire, Chabot, er vor allem, und Julien aus Toulouse sprechen dagegen und erzielen, daß der Antrag mit dem

Amendement angenommen wird, jedem Abgeordneten müsse vor seiner eventuellen Einkerkerung Gelegenheit geboten werden, sich im Konvent zu verteidigen. Die Rede Chabots wird tags darauf im Klub diskutiert, der Beschluß der Nationalversammlung als eine Widersetzlichkeit gegen den gesamten Volkswillen gekennzeichnet und die Entsendung einer Deputation in den Konvent genehmigt. Dort kommt es zum Krach. Gegen Chabot, obwohl er sich demütigt und seine vorgestrige Stellungnahme zu bedauern erklärt, regnet es die heftigsten Anwürfe, man wettert gegen seine Frau, die eine verdächtige Ausländerin ist, gegen ihre politisch verdächtigen Angehörigen, vor allem aber gegen die der Sitzung beiwohnenden Brüder Frey, in deren Haus man vor der Heirat ihrer Schwester mit langen Gesichtern umherging (on y faisait une figure très mince), und jetzt sei ihr Kammermädchen besser gekleidet als vorher die Frau des Hauses. Als man bei ihnen, wie bei allen fremdländischen Bankiers, die Siegel anlegte (diese Maßnahme ist auf Intervention Chabots aufgehoben worden), gab es in ihrem Hotel, das heute auf siebenhunderttausend Livres geschätzt wird, keine Wäsche, und die Schränke waren leer. „Spione wohnen mit dir unter demselben Dach, Bürger Chabot!" Nieder prasseln, nieder brechen und nieder schmettern neue Zurufe, neue Verdachtsgründe, neuer Hohn auf Chabot, dessen Volksverrat man nur instinktiv ahnt, er ist verwirrt und betäubt von diesem Hexenkessel, und als er verzweifelt „die gutgesinnten Bürger" anfleht, sie mögen ihm helfen, die Verleumder zu demaskieren, ist eine neue Salve von Hohn die Antwort, und man verlangt, daß dieser Hilferuf ex praesidio gerügt werde. Er wankt aus dem Sitzungssaal, er fühlt, wie sich unaufhaltsam die scharfgeschliffene Eisenplatte des Bürgers Guillotin auf seinen Nacken senkt, unaufhaltsam, unaufhaltsam. Niemand kann ihn retten.

Selbstanzeige und Verhaftung

Niemand? Er glaubt, daß Robespierre es kann. Nach schlafloser Nacht eilt er am frühen Morgen zu ihm. Der mächtigste Mann Frankreichs empfängt den zweitmächtig-

sten in seiner Kammer, in der nur ein Tisch, vier Stühle, eine Matratze und viele Bücher sind. Chabot hat das Paket mit den hunderttausend Franken bei sich, das er dem Fabre d'Eglantine einhändigen sollte, um diesen von seinem Antrag auf restlose Auflösung der Indischen Kompanie abzubringen. Chabot stottert zu Robespierre von einem großen Komplott der Korruption und Gegenrevolution, das er bis in die letzten Wurzelfasern aufdecken könnte, wenn er mit den Verschwörern in Fühlung bliebe. Robespierre schickt ihn zum Sicherheitsausschuß, und dieser nimmt die Mitteilungen von der Konspiration entgegen, lehnt es aber ab, dem Chabot zu seiner Deckung einen Geleitbrief zu geben, der ihm den weiteren Verkehr mit den Verrätern gestatten würde.

Am nächsten Tag wird er verhaftet, nach und nach alle, die er beschuldigt hat, und die vielen anderen, die der Korruption, der Schwelgerei und der Gegenrevolution verdächtig sind, auch Danton und Camille Desmoulins. Am 3. Frimaire II (23. November 1793) werden die Geschwister Frey festgenommen, die Brüder sitzen in der Prison Saint-Pélagie, Léopoldine im Gefängnis der Englischen Fräulein. „Ich danke der Vorsehung", schreibt Chabot aus dem Luxembourg-Gefängnis an den Sicherheitsausschuß, „daß Ihr Euch endlich entschlossen habt, meine beiden Schwäger in Haft zu nehmen. Ich halte sie für so fleckenlos wie die Sonne und für ehrliche Jakobiner. Wären sie es nicht, müßte man in ihnen die *größten Heuchler des Weltalls* erblicken."

Für so etwas wie die größten Heuchler des Weltalls hat Robespierre sie von Anfang an gehalten. In seinen nachgelassenen Papieren findet man folgende Aufzeichnungen über Junius Frey:

„Seit den ersten Tagen der Revolution leben in Paris zwei Schurken, deren vollkommene Verstellungskunst sie zu geeigneten Werkzeugen der Tyrannen gemacht hat...; einer von ihnen hat dem angenommenen Familiennamen den Vornamen des Mannes beigesellt, der die Freiheit Roms begründet hat. Jeder Patriot, mit dem er in Verkehr trat, traf ihn zu Hause mit der Feder in der Hand, in Betrachtungen über die Menschenrechte vertieft oder beim Studium der Werke Plutarchs und Rousseaus. Das strenge Äußere und

die revolutionäre Tracht des neuen Junius entsprachen vortrefflich der Vorstellung von einem so bedeutenden Charakter: der philosophische Schnitt seines Haares und die auf seinen Gelehrtenkopf gestülpte rote Mütze bürgten der ganzen Welt für die Reinheit seiner patriotischen Gesinnung."

Chabot bittet in einer Eingabe, seine unschuldige Frau aus der Haft zu entlassen, und dies geschieht auch. Die anderen, selbst die Mächtigsten, bleiben in strengstem Gewahrsam. Da sieht Chabot, daß es ernst ist, er nimmt Gift, aber auch das rettet ihn nicht vor der letzten Schmach; man trägt ihn vors Gericht und fährt ihn zum Blutgerüst, wie die, die er mit sich gerissen, wie die, die ihn mit sich gerissen: die Brüder Frey.

Entrée Frey

Noch nicht lange waren sie im Lande, die verheerenden Brüder. Mitte Mai 1792 in Straßburg aufgetaucht, haben sie dort für Thibault de Laveaux Stellung genommen, den man damals wegen seiner antiklerikalen Haltung in publizistische und gerichtliche Fehden verwickelt hatte. Jean-Charles Thibault de Laveaux, einer jener europäischen Gelehrten, die sich von Anfang an mit Begeisterung in den Dienst der Freiheitsbewegung gestellt und ihre Lehrstühle mit den Redaktionssesseln vertauschten, war ein Sprachphilosoph und Schöpfer der vergleichenden Grammatik. Auf die Gunst Friedrichs II., dessen Biograph er gewesen, hat er verzichtet, um sich die Gunst des Volkes zu erringen und um als Redakteur des „Courrier du Bas-Rhin" die revolutionäre Lehre von Straßburg aus nach dem Osten zu tragen.

In Straßburg, von ihrem alten Familiennamen radikal Frey gemacht, hat der ältere Bruder fast ein ganzes Vermögen für revolutionäre Zwecke gestiftet; er ließ eine Medaille zum Andenken an den Freispruch des Bürgers Laveaux schlagen, mit der Inschrift „Zur Feier des von den Jakobinern über die Feuillants davongetragenen Sieges", und gab eine stattliche Beisteuer für die Ausrüstung der

Revolutionsarmee. Der Opfermut der neuen Bürger neuen Namens wurde in Straßburg allgemein gepriesen, jedoch schon setzt der erste Angriff ein. Chairoux, der journalistische Rivale Laveaux', wirft verdächtigend die Frage auf, wer eigentlich diese angeblich aus Begeisterung für die Freiheitsbewegung herbeigeeilten Fremden seien, diese angeblichen Aristokraten, diese angeblichen Millionäre, man kenne ihren Namen nicht, man kenne ihre Herkunft nicht, man kenne ihre Absichten nicht.

Ja, wer waren sie? Ja, wer und was waren sie in ihrer vorfranzösischen Zeit? Der Deputierte Amar („Le mercur universel", 27. ventôse II) belastet Chabot damit, daß zwei seiner Schwäger, nämlich Brüder des Junius Frey, im österreichischen Militärdienst stehen. Der Mitangeklagte Diederichs gibt an, die beiden Brüder in Wien kennengelernt zu haben, wo er mit dem Kaiser konferierte. Bald darauf sei Junius nach England, Brest, Hamburg und Straßburg gereist. Seine Gattin Wilhelmine habe stets auf großem Fuß gelebt.

Junius Frey, über seine Personalien einvernommen, sagt aus: „Alle meine Güter sind mir vom Kaiser genommen worden. Meine Frau ist die Adoptivtochter eines homme opulent und hat zwei Millionen zur Verfügung."

In den Archives nationales erliegt der Akt, den das Polizeibüro an den mit der Untersuchung betrauten jakobinischen Kommissär sandte, ein wichtiges, bisher wohl nicht veröffentlichtes Schriftstück:

„Les Frey sont nés juifs sous le nom de Tropousca à Brunne en Moravie, anoblis sous le nom de Schönfeld. Ils sont deux frères ici et trois au service de l'Autriche. La comtesse leur sœur a été baptisée il y a trois ans. Il y a encore deux autres sœurs à Vienne dont une seulement a été baptisée et est entretenue par un baron allemand. Frey l'aîné à Paris est marié; sa femme est à Vienne avec deux de ses filles; et un fils de seize ans, qu'il a mis dans l'armee revolutionaire, lequel il fait passer pour son neveu."

Nun sind wir auf der Spur. Wir müssen nur noch einen Aristokraten namens Schönfeld suchen, der jüdischer Abkunft ist, in Brünn geboren und vormals „Tropousca" hieß oder so ähnlich. Im Wurzbach, dem Österreichischen Bio-

graphischen Lexikon, finden wir ihn: einen sicheren „Franz Thomas Schönfeld, geboren zu Brünn in Mähren, 1753, von jüdischer Abstammung und hieß vorher Dobruska. Sein Vater, Salomon Dobruska, war ein reicher Jude und Hauptpächter des k. k. Tabakgefälls. Sein Sohn sollte ein gelehrter Rabbi werden und erhielt demgemäß Unterricht im Talmud. Durch Zufall kam S. mit einem anderen Israeliten zusammen, der sich mit dem Studium der hebräischen Dicht- und Redekunst beschäftigte und durch den S. gleichfalls in dasselbe eingeführt wurde. Nun wollte S. vom Talmud nichts mehr wissen, wollte humanistische Studien machen und erzwang schließlich von seinem Vater die Einwilligung. Mit Eifer trieb er das Studium der alten Klassiker und deutschen Poeten. Unter letzteren fesselte ihn zunächst Geßner, an dem er solchen Gefallen fand, daß er auch die anderen deutschen Dichter kennenlernen wollte. Es gelang ihm, seinen Vater zu bewegen, daß er ihm eine Summe von 1500 Gulden zur Anschaffung von Büchern, wie er sie wünschte, gewährte. Nun trieb er mit allem Eifer das Studium der deutschen Sprache, in welcher er sich selbst in der Dichtung versuchte, auch jenes der übrigen lebenden Sprachen, und zwar der englischen, französischen und italienischen, und trat am 17. Dezember 1773 (soll heißen 1775) zu Prag zur katholischen Religion über, worauf er den Namen seines schon 1769 zur nämlichen Religion übergetretenen Bruders annahm, welcher sich Schönfeld nannte und die Stelle eines Offiziers in einem kaiserlichen Infanterie-Regiment bekleidete. Er verfaßte mehrere Gedicht- und literarhistorische Bücher. Im Jahre 1778 wurde S. zugleich mit seinen Geschwistern: Karl S., k. k. Unterleutnant, Joseph, Fähnrich, Maximilian, Leopold und Emanuel in den erbländischen Adelsstand erhoben, und aus dem Adelsdiplom erfahren wir, daß Franz Thomas Mitvorsteher der berühmten Garellischen Bibliothek war, an welcher Denis als Vorsteher bedienstet gewesen."

Jetzt kommt der Schlußsatz, dem wir uns zitternd genähert haben, denn es könnte ja zum Beispiel darin stehen, daß er hochbetagt in Wien gestorben sei, und dann wäre unsere Entdeckerfreude rasch verpufft. Aber nein, der Schlußsatz lautet: „Über die Ursache seines gewaltsamen

Todes, den er, wie Friedrich Raßmann in seinem ‚Deutschen Nekrolog' (Nordhausen 1818, G. W. Happach, 8⁰, S. 172) berichtet, zugleich mit seinem Bruder Emanuel Ernst zu Paris erleiden mußte, daß beide am 5. April 1794 guillotiniert wurden, konnte ich leider nichts Näheres erfahren."

Der Biograph Wurzbach weiß also verblüffend viel über den Edlen Schönfeld, er kennt sogar die Auseinandersetzung zwischen ihm und seinem Vater, die Höhe der väterlichen Unterstützung und dergleichen, nur über eines konnte er „leider nichts Näheres erfahren", über das eine, das der Leser der vorstehenden Kapitel aus der französischen Revolutionsgeschichte nun ganz genau erfahren hat: die Ursache der Guillotinierung.

Aber nicht nur über das Ende wissen wir mehr, sondern auch über seine Anfänge. Zum Beispiel das genaue Geburtsdatum, und zwar aus seinem in Prag erschienenen hebräischen Buch, dessen Vorwort er mit dem 7. Chanukatag im Dezember 1774 datiert und bemerkt, daß er heute das zwanzigste Lebensjahr vollende. Das Buch des Moses ben Salomon Dobruschka heißt „Sefer Hascheschwi", Buch des Vergnügens, ist von den Prager Rabbinern Ezechiel Landau und Juda Löb Kassowitz approbiert und stellt einen Wort- und Sachkommentar zu dem hebräischen philosophischen Werke des Jedaja Penini aus Béziers dar. Gewidmet ist dieses Buch dem berühmten Mäzen Joachim Popper in Prag; in kühnem Modernismus zitiert der zwanzigjährige Verfasser wiederholt seinen Zeitgenossen Moses Mendelssohn und beklagt sich darüber, daß die Juden das Studium der Metaphysik vernachlässigen.

Führen die Gedankengänge dieser hebräischen Schrift zu der französischen, mit der er in Paris die Girondisten vernichtete? Jedenfalls ist es ein weiter Weg, den er so rasch schreitet; im selben Jahr, da sein jüdisches Werk erscheint, ist er getauft, bald darauf Bibliothekar beim nachmaligen Hofpoeten Kaiser Josefs, dem P. Denis, und drei Jahre später mit dem Namen einer alten böhmischen Adelsfamilie nobilitiert. In Prag lebt einer dieses Geschlechtes als Mitglied des Jesuitenordens und Professor der Dichtkunst an der Universität, Übersetzer der lateinischen Gedichte des Hofpoeten P. Denis und Apologet des heiligen Thomas von

Aquino: der Pater Franz Expeditus Schönfeld; der ist knapp vorher Lehrer in Březnitz gewesen, dem Städtchen bei Blatna, woher die Frau des jungen jüdischen Gelehrten stammt.

Die Pflegetochter des Edlen von Popper

Chajim Březnitz war der ursprüngliche Name jenes Mäzenaten Joachim (später Edler von) Popper, dem das Werk „Sefer Hascheschwi" gewidmet ist. Er starb 1795 in Prag und liegt auf dem alten jüdischen Friedhof in Weinberge-Žižkov begraben neben seiner Gattin Reizl, Tochter des beim Prager Judenpogrom am 27. November 1744 getöteten Zecharja Joß. Der einzige Bruder der Frau Popper ist Isaak Juda Joß, der zwei Kinder hat, Simon Gottfried und Elke. Während der reiche Onkel Popper den Simon Gottfried wegen einer gestohlenen oder mißbrauchten Blankovollmacht aus seinem Testament ausschließt, nimmt er die Elke Joß an Kindes Statt an, und er – der „homme opulent" aus dem Pariser Verhör – setzt ihr anläßlich ihrer Ehe mit Moses Dobruschka, also unserem späteren Sansculotten Junius Frey, einen Anteil an seinem Riesenvermögen aus. Als sie aber mit ihrem Gatten zum Christentum übertritt und nunmehr Wilhelmine Schönfeld heißt, hebt er diesen Erbbrief auf, woraus sich noch nach Poppers Tode zwischen seinem Universalerben, dem bald darauf gleichfalls getauften Andreas Josef Dusensi (Abraham Duschenes), und der Witwe des Guillotinierten ein erbitterter Zivilstreit entspinnt.

Von Freys Abstammung berichtet die Brünner Matrikel, daß unser Jakobiner das zweite von zwölf Kindern des Salomon Dobruschka (1715–1774) war, Pächters des mährischen Tabakregals und der jüdischen Leibmaut, und seiner noch als Witwe schönen Gattin, die als Schöndl Katharina Jakobi in Breslau 1731 geboren ist und am 17. Mai 1791 in der Wiener Leopoldstadt stirbt.

Das Kinderdutzend zerstob in entgegengesetzte Teile der Gesellschaft. Während der alte und die alte Dobruschka, die ihre Söhne in der Synagoge von Austerlitz beschneiden ließen, im Hinterhaus der Kröna-Vorstadt von Brünn die ein-

zige Betstube Brünns unterhalten, sind Söhne und Töchter schon auf dem Wege zur Taufe, und nach Vaters Tode kommen die jüngsten sogar zur Erziehung ins Löwenburgische Stift; sie werden allesamt geadelt, sind meist Offiziere oder mit Adeligen verheiratet. Und gar Blümele Dobruschka, das heißt Theresia Maria Josefa Eleonore von Schönfeld! Die ist nichts Geringeres als die Mätresse des Grafen Wenzel Paar. Kaiser Josef II. läßt sie 1787 aus Wien in ihre Heimatsgemeinde Brünn ausweisen, jedoch was vermag der Kaiser gegen einen glücklich liebenden Paar, sie kehrt zurück und wohnt mit dreien ihrer Schwestern Bräunerstraße Nr. 1166; vor allem bemuttert sie die kleine Esterle, geboren Brünn 1771, getauft 10. Januar 1791 zu Wien mit dem Namen Leopoldine Schönfeld, so daß wir in ihr die Gattin des Chabot erkennen, auch wenn ihr Bruder sie jünger gemacht hat. Ihre gräflich liierte Schwester Theresia Maria starb 1808 in Paris, ob sie aber die Kleine wiedergesehen hat, die Witwe des Jakobiners, Esterle, ihr Schwesterle?

Das ist die Familie des buntesten und verhängnisvollsten aller Abenteurer, des Moses Dobruschka, alias Franz Thomas Edler von Schönfeld, alias Junius Frey, der vom Talmud in die deutsche Klassik sprang, vom Getto ins Theresianum, vom Onkel Popper zum Schwager Chabot, vom Katholizismus zum Atheismus, der die Elke Joß in die österreichische Aristokratie mitnahm und seine Geschwister in die Französische Revolution und dort die Axt auf das Gemäuer legte, das ihn jung begrub, – begrub mit Danton und Desmoulins im selben Grabe auf dem Friedhof Errancis.

Welch ein Finale! Und doch braust die phantastische Oper dieses Lebens von Furioso zu Furioso, daß man sie von hinten nach vorne spielen kann, von der Beerdigung des Helden bis zum Beruf des Brünner Vaters, mit dem Schlußakkord beginnen und mit dem Auftakt der Ouvertüre enden kann, ohne daß das Interesse erlahmt, ohne daß es das Publikum bemerkt.

OFFIZIERE

Gefährlicher war der Weg, der vor ihm lag, als der Krieg, der hinter ihm lag. Paul von Münch, Rittmeister, hat auf der Insel Candia gefochten, im Dienst Venedigs gegen die Türken. Nun ist der Feldzug aus. Die Dogenrepublik war mit Münchs Leistung zufrieden und hat ihn reich abgelohnt. Außerdem bergen die Mantelsäcke seiner vier Schimmel noch Beute genug.

Münch will zu seiner Hochzeit. Auf Schloß Meuselwitz im Herzogtum Sachsen-Altenburg lebt sein Pflegevater Major von Northafft und dessen Tochter Anna. Mit ihr ist der Rittmeister verlobt, und sie ist es, zu der er nun reitet, so schnell er vermag, froh darüber, die Braut nicht nur mit seiner Rückkehr erfreuen zu können, sondern auch mit so märchenhaft herrlichen Hochzeitsgaben venezianischer und orientalischer Herkunft.

Um so gefährlicher war der Weg, denn die herrlichen Rosse und ihre geschwellten Mantelsäcke mußten den wilden Bergvölkern des Südens in die Augen stechen. Aber unbehelligt kam Münch durch die Schluchten des Balkans, ohne Zwischenfall hat er den als räuberreich verschrienen Böhmerwald durchritten.

So. Die Gefahr ist vorüber.

Etwa eine Meile vor Komotau in Böhmen wird Münch, den sein Diener Philipp Schiller begleitet, von vier kaiserlichen Offizieren überholt. Gleichzeitig mit diesen reitet er durch das Stadttor ein. Während Münch seinen Weg fortsetzt, um erst in der nächsten Stadt zu nächtigen, in Sebastiansberg bei Görkau im Erzgebirge, erklären die anderen, in Komotau Nachtlager halten zu wollen; sie und ihre Reitknechte sitzen ab. Dennoch kommen sie bald darauf nach Sebastiansberg, ins Gasthaus, darin Münch Logis genommen. Sie setzen sich an seinen Tisch und beginnen mit ihm ein recht kameradschaftliches Gespräch: „Herr Bruder" hin, „Herr Bruder" her.

„Wann reitet Ihr denn weiter, Herr Bruder?"
„Am Morgen, Glock sieben."
„Siehe da, Herr Bruder, das ist just auch unsere Stunde."
Der Rittmeister geht zeitig zu Bett. Unten bleiben die vier und haben noch lange miteinander zu wispern ... Gemeinsam geht's morgens ab. Die Kaiserlichen haben vorgeschlagen, einen geschlossenen Zug zu formieren, und ordnen diesen solcherart, daß Philipp mit den Packpferden vorantrabt, dann kommt ein kaiserlicher Offizier, zwischen zwei anderen reitet Münch, und die Queue bildet ein Leutnant, ein Vierschrot, rotköpfig, schon etwas bejahrt für seinen Rang.

„Holla, Wirtshaus, aufgetan!" – Erschreckt fährt der Wirt aus dem Schlaf empor, seine Finger gespreizt aufs Laken stützend. – „Holla, holla! Wird's bald? Scheißkerl von einem Wirt, sollen wir ihm das Tor eintreten?!" – So ungestüme Gäste haben den Nikolaus Hatzi, seit er hier zu Kulm in Böhmen sein Einkehrhaus innehat, noch niemals aus den Federn getrommelt wie heute, am 23. April 1669, es mag gegen elf Uhr nachts sein. Er weckt sein Gesinde, öffnet.
Acht Reiter mit zwölf Pferden sprengen in den Hof. Vier Offiziere treten in das Schankzimmer. Ihre Knechte schnallen den unberittenen Rossen, vier Schimmeln, die Schabracke und drei Mantelsäcke ab und übergeben sie den Herren. Indes der Wirt im Gastzimmer Licht macht, fragt einer der Offiziere: „Wie weit ist es von hier nach Reitzenhein?" – „Reitzenhein? Das kenn ich gar nicht." – „Das liegt doch bei Sebastiansberg." – „Ach, bei Baßberg! Bis dorthin hat's gute sechs Meilen." – „Potz Hölle und Kartaunen! So sind wir denn geritten wie die Sachsen unter Aremberg bei Leipzig." – „Wie? Kommen denn die gnädigsten Herren heute schon so weit her – bis von Baßberg?" – „Das hat Ihn weniger zu kümmern als Hühnerdreck, verstanden?" schnauzt ihn der Führer der Reisegesellschaft an, ein rothaariger Hüne, „scher Er sich lieber darum, daß wir etwas Gutes zu fressen und zu saufen kriegen!"
Dem Wirt will es scheinen, daß der Rote dabei seinen Kameraden strafend anblickt, der nach der Entfernung gefragt.

Den nächsten Tag will die Reisegesellschaft in dem Kulmer Einkehrhaus verbringen. Die Offiziere sperren sich in eine Schlafstube ein, was den Wirt veranlaßt, an der Tür zu lauschen. Dabei hört er, daß der Rote (wie sich später herausstellen wird: der kaiserliche Leutnant Hans Bayer aus Wehrnika im Herzogtum Krain) den Vorschlag macht, alles in vier Teile zu teilen und um diese zu würfeln. Rasch werden die Mantelsäcke entleert, und Kapitänleutnant Christoph Richter aus Mecheln nimmt die Vierteilung vor.

Nun wird gewürfelt. Die meisten Augen wirft der kaiserliche Oberwachtmeister Wilhelm von Haitmar. Er wählt das ihm am reichsten scheinende Viertel: eine lederne Jacke, ein Wehrgehänge, ein goldenes Medaillon, sechzehn Dukaten und achtundzwanzig Kaisergulden. Dazu kommt der größte Schimmel mit Zaumzeug.

Den zweiten Treffer macht der rote Leutnant Bayer: eine Schärpe, einen Ballen Atlas, eine Standarte mit dem goldgestickten Wappen der Republik Venedig, ein Damaszenerschwert, ein Koller, Leibwäsche, sechzehn Dukaten, achtundzwanzig Kaisergulden. Und die Schimmelstute.

Treffer Nummer drei fällt auf Hauptmann Ritter von P.: ein isabellfarbenes Kamisol, mit goldenen Knöpfen verziert und mit schwarzem Taft gefüttert, Hemden, Strümpfe, sechzehn Dukaten und fünfzehn Kaisergulden. Dazu ein Schimmel.

Das übriggebliebene Viertel bekommt Kapitänleutnant Richter: einen schwarzen Samtrock, eine Schatulle mit vielfarbigen Brokatbändern, ein Paar Stiefel mit vergoldeten Sporen, Hemden, Halstücher, Schnupftücher, einen goldenen Siegelring, eine Partie Korallen, sechzehn Dukaten und zwanzig Kaisergulden. Dazu ein Schimmel.

Einen Fingerring mit elf Edelsteinen und einen zweiten mit sieben Edelsteinen, die Richter schon früher beiseite gelegt hat, „weil sie sich nicht durch vier teilen lassen", erhält er nun als Trostpreis. – „Ich aber lasse mir die leeren Mantelsäcke", sagt Leutnant Bayer, „als Ersatz für Pulver und Blei." Bewilligt. Man vereinbart noch, daß jeder seinem Reitknecht drei Kaisergulden schenken möge.

Die Teilung ist zu Ende, und die Herren setzen sich in den Schankraum, um zu zechen. Da kommt ein Reitknecht in

die Wirtsstube gestürzt: „Der Tobis ist verschwunden!" Alle springen auf: „Der Hundsfott ist mit der Kette davon!" Tobis ist nämlich der Diener des Oberwachtmeisters von Haitmar, und in dessen Zimmer war eine Goldkette mit dem geflügelten Löwen von San Marco aufbewahrt, weil man dieses wertvollste Stück zu verkaufen und den Erlös zu teilen gedacht hatte.

Binnen wenigen Minuten ist gepackt, man wirft dem Wirt einen Kaisergulden als Bezahlung hin, und die sieben Reiter jagen in der Richtung gegen Arbesau dem achten nach, dem Hundsfott...

Maßlos verstört, atemlos und erschöpft war am Vormittag des vorangegangenen Tages ein Soldat beim Amtmann des Erzgebirgsstädtchens Wolkenstein (nördlich von Annaberg) erschienen, um stotternd vorzubringen, eben habe man seinen Herrn, den Rittmeister von Münch, im Walde ermordet.

Der Anzeiger, der Philipp Schiller hieß, gab an, sein Herr sei heute früh mit vier fremden Offizieren aus Sebastiansberg abgeritten. Kurze Zeit nachdem die Landstraße bei Reitzenhein in den Forst eingemündet war, etwa acht Uhr morgens, hörte der an der Spitze der Kavalkade reitende Schiller einen Schuß und den Ausruf seines Herrn: „Philipp! Philipp! Halt!" Sich umwendend, konnte er nur sehen, daß gerade ein zweiter Schuß abgegeben wurde: der an der Queue reitende Offizier feuerte seinen Karabiner auf Münch ab, und dieser stürzte mit zerschmettertem Haupt vom Pferde.

Im selben Augenblick begann man auf Philipp zu schießen. Der wollte davonsprengen, aber von den Schüssen oder vom jähen Tempowechsel erschreckt, stürzte sein Pferd über eine Baumwurzel. Und das war Philipps Glück! Zu Fuß entfloh er in das Dickicht, durch das ihm die Reiter nicht folgen konnten.

Von dem Anzeiger geführt, begab sich der Amtmann mit mehreren rasch bewaffneten Bewohnern Wolkensteins zu einer „Die schwarze Tanne" genannten Stelle der Chaussee. Am Wegrand, hinter einem Busch, fand man den Leichnam Münchs, die Mörder hatten ihn dorthin geschleppt, um ihn

ungestört und gründlich berauben zu können: der Tote trug nichts als ein Hemd ...

Ein Kurier ritt in gestrecktem Galopp nach Eger, damit man von dort aus die Nachforschungen nach den Bluttätern einleite. Anhaltspunkte gab es, denn im Logis zu Sebastiansberg hatten die Reitknechte der Kaiserlichen mit Philipp über Herkunft und Reiseziel mancherlei gesprochen.

Dreizehn Tage nach dem Mord wurden die Täter ausgeforscht. Ihr Quartier, der Gasthof „Zum Stern" in Eisenach, wurde von Musketieren umstellt und die vier Offiziere festgenommen; von den Reitknechten, die bei der Bluttat in Böhmen anwesend gewesen, standen nur noch zwei in ihren Diensten, und von diesen hatte einer die Annäherung des Militärs bemerkt und sich beizeiten aus dem Staube gemacht.

Bei den Festgenommenen fand man den Raub. Nur die venezianische Goldkette fehlte, den Tobis hatten sie nicht erjagt, den „Hundsfott". Sie gestanden ihre Bluttat teils freiwillig, teils auf der Folter, zu welcher die regierende Herzogin Maria Elisabeth von Sachsen-Eisenach mit besonderem Reskript ihre Einwilligung geben mußte, weil es sich um Offiziere und Adelspersonen handelte. Oberwachtmeister Haitmar hatte den Plan ausgeheckt, Leutnant Bayer den tödlichen Schuß abgegeben und Kapitänleutnant Richter die Ausplünderung des Leichnams besorgt. Der Hauptmann Ritter von P. wird – er ist in dem Konsortium mörderischer Schnapphähne der einzige, der dem Ritterstand entstammt – als Opfer der anderen hingestellt: er habe vorher gegen den Mord protestiert und nachher nur aus Furcht seinen Anteil genommen. In den Urteilsschriften wird bloß der Anfangsbuchstabe seines Namens genannt!

Beim peinlichen Verhör gab Haitmar an, Bayer und Richter hätten sich schon lange vorher als Buschklepper betätigt und auch in der Nähe Prags einige Italiener überfallen und ausgeplündert, bei welcher Gelegenheit Leutnant Bayer durch das Bein geschossen worden sei. Bayer und Richter leugneten diesen Straßenraub auch in den Daumstöcken, in den Beinschrauben und auf der Streckleiter.

Am 23. Juli 1669 wurden auf dem Goldberge, einem Hü-

gel vor dem östlichen Ende der Stadt Eisenach, im Beisein von vielen Tausenden Menschen, Haitmar und Richter enthauptet und Leutnant Bayer zu Tode gerädert. Die Leichname wurden auf drei Räder geflochten, den Menschen zur Lehre, den Raben zur Nahrung. Und waren die drei doch allesamt wackere Haudegen, ganz nach dem Herzen eines Kriegsführers. Hätte sie in siegreicher Schlacht eine Kartätschenkugel gefällt – vielleicht hätten sie ihr Denkmal, und in Schulbüchern stünde beispielhaft ihr Heldenleben beschrieben.

DER HINGERICHTETE STIFTER EINES DENKMALS

Eine Spur vergaß die Kirche zu beseitigen, als sie einst einen Ketzer restlos von Gottes Erdboden zu vertilgen glaubte, indem sie seinen Körper verbrannte und die Asche in alle Winde streute. Nicht einmal seinen Namen, unter dem ihm viele Christen anhingen, vermerkte man im Hinrichtungsprotokoll. Er sollte ausgelöscht sein. Und doch vergaß die heilige Inquisition, *eine* Spur zu beseitigen.

Er, Jakopos Olympidarios Paläologos, hat das Monument, das im Oberstock des Prager Carolinums in die Korridorwand eingelassen ist, zu Ehren des Magisters Matthäus Collinus von Choteřina errichtet. Das rotmarmorne Relief des Lehrers hat im Lauf der Jahrhunderte die Nase eingebüßt, unbeschädigt aber blieben Homers Werke, die er aufgeschlagen in der Hand hält, Anfang der Odyssee und Ende der Ilias. Buchstaben auf den Lorbeerbäumen ergeben die Widmung: „Dies, Collinus, setzt dir für deine Verdienste der durch seine Verbannung geadelte Jakobus Paläologus. – Du, der du mich aufnahmst nach meinen unglücklichen Fahrten, empfange die dankbaren Zeichen meiner Freundschaft.“ Eine griechische Inschrift besagt:

„Gott sei dem Anfang und dem Ende. – Dem Matthäus Collinus von Choteřina aus Kouřim, dem gastlichen Manne, einem Freunde der Hellenen und Lehrer der griechischen Sprache, setzte diesen Denkstein Jakopos Olympidarios Paläologos, ein Vertriebener, der, in Chios geboren, unschuldig vor Gericht gestellt, überall verfolgt und nur in Böhmen aufgenommen wurde, wo er noch unter vielen Unbilden lebt, im Jahre 1568.“

Jakopos Paläologos war seiner Angabe nach ein Abkömmling des gefallenen letzten Griechenkaisers, dessen Familie nach dem Sturz Konstantinopels auf der Insel Chios Obdach fand. Aber die in Smyrna herrschenden Türken forderten von den Griechen die Auslieferung der Paläologen,

weswegen diese sich zur abermaligen Flucht genötigt sahen. Der Vater des Jakopos mußte in Rom der griechischen Religion abschwören und seine beiden Söhne in den Dominikanerorden eintreten lassen. Während der ältere die höchsten Stufen der katholischen Hierarchie erklomm und kein anderer als der vatikanische Kardinal Gabriel Paläotus wurde, entsprang Jakopos aus dem Bereich der Klostermauern, um für die Vereinigung der evangelischen und der griechischen Kirche einzutreten, der Propagierung wissenschaftlicher und freiheitlicher Ideale sein Leben zu weihen.

In Prag, wohin er sich über die österreichischen Erblande wandte, wirkte sein Eintreffen auf die Sodalitas literaria, eine Gelehrtenrepublik von streng humanistischer Prägung, wie die Erfüllung eines Wunsches, den man nie zu wünschen gewagt. Aus dem Land der Griechen kam der Gast, aus dem Land der Griechen, das man wahrhaftig mit der Seele suchte, und dem Kaiserhaus von Byzanz war er entsprossen, und über seiner Wiege hatte die Sonne von Chios gelächelt, die Sonne Homers! Scheint nicht die Hasenburg auf dem Smichow im Abenddämmer der Feste des Priamos zu gleichen?

Am 4. Juni 1566 starb der Führer der Prager Hellenophilen, der Magister Matthäus Collinus von Choteřina, und Paläolog, durch Heirat mit einer Altstädter Patriziertochter zu Bürgerrecht und großem Vermögen gekommen, wollte im Magno Collegio Carolino Pragensi eine Gedenktafel für ihn errichten. Der Senat der Universität lehnte dieses Angebot ab, teils weil der verblichene Collinus und die übrigen Humanisten mit den Utraquisten verfeindet waren, teils weil sich die von Rom aus gegen Paläolog eingeleiteten Verfolgungen fühlbar machten.

Brus von Müglitz, erster Erzbischof von Prag seit hundertvierzig Jahren, seit der Hussitenzeit, war gleich nach seiner Ernennung nach Trient zum Konzil gefahren und hatte von dort aus beim Erzherzog Ferdinand, dem Bruder Kaiser Maximilians II., den Paläolog weidlich verketzert. Aber kein Wort steht in des Erzbischofs fulminanter Anklage von irgendwelchen Verfehlungen Paläologs gegen weltliche Gesetze, kein Wort davon, daß er seinen Namen mit Unrecht trage oder sich die Abstammung aus kaiser-

lichem Hause nur anmaße, ein Vorwurf, der auf den habsburgischen Adressaten entscheidend gewirkt hätte. Diese Lügen waren nur gut für das profane Volk, sie traten erst später auf den Plan und machten sich noch nach Jahrhunderten geltend, wenn das Denkmal beschrieben wurde (zum Beispiel bei P. Semler und bei Josef Svátek, die allerdings weder den Brief des Erzbischofs Brus von Müglitz noch die Berichte über die römische Haft, die Bekehrungsversuche und die Hinrichtung Paläologs kennen und diesen als Abenteurer abzutun versuchen). Wie ungeheuer die zeitgenössische Katholität vor den Lehren „des Mönchen" Paläolog zitterte, beweist vor allem dieser Geheimbericht vom großen, welthistorischen Konzil:

„... und soll Eure Fürstliche Durchlaucht gnädigst als gewiß glauben, daß desselben Mönchen eigenen Handschriften vorhanden sind, darinnen er alle Ketzerei, die in der gedruckten Exkommunikationsbulle gemeldet sind, selbst bekannt hat. Dazu ist noch vorhanden ein ganzer Haufen Zeugnisse gegen ihn, und zwar nicht von schlechten Leuten; so sind allhier mehr denn hundert Personen, gelehrte Leute, Bischöfe und Theologen, denen ich glauben müßte, auch wenn mein Hals in Gefahr stünde, welche ihm allesamt unrecht geben und sagen, er gehe nur darauf aus, mehr Leute in Verdacht und sich selbst in Vergessenheit zu bringen. Er sei aber so halsstarrig, daß ihm weder zu helfen noch zu raten sei; so haben ihm der General des Prediger-Ordens und zwei Herren Kardinäle bei Seiner Päpstlichen Heiligkeit Gnade und Barmherzigkeit erlangt, er aber will in seinem Hochmut keine annehmen, sondern schreiet nach Gerechtigkeit, und will doch der Gerechtigkeit seines Gefallens weder Ziel noch Maß setzen; nachdem er anderer Leute Unglimpf sucht, hat er seine Sache nur ärger gemacht, so daß man ihm heftiger nachtrachtet ..."

Diese aufschlußreiche Denunziation, der alsbald aus dem Tridentiner Konzil von der Hand des Bischofs Drascovich eine zweite folgte, übte keine bleibende Wirkung aus. Zuviel Freunde besaß Paläolog in Prag, ihr Einfluß reichte an den Wiener Hof, und als gar ein kaiserlicher Schutzbrief für ihn an den Prager Erzbischof ergangen war, brauchte er sich keinen Besorgnissen hinzugeben.

Gegen die Abweisung seiner Denkmalstiftung erhob er bei der Statthalterschaft Protest. Nunmehr war es, daß eine Deputation des Senats vor dem Oberstlandrichter Böhmens erschien und – eine noch heute bei Auslieferungsbegehren gegen politische Flüchtlinge gern geübte Praxis – andeutete, Paläolog werde keineswegs bloß wegen seiner Klosterflucht verfolgt, er habe sich auch gegen die weltlichen Gesetze vergangen; „Paläolog" sei gar nicht sein richtiger Name, sondern „Pietro Mascellara (Massilare)".

Trotz dieser Verdächtigungen verfügte die Statthalterei, dem Paläolog sei bei Aufstellung eines Monumentum Sepulcrale für Magister Collinus von seiten des Senats kein Hindernis in den Weg zu legen. Der kurz darauf unternommene Versuch der Kurie, durch einen römischen Sendling den agitierenden Expriester verhaften und in die Höhlen der Inquisition verschleppen zu lassen, mißglückte.

Roms Rache mußte auf ihre Stunde warten. Sie kam. In seinem Hause „Zu den vier Kelchen" bewirtete der Grieche Freigeister und gewährte auch einem aus dem Agneskloster geflüchteten Mönch gastliches Obdach. Die Kirche beschuldigte selbstverständlich den Entwichenen des Verbrechens, klösterliches Eigentum mitgenommen zu haben (die Kutte?), und so erschien der Altstädter Vizerichter bei Paläolog, um die Auslieferung des Mönchs zu verlangen. Der aber war bereits über alle Berge.

Nunmehr erhob die Klerisei gegen Paläolog die Anklage, er habe einem Kuttenflüchtling und Diebe dazu verholfen, aus der Stadt zu entkommen, und durch eine verbrecherische Tat erlösche der kaiserliche Schutzbrief. Der Vizerichter wurde beauftragt, den unbequemen Ausländer dingfest zu machen. Am 30. März 1571 wurde sein Haus umstellt, die Büttel drangen ein, fanden Paläolog angeblich in einer Eisentruhe, die er von innen versperrt hatte, und überführten ihn zunächst in das Stadtgefängnis Spinka, von wo er nach Monatsfrist in das Staatsgefängnis Podiebrad gebracht wurde.

Während der Eingekerkerte keiner Verleumdung entgegentreten konnte, fütterte man die Öffentlichkeit in der gebräuchlichen Weise mit Schauergeschichten über sein Vorleben, so daß selbst seine Freunde die Lust verloren, sich

für ihn einzusetzen. Noch rettete ihn das kaiserliche Wort vor der Verschleppung nach Rom, er kam mit der Ausweisung davon.

Unstet irrte er in Siebenbürgen, Polen und Mähren umher, wirkend gegen die Trinitarier und gegen die Papisten, für die Unitarier und für den Humanismus. In Ungarisch-Brod ergriffen ihn zu Weihnachten 1581 die Reisigen des Olmützer Bischofs und schafften ihn in die Detention des Klosterneuburger Stiftes.

Jetzt hilft nichts mehr dem Paläologen; Rudolph II. ist kein Maximilian, Rudolph II., in spanischen Klöstern erzogen, hat nicht mehr die Nachwirkungen der Konstanzer Ketzerverbrennung erlebt und läßt es zu, daß das ausgebrochene Wild des Papstes in dessen Revier zurückgetrieben werde.

Zu Rom, in einer Zelle der Propaganda fide leistet Paläolog zwei Jahre lang allen Überredungskünsten, allen Drohungen und allen Martern und allen Lockungen heroischen Widerstand, lehnt es ab, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, die ihm als heidnisch geltende Lehre von drei Gottheiten anzuerkennen, und so wird er als „hartnäckiger Ketzer" zum Feuertod verurteilt.

Am 19. Februar 1583 führt man ihn mit zwei Marannen und einem abtrünnigen Karmeliter auf das Campo di fiore zum Scheiterhaufen. An einem der portugiesischen Juden, der verstockt bleibt, und an dem Karmeliter wird die Strafe vollzogen. Der andere Maranne bekehrt sich im Anblick des hungrigen Holzstoßes, wird daher gnadenhalber erdrosselt und erst als Leiche den Flammen übergeben.

Paläolog hatte sich unterwegs den Überredungskünsten des Kardinals d'Este und anderer hoher Vatikaniker widersetzt, aber schließlich fügt er sich ihrem Drängen, den Wunsch nach Begnadigung zu äußern. So bringt man ihn in ein benachbartes Haus, wo der päpstliche Bescheid abgewartet wird. Der lautet: Paläolog soll vom Scheiterhaufen herab mit lauter Stimme seine Lästerungen abschwören, ein Notar möge über den Wortlaut dieses Widerrufs ein Protokoll aufnehmen und Paläolog habe eine eigenhändige Botschaft an alle seine Anhänger in Deutschland zu richten,

worin er seine Lehre als irrig erkläre. Hernach werde er wieder ins Gefängnis zurückgeführt werden.

Aber mit der Bußfertigkeit des Häresiarchen ist es nicht weit her, er denkt gar nicht daran, diese Bedingungen anzunehmen, und hält seine ketzerischen Ansichten mit einer „eloquenza incredibile" gegenüber den Kardinälen aufrecht, die zu ihm kommen, um seine Seele zu heilen, seinen Körper zu retten.

Schon eine Woche nach dem abgesagten Autodafé ist die Mehrheit der zu einer eigenen Kongregation zusammengetretenen Kirchenfürsten dafür, es neuerlich anzuberaumen, aber der Papst schiebt seine Entscheidung auf.

Erst nach flehentlichen Bekehrungsversuchen, die abermals zwei Jahre währen, wird Paläolog verdammt zum Feuertode. Kardinal Paleotto, Erzbischof von Bologna, bittet für den Delinquenten, seinen Bruder. Und Papst Gregor XIII., der kaum drei Wochen später sterben wird, „begnadigt" den Vermaledeiten dazu, vor seiner Verbrennung enthauptet zu werden.

Am 22. März 1585 wird Jakopos Olympidarios Paläologos vor der Kirche des Ordens, aus dem er etwa dreißig Jahre vorher desertierte, vor Santa Maria alle Minerva, von der heiligen Inquisition dem weltlichen Henker übergeben, der ihm den Kopf vom Leibe trennt; daß er sich bei dieser Gelegenheit (unter dem Beistand eines Klerikers Baronius) reuig zum Katholizismus bekehrt haben soll – eine Behauptung, die bei allen kirchlich veranlaßten Hinrichtungen wiederkehrt –, kann im Fall Paläolog am allerwenigsten stimmen, da ihn dieses sofort gerettet hätte. Den Leichnam wirft man den Flammen zum Fraß vor, die Asche des verreckten Ketzers verstreut man nach allen Seiten; in den Protokollen führt man den Hingerichteten als „Pietro di Mascellara alias Paleologo" an, auf daß nichts von dem verruchten Gottesleugner auf Erden übrigbleibe. Die Exemplare seiner Schriften sind mit lückenloser Gründlichkeit vernichtet worden: nicht einmal ihre Titel kennt man mehr.

Aber *eine* Spur vergaß man zu beseitigen: im Prager Carolinum ein Denkmal, das er seinem Freunde und so auch sich selbst gesetzt.

DU ARMER JUNGE IM KETZERLAND!

Ist es wahr? Ist es unwahr?

War es vor elf Jahren, oder sind seither vierhundertdreißig Jahre verstrichen?

Dem jungen Novizenmeister, der die eigenen Erlebnisse niederschreibt, scheinen sie so mythisch wie uns, die wir sie lesen.

Es fährt die Kielfeder des Bruders Johannes aus Miltenberg über das Pergament, und so erstehen die Abenteuer und Abwechslungen der Knabenzeit wieder, die in ach so krassem Gegensatz zur jetzigen Umwelt im eintönigen Benediktinerkloster von Laach stehen.

Er schämt sich seiner Erlebnis- und Erzählerfreude an weltlichen Dingen, und allzuoft betont er, nur deshalb die Niederschrift vorzunehmen, weil er den Zweck warnender Belehrung verfolge und weil sein kleiner Stiefbruder Philippus Drunck den Wunsch nach einer schriftlichen Darstellung dieser Fahrten geäußert. Am Schluß der Vorrede aber gesteht Johannes Piemontanus, den man nach dem Herkunftsort seines Vaters auch „Butzbach" nennt, an der Abfassung des „Hodoeporicon" Vergnügen zu finden.

Um 1488 ward der elfjährige Johannes – bis dahin hatte er weidlich die Schule geschwänzt und sich am Ufer des Mains herumgetrieben – einem Nachbarsohn mitgegeben, der von fremden Schulen kommt und wieder auf fremde Schulen zieht. Der große „Beane" hat durch Versprechungen erreicht, daß man ihm das Knäblein anvertraute, und er erhielt auch von dessen Eltern reichlich Wegzehrung. Schon nach kurzem Marsche aber offenbart sich seine Natur: er ist Renommist und Bacchant, verpraßt seines Schützlings Geld, denkt gar nicht daran zu studieren, und noch weit weniger daran, daß Hänschen etwas lerne.

Über Mittelfranken und Ansbach, durch Nürnberg und Bamberg ziehen sie nach Eger und in Wladislaus' II. Königreich, wo der Beane seinen kleinen Leibfuchs mit Drohun-

gen und Prügeln dazu anhält, in den Dörfern zu betteln. Ja, er nötigt ihn nach jeder Rückkehr von solchem Bettelgang, den Mund mit warmem Wasser zu spülen und es dann auszuspeien, um festzustellen, ob das Bübchen von der Beute etwas gegessen habe. Den Winter verbringen sie in der Burse zu Kaaden, dort müssen sie zwar öffentliche Lektionen anhören, finden jedoch noch Zeit zum Fechten; nur kriegt man wenig Almosen, und so stiftet der Jüngling den Knaben zum Stehlen von Geflügel an, eine Beschäftigung, deren Gefährlichkeit dem Johannes erst schaudernd bewußt wird, als er erfährt, daß zwei ihm aus Kaaden bekannte Schüler wegen solchen Deliktes durch den Strang hingerichtet wurden.

Es wird Frühling, das Miltenberger Scholarenpaar wandert zwei Meilen weiter, nach Komotau, darinnen Ketzer mit Christen zusammen leben und eben die Pest wütet, weshalb noch drei bis vier Meilen weit marschiert werden muß, ins Oppidum Machssau (Maschau). Hier herrscht Graf Johann von Kolowrat, ein unbarmherziger Ketzer, mit der Schwarzkunst vertraut. Seinen Diener, der sich zu einer unbedeutenden Unterschlagung verleiten ließ, hat Kolowrat (Butzbach verschweigt diesen Namen) zum Tod verurteilt, und ungeachtet der Fürbitte seiner Buhle, „der einzigen Person, zu der er Liebe trug", ungeachtet des Flehens aller Landbewohner und des Kniefalles, den die Mutter des armen Sünders vor dem sie mit Fußtritten traktierenden Despoten tat, wurde das Urteil vollstreckt.

Ein andermal ertappte der Schloßherr seinen Koch bei einem Küchendiebstahl, ließ ihn auspeitschen und in das unterirdische Verlies des Turmes werfen, damit er dort Hungers sterbe. Um die Rettung des Eingekerkerten waren nicht bloß viele Menschen bemüht, sondern auch ein Bär, der, vom Koch dressiert, sich seit dessen Verschwinden verzweifelt benahm. Dadurch erweicht, begnadigte der Graf den Verurteilten, mit dem Beding jedoch, daß er ohne menschliche Beihilfe, allein durch den Bären aus dem tiefen Burgverlies befreit werde. Das Tier wurde in den Turm geführt, packte gleich das am Rande des Kerkerloches eingerollt liegende Tau, mit dem die Gefangenen (oder ihre Leichen) emporgezogen wurden, und ließ das Seil mit Brum-

men zu ihm hinab; nachdem der Koch es ergriffen hatte, zerrte Freund Petz ihn herauf, liebkoste ihn und geleitete ihn tanzend in seine Küche. Sotaner Vorfall hatte zwar dem Maschauer Tyrannen einiges Vergnügen gemacht, aber damit sein Beschluß, einen dem Tode zu überliefern, nicht ganz unvollstreckt bleibe, gab er den Befehl, den Bären in den Wald zu führen und mit der Meute zu verfolgen. Die Hunde, dem Tier befreundet, spielten mit ihm, anstatt es zu hetzen, weshalb die Jäger gar sehr wider ihren Willen den braven Bären erlegen mußten, der sich an einem Baum aufsetzte und, um Gnade flehend, die Tatzen hob.

Da schließlich auch in Maschau die Pest ausbricht, ziehen Beanus und Scuto zur Winterszeit nach Eger zurück, sie werden auf der dortigen Burse in Quartier genommen und erhalten überdies Stellungen bei Egerer Familien, deren Kindern Nachhilfestunden zu geben. Der große Schüler verkauft aber den kleinen an zwei Studenten: für die soll Hans den ganzen Winter hindurch betteln gehen. Dessen weigert er sich, worauf ihn die Sklavenhändler nackt ausziehen, verprügeln und gebunden in der kalten Kammer liegenlassen, bis er am Morgen sein Einverständnis zu dem Dienst erklärt. Der Herr, bei dessen Kindern Hans Korrepetitor ist, erkennt die Sachlage, nimmt ihn auf und muß ihn, mit Waffen in der Hand, gegen einen Ansturm von Schülern und Schützen verteidigen, die, um ihr Opfer zurückzuholen, bis zum oberen Estrich des fremden Hauses dringen. Der arme Junge wagt nun nicht mehr, einen Schritt auf die Straße zu setzen, denn die Scholaren lassen ihm sagen, sie würden ihn in Stücke reißen.

Aus Furcht vor ihnen entflieht er nachts aus der Stadt und eilt nach Karlsbad, wo er in einer Herberge die Badegäste bedient. Die Herrlichkeit als Hotelpikkolo dauert bloß bis zum Frühjahr, dann entführt ihn ein vornehmer Böhme auf die Herrschaft Sigulow, macht ihn zu seinem Schildknappen und lehrt ihn die Landessprache und das Reiten. Nach einiger Zeit wird Hans einem der Gäste seines Herrn, einem Luditzer, der „adelig, aber ein gar schlimmer Ketzer" war, auf dessen Wunsch zum Präsent gemacht. Besagter Aristokrat (jedenfalls Johannes Vřesovic d. J.) hatte eine reiche, ältliche Frau geheiratet und will, zuerst durch ein-

schmeichelnde Worte und hierauf durch Drohungen und Schläge, den Pagen veranlassen, junge Mädchen von seines früheren Herrn Landgut dazu zu bewegen, sich den gräflichen Lüsten gefügig zu zeigen. Als sich der Chef lange vergeblich bemüht hat, den Knaben zum Kupplerhandwerk zu bringen, nimmt er ihm das Sonntagsgewand weg und schließt es ein; erst dann soll Hans es wiederbekommen, wenn er die Mägde, die regelmäßig aus Sigulow den Luditzer Wochenmarkt besuchen, zu jener Liebesaushilfe bewogen.

Hans flieht nun im alten Anzug zu seinem ersten Herrn zurück, von dem er zwar nicht so Schlimmes zu erleiden hat, wohl aber von den Dienern. Während der Herr auf einer längeren Reise ist und Hans mit zwei Mägden und einem Knecht zurückbleibt, zwingt dieser ihn, die Kühe zu hüten, um sich ungestört mit den beiden Frauenspersonen vergnügen zu können, von denen doch die eine zum Weiden des Viehs bestellt ist. Ein andermal erbricht ein Bedienter die Vorratskammer, raubt sie aus und entweicht, nicht ohne vorher dem ahnungslosen Hänschen eine Tüte voll Mandeln und Feigen geschenkt zu haben, damit der Verdacht auf diesen falle. Das geschieht auch, Hans muß sich splitternackt entkleiden und über einen Tisch legen und wird nun von vier Bauern so lange mit Ruten gepeitscht, bis das Blut aus der Haut hervorspritzt.

Abermals wird der Knappe verschenkt, einem mit Namen „Pan Schefforsyt", dessen Eltern, sehr eifrige Anhänger der ketzerischen Verkehrtheiten, die Burg Zoschek in der gräflich Guttensteinschen Herrschaft Tachau besitzen, nicht weit von der Peterburg nach der Stadt Rakonitz zu gelegen. Pan Schefforsyt pflegt mit zwei, drei Pferden an den Hof des Königs oder eines anderen Herrn zu reiten, um dort seine Dienste als Ritter anzutragen, und begibt sich denn auch bald mit seinem neuen Pagen zu solchem Dienst nach Schloß Chlum. Sie gelangen zu dem waldigen Gebirge, welches sich, wie Johannes niederschreibt, „in einer Breite von drei bis vier Meilen ringsum das ganze Böheimb zieht; diese Gebirge umschließen das Böhmerland wie einen Kern in einer Ausdehnung von dreißig Geviertmeilen und sind voll von Räubern". In Wirklichkeit ist es nicht der waldig-

bergige Rhombus, dessen Kontur sie reitend überschreiten, sondern es sind die Pürglitzer Forste, die allerdings den berüchtigten böhmischen Wäldern der Grenze nichts an Unsicherheit nachgeben.

Die beiden Reiter haben ihre Gewehre geladen, und Schefforsyt schärft dem Jungen ein: „Halte dich dicht hinter meinem Rücken! Solltest du etwa einen Hinterhalt der Räuber zur Seite der Straße entdecken, so gib mir eilends einen Wink, und mag ich fliehen oder haltmachen, bleibe nur immer bei mir."

Kaum sind sie im Walde, tauchen auch schon die Wegelagerer hinter ihnen auf, aus Höhlen und Gebüschen, wo sie gleich Wilden gehockt hatten; im Galopp jagen die beiden Reiter eine Meile weit durch dieses unheimliche Spalier. Als sie wieder zu traben beginnen, um die Pferde verschnaufen zu lassen, siehe, da kommt einer der Raubgesellen ihnen gerade entgegen, an der rechten Seite trägt er ein langes Schwert, an der linken ein kurzes, breites, auf dem Rücken im Gurt eine Doppelaxt und auf den Schultern ein mächtiges Helmbecken. Pan Schefforsyt und sein Knappe schießen auf ihn, der Räuber weicht aus und versucht durch rasch aufeinanderfolgende Signalpfiffe seine Spießgesellen herbeizurufen, worauf sich die beiden Reiter neuerdings in schnellsten Galopp setzen, ihren Rossen unablässig die Sporen in die Flanken schlagend.

Auf diese Weise werden sie etlichemal angefallen, gelangen aber unversehrt zur Hauptstadt des Königreiches, welche „Praa", das ist: Türschwelle, genannt wird, und von dort in den neuen Dienst nach Chlum im Leitmeritzer Kreis. Den Namen des Schloßherrn hat Johannes vergessen, oder er verschweigt ihn, aber wir wissen aus den Urkunden, daß damals Herr Slawata von Chlum die Herrschaft innehatte und daß seine Gattin Dorothea von Nemoschitz hieß. Hingegen kennen wir den Namen der gräflichen Konkubine nicht, von der uns Johannes erzählt und die sein Schicksal im neuen Dienst besiegelt. Da Hans das Kebsweib nicht anerkennen will, schmiedet es Ränke gegen ihn; er muß neuerdings entweichen, via Saaz, Schlan, Leitmeritz, Kralowitz und Brüx geht die Wanderschaft, er wird Lehrling bei Webern, Gerbern, Metzgern und tschechischer Dolmetsch in

einem deutschen Marktflecken und kann schließlich in der Kutsche eines Karlsbader Badegastes bis Nürnberg mitfahren, von wo er nach sechsjährigen Fährnissen glücklich nach Hause kommt, noch immer ein Kind und hat doch schon das ganze Verbrecherleben von Studenten, Wegelagerern und Rittern des Mittelalters an seinem Leibe verspürt. „Es ist mir", schreibt er, der schnell auf der hierarchischen Stufenleiter bis zum Novizenmeister aufgestiegen ist, im Kloster von Laach elf Jahre nach seiner Heimkehr von den böhmischen Irrfahrten nieder, „wegen der von mir erzählten und anderer daselbst gemachten Erfahrungen über die Maßen leid, Böhmen jemals gesehen und gar kennengelernt zu haben, ja, gleich Israel ohne Zweifel von Engeln geleitet, zog ich wie im Siegestanze aus dem Ägypten der Ketzer und von dem barbarischen Volke".

Du ahnst nicht, Bruder Johannes, daß jene „Ketzerei", die du abschreckend schilderst, bald auch Deutschland lodernd ergreifen wird, wobei die Fürsten ihre lutheranischen Gegner genauso „barbarisches Volk" nennen werden, wie du die Böhmen nennst.

DREI PROZESSE
EINES TRINKFESTEN HERZOGS

Die Regierung des Herzogs Heinrich XI. von Niederschlesien (1560 bis 1581) war solcherart: Er zechte auf Pump und pumpte auf die Zeche. Leben und leben lassen mag seine Devise gewesen sein, und er wurde ihr zumeist auf fremde Kosten gerecht. Alltäglich betrank er sich mit seinen Freunden und seinem Hofstaat, immerfort war er auf Reisen, ließ sich durch Geschenke erfreuen und erfreute durch Geschenke. Solch schlaraffisch Treiben behagte allen denen, die daran beteiligt, aber weidlich auszuschroten wußten es die Feinde und Neider, deren er genug hatte.

Seine Gattin Sophia von Anspach, die vier Jahre älter war als er, ließ er nicht ins Schlafgemach, sondern hatte fremde Weiblein und Mägdlein viel lieber; und als sich die Frau Herzogin einmal über die Anwesenheit eines solchen Dämchens an der Hoftafel beklagte, gab Seine Fürstliche Gnaden Ihrer Fürstlichen Gnaden eine Maulschelle, welche männiglich von der anspachischen Sippschaft gegen ihn aufbrachte.

Aus dem Piastengeschlechte stammend, aspirierte er auf die Nachfolge des kinderlosen Königs von Polen. Als ihm Heinrich von Valois vorgezogen wurde, faßte er den noch abenteuerlicheren Plan, die jungfräuliche Königin Elisabeth von England zu heiraten. Dann wollte er im Dienste des Prinzen von Condé, des Hugenottenführers, in Frankreich Kriegsdienste leisten. Es kam aber nicht zur Aktion, und der Herr Herzog, halb Gargantua und halb Don Quixote, zog weiterhin zechend und zechprellerisch durch die deutschen Lande.

Niemand wollte ihn mehr aufnehmen, längst waren seine Kleinodien den Händen der Wucherer verfallen, zu Hause in Liegnitz ging alles drunter und drüber. Von seinem Bruder, dem Herzog Friedrich IV. in Hainau, geschürt, lehnten sich die niederschlesischen Landstände gegen ihren

bummelnden Fürsten auf, und Kaiser Rudolf II. mußte einschreiten. Wie sehr der bleiche Habsburger, der sich auf dem Hradschin eingesponnen hat in Mystizismus, Katholizismus und Kunst, den freizügigen, der Völlerei ergebenen Schlesier lutheranischen Ketzerglaubens und slawischen Stammes hassen mag, der sich als Soldat immer auf antihabsburgischer Seite engagiert – man kann es sich denken.

Da Heinrich zum erstenmal in Sachen seines Strittes mit den Landständen am Prager Hofe weilt, ist Rudolphus allerdings noch nicht Kaiser, wir schreiben 1575, seines Vaters letztes Regierungsjahr. Über die Fahrt erzählt uns der drollige Hans von Schweinichen, des Herzogs Kämmerer und Pumpmarschall, Famulus und Sancho Pansa, Mundschenk und Saufkumpan, in seinen Memoiren: „Am 13. August dieses 1575ten Jahres sind wir von Liegnitz aufgebrochen mit zwei Kutschen, eine zu sechs und eine zu vier Rossen, und sind Herr Aßmann von Küttlitz, ich, Kaspar Heilung, Andre Mohaupt, ein Secretarius und zwei Jungen mitgewesen. Wir zogen über Hainau, Bunzlau, Görlitz, Zittau, Jung-Bunzlau, Brandeis auf Prag zu. Da denn Ihro römisch-kaiserliche Majestät, um der Liegnitzschen Landschaft in den schweren Schuldensachen wider Ihro Fürstliche Gnaden Herzog Heinrich zu helfen, nach Prag Gerichtstag angesetzt hatten, wollten Ihro Fürstlichen Gnaden zuvor etliche Reichs- und Kurfürsten um ihren Beistand ersuchen. Zum Kaiser kam der Herzog gar nicht, sondern ließ durch mich bei dem Oberst-Hofmeister die Ursache vermelden, warum er die Post nehme, um ins Reich zu reiten, womit Ihro Kaiserliche Majestät auch zufrieden waren. Also ritten I. F. Gn. von Prag aus weg. Für je zwei Meilen Postweg mußte für einen Klepper eine Krone gegeben werden. Den ersten Tag postierten wir zwölf Meilen bis nach Pilsen. Allda waren I. F. Gn. und die Diener so müde, daß ich vor meine Person mag zeitlebens nicht müder gewesen sein. Ich hätte zwar den Abend gerne gegessen, hatte aber die Kraft nicht mehr, um mir ein Ei aufzuschlagen, blieb derowegen ungegessen, nahm das Kissen, das ich auf dem Sattel führte, legte es mir zu Häupten auf eine Bank und schlief so sanft, als ich mein Tage im Bette nicht geschlafen habe. Wir waren

im Posthause liegengeblieben, der Meinung, um Mitternacht wieder auf zu sein, doch tat der Schlaf so sanfte, daß wir des Tages nicht gewahr wurden." Von Pilsen geht die Kavalkade über Waldmünchen, Augsburg und Regensburg nach Heidelberg zum Kurfürsten, der eben dem verjagten Prinzen von Condé Refugium gewährt und auch dem Liegnitzer Herzog zusagt, „daß er ihm Beistand wider seine Untertanen und Landschaft gen Prag zuordnen wolle".

In Mainz bekommt Heinrich vom Kurfürsten ein Interzessionsschreiben, in Speyer hält der Herzog mit den hervorragendsten Doctoribus Rat ab und läßt sich von ihnen für hundert Gulden ungarisch ein Rechtsgutachten über den Streit mit den Landständen ausstellen, im Kloster Pfaffenhofen verspricht der bayerische Herzog dem schlesischen seine Einflußnahme am Kaiserhof und in Neuburg der Pfalzgraf.

Dann geht es nach Prag zurück. Die Reise hat fünfzehnhundert Taler gekostet, „und sind in dieser kurzen Zeit, nämlich in zwei und einer halben Woche, über 209 Meilen gereist, dabei auch viele Tage stille gelegen und nichtsdestoweniger auch sehr getrunken ... Wie I. F. Gn. nun nach Prag gekommen waren, ritten Sie alsbald nach Hofe und meldeten sich bei den Herren Offizieren (Beamten) an und erlangten von Ihro kaiserlichen Majestät, daß das Verhör auf acht Tage aufgeschoben ward, bis I. F. Gn. den erbetenen Beistand erlangen konnte. Also mußte die Landschaft mit großen Kosten da liegen. Die Verhandlung verzog sich von einem Tag zum anderen, bis zuletzt nach etwan sechs Wochen I. F. Gn. vor den Offizieren eine Stunde verhört wurden. Trotzdem der Herzog achtzehn Kur- und fürstliche Reichs-Abgesandte zum Beistand hatten, ward aus der Sache nichts, sondern es kam der Bescheid, Ihro Kaiserliche Majestät wollten ehestens eine Commission in Schlesien legen, von der sollten die Sachen nach Notdurft gehört und verglichen oder beschieden werden. Es zog also die Landschaft wieder anheim, und es blieb alles, wie es zuvor gewesen."

Den Herzog ficht's wenig an. Er bleibt in Prag, was man verständlich finden muß; denn einerseits lockt ihn nichts nach Liegnitz, wo die Kommission auch ohne sein Beisein feststellen wird, daß er eine Schuldenlast von nicht weniger

als 485 466 Talern und 25 Weißgroschen kontrahiert hat, und andererseits ist ein Aufenthalt in Prag nicht das schlimmste; wird ja gerade die Königskrönung Rudolphi vorbereitet mit Turnieren, Ringrennen und wohl auch mächtigen Zechgelagen, bei denen sich der lebenslustige Liegnitzer gerne finden läßt. „Ich hatte die Zeit eine schwere Aufwartung", seufzt Schweinichen, sein treuer Wardein, „vornehmlich als dem frommen Herrn das Geld ausging, und ich die Hebräer ersuchen mußte, auf Pfand zu leihen. Indessen nahmen I. F. Gn. einige Teilungen vor und bekamen dadurch etliche hundert Taler, so daß Sie fünf ganze Wochen nach der Audienz zu Prag endlich abzahlen konnten."

Die Kolonne bricht wieder auf, der Herzog und sein Hofmarschall Schweinichen, der Thüringer Kaspar Heilungen, der Breslauer Martin Seidenberger, der Secretär Andreas Mohaupt, zwei Jungen, drei reisige Knechte, ein Koch und die Kutsch- und Pferdeknechte. Mit vier Reitpferden, einem sechsspännigen Wagen und einer dreispännigen Breslauer Mietkutsche fahren sie aus dem Prager Stadttor. Der Herzog hat keinen Pfifferling mehr als 353 Taler bei sich, der Reisemarschall trägt in seinem Beutel ein Privatvermögen von – drei Talern. Wollen sie damit bis Liegnitz auskommen? Oh, Heinrich XI. von Niederschlesien will noch viel weiter, will nach Venedig, nach Welschland und auf die Armada nach Hispanien.

Keineswegs kommen sie so weit. Sie unterhalten sich zwar ganz gut, dieser vorshakespearesche und ungebesserte Prinz Heinz, sein Falstaff mit dem Schweinenamen und die übrige Sippschaft, aber sie haben mehr Schande als Ehre zu bestehen; Gerichtsverhandlungen, Pfändungen, Prellereien, Bettelgänge, Abweisungen, schimpfliche Händel in Köln, Utrecht, Emmerich sind die Etappen dieses zwei Jahre währenden Bummels.

Im Januar 1579 reitet der Herzog mitsamt seinem Stabe nach Krummau – „Krommenau" steht in Schweinichens Memoiren – zur Hochzeit des reichen Herrn Wilhelm von Rosenberg. „Die goldenen Ketten aber und was sonst zu einem stattlichen Aufzug nötig war, mußten wiederum geliehen werden, und zur Zehrung hatten I. F. Gn. nicht über 200 Taler bei sich. Folgenden Tages ritten I. F. Gn. mit dem Herrn

Bräutigam der Braut entgegen, welches eine Pfalzgräfin von Platten war, hatten 32 Rosse und 3 Trompeter bei sich, und waren viel besser staffieret als die 600 böhmischen Herren. Beim Einzug hatte man das Gespenst, die ‚Loretta' genannt, um den Turmknauf herumtanzen sehen, welches kein gutes Zeichen gewesen sein soll. Sieben Tage hat man mit Tanzen, Fechten, Ringelrennen, Mummerei, Feuerwerk und anderer Kurzweil zugebracht."

Mit Akribie und schmatzendem Behagen schreibt Schweinichen das Verzeichnis des Aufwandes ab, das er sich aus der Küche verschafft hat: 113 ganze Hirsche, 98 Wildschweine, 162 Rehe, 2229 Hasen, 470 Fasanen, 3910 Rebhühner, 22687 Krammetsvögel, 88 westfälische (?) Schinken, 600 indianische Hühner, 3000 gemästete Kapaunen, 12888 gemästete Hühner, 2500 junge Hühner, 2687 Schöpse, 1579 Kälber, 3550 Gänse, 40837 Eier, 117 Zentner Schmalz, 39 Tonnen Fett, 15800 Hechte; er spezialisiert die sechstausend Eimer verschiedenen Weines und die siebentausend Eimer verschiedenen Bieres und notiert die Gesamtpreise für Gewürz und Marzipan und Pferdefutter. „Die Kleidung, Mummerei, Feuerwerk und dergleichen", so fährt er fort, „soll allein über 40000 Taler gekostet haben, und außerdem hat man in allen Dörfern der Herrschaft arme Leute gespeist. Was dabei draufgegangen, kann man nicht wissen. Wie nun die Hochzeit ein Ende hatte, konnten I. F. Gn. wegen Mangels an Geld nicht aus der Herberge kommen. Nachdem ich den Herrn Bräutigam vergebens angesprochen hatte, lieh mir endlich ein Zwerg 100 Gulden auf die Kette der Herzogin ..."

Im selbigen Jahre sind Henricus, seine Gemahlin, ihre Töchter und ein großmächtiger Hofstaat wieder in Prag. Täglich speisen über zweiundfünfzig Personen an ihrer Tafel, und da kein Geld und keine Ordnung im Haushalt ist, wachsen die Schulden während dieses anderthalb Jahre dauernden Prager Séjours ins ungemeine.

Ein böhmischer Landedelmann, der Herr von Schwamberg, läßt beim Herrn Herzog anfragen, ob er dessen Tochter Emilie zur Gemahlin erhalten könne; bejahendenfalls würde er dem herzoglichen Schwiegervater zehntausend Taler leihen. Zur Anfrage bedient sich der Aristokrat eines –

„Schadchens", wie jüdische Ehevermittler wohl schon damals geheißen haben. Den Herzog locken die zehntausend Taler, die ihm als Bezahlung seines fürstlichen Samens selbstverständlich vorkommen mögen, aber das Fräulein hat keine Lust, sich zu diesem Kuhhandel herzugeben. Nichtsdestoweniger bemüht sich der Jude um die Angelegenheit, so daß der Haushofmeister Schweinichen beauftragt wird, auf das Schloß des Freiers zu reisen und sich über die Reellität seiner Absichten (betreffs der zehntausend Taler vor allem!) zu überzeugen: „Wie ich nun dahin komme, finde ich zwar alle Dinge vollauf wie bei einem reichen Manne, aber in jedem Winkel steckte eine Hure und der Herr hatte die Franzosen dazu, war auch ziemlich alt. Wie ich nun sonsten mit dem Herrn wohlbekannt wurde, rühmte er mir seinen Hurenstand höchlichst, führte mich auch zu den räudigen Frauenzimmern zum Trunk. Da sagte ich zu dem Herrn, wenn es aus der Heirat mit meines Herrn Tochter etwas werden sollte, so müsse er diese Mäuslein alle von sich tun. Darauf merkte ich wohl, daß es dem Herrn um seine Frauenzimmer mehr zu tun war, als um das fürstliche, und befand, daß es mir nicht gebühren würde, in dieser Sache ferner zu handeln. Es kam auch heraus, daß der Jude auf eigene Hand, um eine Verehrung zu erlangen, meinem Herrn blauen Dunst vorgemacht hatte. Mit der Darleihung der 10 000 Taler wurde es nun nichts, er bewilligte mir nur, nebst einem anderen Herrn für 500 Taler Bürge zu werden. Dem Juden aber spielte ich auf dem Rückwege einen bösen Possen. Als er des Morgens seinen Sack anzog und sein Gebet tat (wobei sie sich durch nichts beirren lassen), zog ich ihm die Kappe über den Kopf, band sie zu und ließ ihn einige Stunden also liegen. Item ließ ich ihm die harten Eier, die er zum Proviant mitgenommen hatte, mit Speck schmieren und die Kutsche in einem Pfuhl umwerfen. Ich hätte gerne gesehen, daß der Jude den Hals gebrochen hätte, es wollte aber nicht sein. Auf dem letzten Nachtlager ließ ich noch meinen Jungen fleißig zuschlagen; tat ihm also allen Verdruß ohne Verletzung seines Lebens. Wie wir nach Hause kamen, verklagte er mich bei meinem Herrn, der aber fragte nicht viel darnach, weil ihn der Jude vorher betrogen hatte."

Um die zweite Herzogstochter, Prinzessin Anna Marie, wirbt ein reicher und schöner Herr aus Österreich; der Herr von Kaischan will Prinzessin Anna Marie heiraten und erbietet sich, hunderttausend Taler als Widerlager in Schlesien anzulegen, die ihr nach seinem Tode gehören sollen. Der Herzogin gefällt der Brautwerber, und der Prinzessin wäre er recht, wenn sie auch vorgibt, sie wolle nicht außerhalb des Fürstenstandes freien. Aber der Herzog, so scharf er auf die hunderttausend Taler ist, gibt nicht die Einwilligung zu morganatischer Ehe seiner Tochter. Er möchte gerne den Nikolaus von Hassenstein zum Eidam, und zu dem ist wieder das Fräulein nicht zu bereden.

So zergehen diese Ehegeschäfte, und im herzoglichen Haushalt in Prag führt Schmalhans statt Schweinichen das Amt des Küchenmeisters. Der Herzog frißt und säuft sich zwar an der Tafel der Freunde an, jedoch die Herzogin und die Fräulein müssen beinahe fasten, und die Rosse kriegen einmal zwölf Tage lang kein Futter, so daß sie an den Krippen zu nagen beginnen und umstehen. Trotz aller Interventionen wird der Rechtsstreit, der zwischen Heinrich XI. und seinem Bruder Friedrich und den mit diesem verbündeten niederschlesischen Ständen bei Hofe anhängig ist, immer wieder verschleppt. Und wie tribulieren die Gläubiger!

In diesen Jammertagen wendet sich der protestantische Fürst eigenhändig an den päpstlichen Gesandten am Prager Schloß um ein Darlehen von zweihundert Gulden. Und es ist für die Zeit wie für beide Teile charakteristisch, wie sie sich verhalten. Der Nuntius antwortet: „Wenn der Herzog die alte katholische Religion wieder aufnehmen und in seinem Lande fortpflanzen will, so soll er nicht 200, sondern tausend und abertausend Gulden erhalten, auch alsbald wieder in sein Fürstentum eingesetzt werden; sonst kann ich es vor dem Heiligen Vater nicht verantworten, seinen Religionsfeinden in der Not beizuspringen; das hieße dem Teufel ein Licht anstecken." Obwohl die Bedrängnis groß ist, hängt der sonst so leichtfertige, ja beim Geldborgen vollkommen skrupellose Herzog aus slawischem Dynastenhause doch zu fest an der Lehre Martin Luthers, um nicht den versucherischen Brief von sich zu werfen: „Was liegt

mir an dem losen Pfaffen; will er mir nicht Geld leihen, so mag er es lassen. Wenn der Teufel den Pfaffen geholt haben wird, will ich schon Geld haben!"

Erst am 28. September 1580 wird der Liegnitzer Streit vor dem Kaiser erledigt. Alle Fürsten und Adelsherren, so Herzog Heinrich XI. zum Beistand hatte bitten lassen, stellten sich am Morgen dieses Tages in dessen Losament ein und ritten, ihrer sechsundfünfzig, mit ihm nach Hofe, welches denn ein rechtes Ansehen hatte und auf Kaiser Rudolphus gewißlich Eindruck machte. Heinrichs Bruder und Prozeßgegner, Herzog Friedrich IV., hatte nur zwei seiner Hofbeamten und einen Rechtsgelehrten aus Glogau mit sich. Die Verhandlung währte eine halbe Stunde, als der Kaiser erschien und der oberste Kanzler die kaiserliche Entscheidung verlas, der zufolge sich die beiden Herren von Liegnitz nach Hause begeben sollten. Ihre Kaiserliche Majestät hätten bei dem Oberamt in Schlesien Befehle deponiert, wie ein jeder sich verhalten sollte, und weil Herzog Heinrich so emsig und untertänig um Restituierung in sein Fürstentum angehalten, so wolle der Kaiser diese Bitte genehmigen. Alles übrige werde der Bischof von Breslau anordnen. Mit diesem Bescheid war Heinrich gar sehr zufrieden, bedankte sich in einer zierlichen Rede der mitgeteilten rechten Justitia und fuhr nach Schlesien zurück, wo wieder starke Räusche gefielen. Am 27. Oktober ward auf dem Liegnitzer Schloß durch den Bischof von Breslau die kaiserliche Resolution eröffnet, dahin lautend, Herzog Heinrich solle zu Liegnitz und Herzog Friedrich zu Hainau residieren, beide zugleich Regenten sein und die Einkommen friedlich und brüderlich miteinander teilen.

Kommt nun Ordnung und Einigung zustande? Keineswegs. Auf Heinrichs XI. Schloß fängt das Gesaufe und Gepumpe wieder an, der Herzog „administrieret keine justitia" und bekommt Händel mit der Landschaft, die von neuem gegen ihn harte Klage führt. Deshalb geht er auch nicht selbst zum Fürstentag, der für den 28. April 1581 nach Breslau ausgeschrieben ist, sondern schickt zwei Gesandte hin, womit er klug handelt, denn man hätte ihn gefänglich eingezogen, wäre er selbst gekommen. In seiner Abwesenheit wird gegen ihn ein Beschluß gefaßt und in Klageform dem

Kaiser überreicht, wie aus einem Gedicht zu ersehen ist, das in zeitgenössischer Handschrift in der Berliner Staatsbibliothek erliegt, achtundvierzig Strophen auf acht Quartblättern und des Titels: „Daz lied vom liegnitzer Putter Kriege".

Dieser Butterkrieg war dadurch entstanden, daß der Kaiser kurz nach dem Breslauer Fürstentag den Herzog Heinrich zur Ableistung seines Lehenseides nach Prag fordert. Seine Fürstliche Gnaden entschuldigt sein Fernbleiben – mit Krätze, und bleibt auch, als die Zitation wiederholt wird, dabei, wegen Krätze nicht am Kaiserhof erscheinen zu können. Daraufhin befiehlt Rudolf II. den schlesischen Ständen, Liegnitz mit Krieg zu überziehen und den Herzog zum Gehorsam zu zwingen. Es kommt nun am 8. Juni zu einer ziemlich fidelen Zernierung von Liegnitz, bei der die Belagerten der feindlichen Belagerungsarmee erlauben, rottweise, das heißt zu zehn Mann auf einmal in die Stadt zu kommen und sich Proviant zu kaufen, zumeist Brot und Butter, woher auch der Spottname „Butterkrieg" stammt. Das erwähnte Spottgedicht beschreibt diese recht unkriegerische Maßnahme so:

> Der feinde man sich erbarmen must
> Zwo stund vor abendt man sie einliess
> Mit einer Anzal Volck,
> Speis und Tranck wardt in aus der stad gefolgt
> Umbs gelt wer daz nur wolte.

Der „Krieg" endet nach eintägiger Dauer damit, daß der Herzog im Lager des Gegners den Lehenseid leistet und sich verpflichtet, der kaiserlichen Vorladung Folge zu leisten. Schweinichen beschließt seine Beschreibung des Feldzuges mit einem Stoßseufzer über die Greuel des Krieges: „Es waren doch dabei drei Personen umgekommen, ob sie aus Furcht oder anderen Ursachen gestorben, ist mir nicht wissend, aber erschossen ist keiner worden. Gott behüte uns vor dergleichen Unrat gnädig. Amen!"

Nach dergestalt heiterer Kampagne zieht Henricus Dux zum dritten Male gen Prag vor des Kaisers Gericht. Und hier wird nun seines Lebens Fastnachtsspiel zur Tragödie. Herzog Friedrich, der Bruder, ist auch da und zeugt wider ihn – ein Bruderzwist am Hof des Bruderzwists. Heinrich

ist beschuldigt, gegen den Kaiser gerüstet, mit den Polen konspiriert, Schulden gehäuft, keine Gerichtsbarkeit eingerichtet zu haben, und er erfährt, daß er „bestrickt", das heißt in Haft genommen werden soll.

Zur Flucht will er sich anfangs nicht entschließen, hernach ist sein Quartier – er ist im Hause der kaiserlichen Fouriere untergebracht – allzu gut bewacht. „Am 12. August 1581", so erzählt das Memoire Schweinichens, „kommt ein kaiserlicher Trabant und zeigt an, daß der Herzog sich morgen um 9 Uhr in der Tafelstube einstellen sollte und ferneren Bescheids erwarten. Da schoß ihm das Blatt und wäre diese Nacht gerne fortgewesen, doch war das Haus auf allern Seiten mit Wachen umstellt, auch eine ins Haus gelegt worden. Des Morgens früh, um 7 Uhr, ritten I. F. Gn. gen Hof, um, wie bräuchlich, in dem großen (Wladislawschen) Saal allda zu spazieren, während ich für meine Person ins Wartezimmer ging, um mich nach neuer Zeitung umzutun. Wie ich nun dahin komme, höre ich, daß dem Kaiser sein Thron aufgeschlagen und allenthalben Schranken gezogen worden seien, gerade wie damals, als I. Maj. einem Böhmen Leib und Leben abgesprochen hatten. Dessen erschrak ich denn sehr und meldete es I. F. Gnaden. Wie es nun an 9 Uhr kommt, zieht die Guardia mit Trommeln und Pfeifen auf, welches I. F. Gn. noch furchtsamer machte, da es sonst an Wochentagen nicht bräuchlich, die Wache aufzuführen. I. F. Gn. schickten wohl mich und andere auf Kundschaft aus, aber es war alles still und nichts lautbar. Sie wären noch gerne fortgewesen, aber es war unmöglich, da die Wachen allbereit heimlich bestallt waren. Wie nun I. F. Gn. um 9 Uhr ins Wartezimmer kommen, stund allbereit die ganze Guardia in dem Zimmer, wo der Aktus vorgenommen werden sollte, imgleichen war auch alles Hofgesinde, Herzog Friedrich und die Gesandten der Landschaft präsent. I. F. Gn. stellten sich was freudiger als Sie waren, damit man Ihnen die Bangigkeit nicht anmerken sollte. Kurz darauf wird I. K. M. Zimmer eröffnet und der Herr von Rosenberg, Herr von Bernstein und andere Offiziere der Krone Böhmens kommen heraus, und der Herr von Rosenberg setzt sich zu Füßen des kaiserlichen Thrones, bis das Volk ein wenig stille war. Darauf stund er auf und eröff-

nete mit einer zierlichen Rede I. K. M. Gemüte, worin alle Punkte wiederholt waren, welche meinem Herrn auch im Liegnitzischen Kriege vorgehalten worden waren. Der Beschluß der Rede war I. K. M. Befehl, Herzog Heinrich sollte sich in des Kaisers Gehorsam geben und sich einstellen, wohin er gewiesen werde. Darauf führten I. F. Gn. eine solche Rede, daß sich männiglich darüber verwunderte, und widerlegten mit gewissen starken Gründen alle die Bezichten, so Ihnen aufgelegt werden wollten. Letztlich baten Sie, I. K. M. wollten Sie mit dieser Bestricknis allergnädigst verschonen und Sie selbst zu Verantwortung kommen lassen, und zwar mit solchem Eifer, daß die kaiserlichen Offiziere (Beamten) aufstunden mit Vermeldung, sie wollten I. Maj. solche Entschuldigung untertänigst vorbringen.

Bald kamen sie wieder, und der von Rosenberg zeigte an, daß I. K. M. es bei der vorigen Anordnung verbleiben ließen, sich aber erböten, der Sachen nachzudenken und alsdann I. F. Gnaden ferner zu bescheiden. Obwohl nun Dieselben Ihre Unschuld ferner ausführen wollten, so war doch kein Gehör mehr, sondern der von Rosenberg brach ab, nahm I. F. Gn. bei der Hand und sagte: ‚Es wäre also des Kaisers Befehl, I. F. Gn. sollten mit ihm gehen.' Darauf schrie er überlaut: ‚Hans Schramm, der Kanzler soll dem Schloßhauptmann folgen.' Worauf Brandano von Zedlitz zu dem Schloßhauptmann sagt, indem er auf Schrammen weiset: ‚Hier steht das ehrliche Männlein.' Darauf zog die Guardia fort und war ein groß Gedränge, denn jeder wollte sehen, wo es hinaus wollte. Es ging der Rosenberg mit I. F. Gn. aus dem Wartezimmer über den Platz (dritten Burghof) in die Oberzimmer über dem großen Saal. Den Kanzler sah ich dem Schloßhauptmann folgen, den alten Lossen hatte ich verloren. Ich war nicht wenig in Ängsten, da ich meinen Herrn gefangen fortführen sah, und drang mit großer Begierde nach, wie Petrus unserm Herrgott folgte, konnte aber des Gedränges wegen auf der Stiege nicht nachkommen."

Man gestattet dem Herzog, daß ihm während seiner Haft von Schweinichen aufgewartet werde, doch stellt sich heraus, daß ergebenes Lakaientum und täglich besiegelte Zechbruderschaft keine Bindungen sind: Schweinichen erweist

sich als richtiger Höfling, er verläßt seinen Herrn in der Not, um daheim auf Schlesisch-Mertschütz frohe Honigmonde mit seinem jungen Ehegespons zu feiern und in den Dienst von Friedrich IV. zu treten, dem Feind und Nachfolger seines bisherigen Herrn.

Der Herzog Heinrich XI. hat beim Abschied von Schweinichen wie ein Kind geweint, vielleicht um solchen Undanks willen, und hat ihn mehreremal schriftlich gebeten, doch wieder zu ihm nach Prag zu kommen; aber Schweinichen hat bloß zur Antwort, „daß mein Durst nunmehro ein Ende habe, und ich könnte mich nicht aufs neue einlassen". So sehr hat sich alles verkehrt, daß Falstaff den Prinzen Heinz verläßt. Aber ist denn das noch der Prinz Heinz? Der Vergleich paßt nicht mehr. Er ist ein König Lear geworden, der, von Undank verfolgt, gehetzt aus einer Haft in die andere wanken, fliehen und arm durch die Lande irren muß, eines elenden Todes stirbt und schimpflich begraben wird, Krakau 1588.

GAUNERZUNFT

„Nicht Weit von der Königlichen Hauptstadt Prag, auf halbem weeg zwischen Crusteintz und besagter Stadt Prag, an dem Orth, da sich die höhe des Sandbergs anfahet, von dannen man im holen Weg auf die kleine Seiten komt, haben sich einsmals im Sommer, nahend umb S. Margareten Tag, da ohne das die Hitz am größten, zween junge Störtzer ohne gefähr angetroffen . . ."

Auf welch seltsame Abenteuer die beiden Strolche stoßen, die einander auf dem Wege nach Prag hier, zwischen Chrustenitz und dem Sandberg, gerade um die Zeit des Sternfestes begegnen und alsbald eine Interessengemeinschaft schließen, davon erzählt eine sonderlich curieuse Historia:

Von Isaac Winckelfelder und Jobst von der Schneidt
Wie es diesen Beyden Gesellen
in der Weltberühmten Stadt Prag
Ergangen;
Und was Sie daselbst, vor eine Wunderseltzame Bruderschafft Antroffen,
und sich Darein Einverleiben lassen.
Durch Nikolaus Ulenhart beschriben.
Gedruckt zu Augspurg
durch Andream Aperger.
In Verlegung Niclas Hainrichs 1617.

Diese Geschichte ist bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fünfmal mit der Ulenhartschen Übersetzung des spanischen Schelmenromans „Lazarillo de Tormes" vereint erschienen und auch als selbständiges Buch aufgelegt worden mit dem Text des Schmutztitels: „Ceremoniel der Gaw-Dieb, Banditen und Spitzbuben".

Das Werk ist das erste des Gusto picaresco in Deutschland, ein Vorläufer der Grimmelshausenschen Romane, eine Hauptquelle zu der Diebsgeschichtensammlung „Der Alten und Neuen Spitzbuben und Betrieger Botschafften und Ge-

wissenlosen Practiquen ..." und die erste Novelle von Cervantesschem Geist in deutschem Gewand. C. A. Bloedau erklärt in seiner Schrift „Grimmelshausens Simplizissimus und seine Vorgänger" Ulenhart für einen Deutschböhmen, während Schwering („Literarische Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland") ihn für einen Augsburger hält; wegen religiöser Bemerkungen die Möglichkeit auszuschließen, daß Ulenhart ein Prager Scholar gewesen sei, wie es Professor August Sauer in seiner bitteren Polemik gegen mich tat, geht nicht an, denn Ulenhart schmückt seinen Spitzbubenroman aus dem Rudolfinischen Prag (dem die Novelle „Rinconete y Cortadillo" als Vorlage gedient hat) mit Kenntnis autochthoner Verhältnisse und mit Pragismen, welche sich einer der damals auf der Alma mater Carolina massenhaft studierenden Fremden leicht, ein durchreisender Besucher aber unmöglich erwerben konnte.

Ulenhart hat die Prager Lokalität nicht bloß als Kulisse, sondern auch als Motivverstärkung zu verwenden gewußt. Die Vaganten, die zu Beginn des Romans bei Motol Bekanntschaft schließen, lassen einander nicht lange im unklaren über den Zweck ihrer Pragfahrt: der Ältere zieht ein Spiel präparierter Karten hervor, um zu erweisen, „zu was End ich diesem Keyserlichen Hof, der sich nun mehr ein lange Zeit in dieser weitberühmbten Stadt enthelt, nachzeuch", und der Jüngere, Schneider-Jöbstel, gibt sich als Dieb zu erkennen. Gleich machen sie zum Schein ein Spielchen miteinander, rupfen einen Bauer, der sich zu ihnen gesellt, um dreißig Weißgroschen. Dann tun sie so, als ob sie sich einer Reisegesellschaft nützlich erweisen wollten, und einer der Reisenden läßt den Jöbstel hinter sich auf das Pferd aufsitzen. Es ist ein Italiener – ein zeitgeschichtlicher Hinweis des Autors auf den Fremdenzustrom aus Welschland an den Hof Rudolfs, den die Herren Montecucculi Malascina, Milesimo Caretto, die Grana, Colloredo, Gonzaga und Piccolomini bestallten, während gleichermaßen in der Armee die wüsten Signori Basta, Belgiojoso, Strassoldo und Collalto die Herrschenden waren. Wie der Hof, so das Gesindel, und wir finden auch im späteren Verlauf des Romans als bevorzugte Mitglieder der Prager Gaunerzunft zwei italienische Gesellen wieder.

Jöbstel läßt die Zeit, da er zu Pferde sitzt, nicht müßig verstreichen: er trennt des Italieners Felleisen an der Naht so artig auf, daß sich die Eingeweide des Ränzels alsbald entdecken: zwei Hemden, eine Schlaguhr und eine Schreibtafel. Dieses nimmt Jobst an sich, „weil es zu Prag ohne das keine Porten hat, an deren man die Wahren, so jeder mit sich führt, verzollen darff". Vielleicht denkt Jöbstel, er müsse dem Welschen die Mühe ersparen, am nächsten Tag in den Teinhof zu wandern und dort für Hemden, Uhr und Notizentafel Ungeld zu bezahlen...

Mit dem Raub machen sich die Strolche davon und nächtigen „zunächst beim Strohoff (Strahow), welches ein Kloster ist, zu eußerist an der Stadt Prag, ob dem Rätschin gelegen". Am nächsten Tag tauschen sie in der Judenstadt die Beute gegen ein Paar Strümpfe, einen Hut, zwei alte Hosen und zwei Taler Bargeld ein und kaufen neue Schuhe.

So ausstaffiert, betrachten sie das Treiben in der Kaiserstadt. Das rege Leben in den breiten Zufahrtsstraßen des Altstädter Rings erfüllt sie mit guter Hoffnung, daselbst mit ihrer Profession wohl auf- und fortzukommen. Doch fehlt es nicht an einem bittern Hinweis auf Gefahr. Sicherlich würden wir glauben, hier habe Ulenhart allzu schwarz geschildert und die öffentliche Sichtbarkeit und Not der Prager Sträflinge nur deshalb behauptet, um ein Analogon für die Helden der Cervantesschen Musternovelle zu haben, die beim Anblick der Galeeren im Hafen von Sevilla trübselig an ihre Zukunft denken; aber wir wissen aus der Lokalgeschichte, daß solche Verhältnisse in den Arrestzellen des Altstädter Rathauses wirklich eine traurige Spezialität waren und daß unsere beiden Landstörzer nicht die einzigen gewesen, die sich ob dem Geschrei der Häftlinge entsetzten, „welche sie theils an den Gättern besagtes Rathaus in der Alt-Stadt, teils unter der Erde herfür heulen höreten; und solches um so viel desto mehr, als sie vernahmen, daß die Gefangenen solchergestalt auch in der Gefängniß ihren Unterhalt ersingen und erbetteln müssen".

Nicht lange wirkt dieses abschreckend nach. Nachdem die Landstörzer Isaak Winckler und Jobst Schneider genugsam auf der Altstadt, auf der Kleinseite und auf dem Hradschin herumflaniert und nur bedauert haben, daß sie sich nicht

auch in den Wladislawschen Saal hinaufwagen durften, verdingen sie sich, dem Rate eines Schlesinger Schwiracken (von čtverak, Schelm, švihak, Schwengel) folgend, als öffentliche Lastträger, als Dienstmänner. Standplatz: Altstädter Ring. Der Schneider stiehlt dem Kücheneinkäufer des Augustinerklosters die Börse und außerdem das Taschentuch. Dies geschieht an der Kreuzung Karlsgasse und Husgasse, „nächst am Eck, da sich die Gasse gar enge zusammengibt und man alsdann auf der rechten Hand zu der Jesuiten-Collegio hienum schlägt".

Ein einheimischer Strolch hat den Diebstahl bemerkt und schlängelt sich an die beiden unbekannten Kollegen mit der Frage heran:

„Neg sauly panij taky toho rzemesla?" (Ob die Herren nicht auch dieses Gewerbes sind?)

„Der Herr wöll uns verzeihen", entgegnen unsere beiden Gauner auf diese tschechische Frage ebenso höflich, „wir verstehen nicht wällsch."

Der nächste Teil des Gespräches nun ist ein Beitrag zur Geschichte der folkloren Diebstahlsbeschuldigung gegen die Böhmen. „Ich red nicht wällsch", sagt der Prager, „sondern frag allein, ob und wo die Herren Böhmisch gelernet."

Der Winckler antwortet und sagt: „Wir verstehen vom Böhmischen so viel als vom Wällschen."

Darauf entschließt sich der Prager Schwirack, ihnen die Meinung auf gut deutsch und ohne Umschweife zu entdekken, und sagt: „Mein frag, so ich euch vorgehalten, ob und wo ihr Böhmisch gelernet, geht dahin, ob die Herren nicht auch Mausköpff seyen? Aber was darff es viel Fragens, weil ich die Probe allbereits gesehen! Begehr also von den Herren zu wissen, ob sie sich bey den Obristen Verwaltern und Praefecto dieser Zunft und Bruderschafft, desswegen und dass sie diss Handwerk ungehindert treiben dörfen, angemeldt."

Nun ist das Staunen bei unseren beiden Fremdlingen darüber groß, daß die Gauner sozusagen ein offizielles Gewerke haben, und noch verwunderter sind sie, sintemalen sie auch von der Gottgefälligkeit und Ethik dieser Zunft hören. Isaak Winckler und Jobst Schneider erklären sich bereit, in das Syndikat einzutreten.

Der böhmische Kollege begleitet sie und zählt ihnen während des Weges, der „von dem Ring ob der Altstadt biss in die Neustadt hinaus, nahend zu den Neun Spitzen ging", die Satzungen der merkwürdigen Innung auf.

Nachdem wir sichergestellt, daß mit den „Neun Spitzen" das mit neun schmalen Türmen gezierte Wyschehrader Tor gemeint ist, können wir unter Benützung der wiederholten Erwähnung der Karlshofer Kirche ziemlich genau die Gegend bestimmen, die Ulenhart den Verbrechern zuweist.

Der böhmische Führer unserer beiden Helden setzt ihnen auch die Verbrechersprache gut auseinander. Ulenhart schöpft hier nicht aus dem Leben, sondern hält sich an das dem Liber Vagatorum angehängte Vokabular des Rotwelschen, kennt aber auch die Ausdrucksweise des niedrigen Volkes von Prag sehr gut, und wir verstehen, wenn ein Zuhälter, der die Dirne Gretl hinter der Karlshofer Kirche verprügelt hat, sie noch im Zunfthaus mit den Worten beschimpft: „Du stinkendes Merch!" (Mrcha: Aas, Schindluder.)

Die beiden Zugereisten lernen in dem Wyschehrader Klub der Diebe deren Frömmigkeit, Ordensregeln, Disziplin und Einverständnis mit den Behörden kennen, und sie nehmen Einsicht in das Verzeichnis der von adeligen Herren und Bürgern bei ihnen bestellten Verbrechen und „gemeinen Despect, worunter auch der ist, dem Wirth im Gruenhauss" (gemeint ist das Gränhaus auf dem Altstädter Ring), „zwölf trockene Straich auff dem Rucken" zu verabfolgen. Auch in der Wälschen Gasse auf der Kleinseite haben sie einen wichtigen Auftrag auszuführen, einem Kaufmann einen Schmitz von zwölf Zoll Länge ins Gesicht zu versetzen, als welches aber auf eine Wunde von acht Zoll herabgemindert wird, da das Antlitz des zu Brandmarkenden wenig Raum bietet (damit, daß nur der Diener das Schandmal vom ursprünglich gewünschten Ausmaß erhalten hat, stellte sich der aristokratische Auftraggeber nicht zufrieden).

Syndikus der Diebe- und Räubergenossenschaft ist ein Mann, den man gemeiniglich „Zuckerbastel" nennt. (Grimmelshausen beginnt, die Kenntnis des Ulenhartschen Romans bei seinen Lesern voraussetzend, den „Abenteuerlichen

Simplizissimus" mit einem Angriff gegen die modernen Gecken, die sich als Adelige aufspielen, während ihr ganzes Geschlecht bis zum zweiunddreißigsten Ahnen „also besudelt und befleckt gewesen, als dess Zuckerbastels Zunfft zu Prag immer seyn mögen".)

Der Zuckerbastel nimmt unsere beiden Freunde in die Gemeinschaft auf, nobilitiert sie mit den hochtrabenden Titeln „Isaac von Winckelfelder" und „Jobst von der Schneidt", zieht sie zur Tafel heran, bei der es unter anderem Kolatschen, „ein Trunck weißen Bieres" und ein Fässel Rakonitzer Bieres gibt, und weist den zwei Neuen den Bezirk „ober dem Räthschin von des Ertzbischoffen Palatio anzurechnen, biss hinauss vür das Capuziner-Kloster, von dannen hinumb biss zum Strohoff, und daselbst durch den holen Weeg herab, biss zum Thor, nächst bey der Herberg zum Türcken genannt" als Jagdrevier für künftige Gaunertaten an, wodurch sie vollberechtigte Prager Strolche werden, die ersten, von denen in der Weltliteratur die Rede ist.

ZWEI KAVALIERE EXZEDIEREN

Nur vierundzwanzig Lebensjahre lagen hinter Herrn François de Bassompierre, als er nach Prag kam. Seine bisherigen Lebensschicksale – so genau er sich auch jeder Kleinigkeit und jedes Datums bis in sein spätes Alter entsann und so ausführlich er auch alles in der Bastille niederschrieb – füllen kaum hundert Seiten seiner dickleibigen Memoirenbände.

Am 22. Januar 1604 rollte ihn die Postkutsche durch das Stadttor. Er kam von der Front. Hatte in Ungarn mit solcher Bravour gegen die Türken gefochten, daß General Christian Hermann Freiherr von Rußwurm ihn, den Sohn seines Todfeindes, zum Freund erkoren und nun in Prag erwartete; im Hause „Zum Schlüssel" auf dem Kleinseitner Ring bei dem Historiographen Kocin hatte er für Bassompierre Quartier machen lassen. Schon am nächsten Tag fuhr Rußwurm zeitig bei seinem jungen Kriegskameraden vor, ihn in die Hofburg zu bringen und im Wladislawschen Saal, in dem sich das Treiben eines Luxusbasars mit dem Korso der höfischen Welt vereinigte, den Räten Kaiser Rudolfs vorzustellen. Dann nahm ihn Rußwurm zu einem Diner beim Burggrafen von Karlstein Herrn Johann von Vřesovic mit, dessen Namen Bassompierre bei Niederschrift seiner Memoiren in „Perchtoris" oder wortspielend in „Prechesessoins" französiert; überhaupt grenzt seine Schreibweise der Eigennamen schon an Diskretion. Hätte uns Palacký nicht den Schematismus der damaligen Hofbeamten erschlossen, wir könnten Namen und Orte nicht enträtseln, würden glauben, daß Bassompierre Prag mit einer anderen Stadt verwechsle oder frei erfinde.

Rußwurm, der alte Frauenjäger, hatte die burggräfliche Einladung angenommen, weil er Anna Sybilla nachstellte, der jüngsten von den vier Töchtern des Herrn von Vřesovic. Darüber, daß er den jungen Bassompierre mitbringen dürfe, war er sich klar: Bassompierre hatte ja während des Tür-

kenkrieges mit einem Sohn des Burggrafen, mit Wolf Vřesovic, Freundschaft geschlossen.

Und wirklich muß der schlanke lothringische Edelmann, der schon für Frankreich gegen Savoyen und für Österreich gegen die Muselmanen gekämpft hatte, der am Hofe des ersten Bourbonen ein Liebling gewesen und in dem sich der künftige Klassiker der Galanterie kaum verleugnete, wohl empfangen worden sein. Vřesovic saß mit seinen sechs Kindern beim Diner. Der ältere seiner beiden Söhne war Großfalconiere des Kaisers; der jüngere, der im Vorjahre an Bassompierres Seite unter dem Befehl Rußwurms bei Ofen und Gran gekämpft hatte, bewarb sich eben um das Kommando eines vom Königreich Böhmen nach Ungarn zu entsendenden Kavallerieregimentes und war daher eifrig bemüht, sich Gunst und Schutz des Generals Rußwurm zu sichern. Die älteste Tochter war Gräfin Millesimo, die zweite war mit dem Obersten Karl Kollowitz (mit dessen Bruder Siegfried Kollowitz ein Jahr vorher Bassompierre in Wien „brouderchaffte" getrunken hatte) vermählt, die dritte hieß Anna Esther, zählte achtzehn Jahre und war bereits Witwe; vor sechs Monaten war ihr Gatte, ein Edelmann namens Brichind, nach kaum einjähriger Ehe gestorben; auf die jüngste, das Kind Anna Sybilla, hat der Herr General es abgesehen.

Aber nur einer, der Anna Esther, rühmt Chevalier von Bassompiere exzellente Schönheit nach, und da es nach dem Essen zum Tanze kommt, vergafft er sich vollends in des Burggrafen drittes Töchterlein. Auch die blutjunge Wittib findet den fremden Edelmann nicht übel. Einen Augenblick lang ist sie mit ihm allein im Zimmer, er offenbart ihr in leidenschaftlichen Komplimenten seine Gefühle, und sie antwortet, indem sie ihm die Erlaubnis gibt, ihr zu schreiben, und die Plätze verrät, wo er ihr begegnen könnte.

Aufs höchste verliebt, verläßt er das Gastmahl, aber das hindert ihn nicht, sich noch am selben Abend in ein Liebesabenteuer mit schimpflichem Ausgang einzulassen. Allerdings trägt die Hauptschuld der wüste Marschall Rußwurm.

Da er von der Tafel Vřesovic' fährt, erzählt er seinem jungen Freund von einer Vereinbarung, die er mit einem Wirt

auf der Neustadt getroffen habe; sie werde zweihundert Dukaten kosten, aber eine gute Unterhaltung verbürgen. Dreihundert Schritte vom Haus entfernt, lassen sie ihre Kalesche halten und treten mit einem böhmischen Pagen, der ihnen als Dolmetsch dienen soll, in die Wohnstube ein, darin der Wirt und dessen zwei jungfräuliche, sittsam mit Handarbeiten beschäftigte Töchter sitzen und nicht wenig erstaunen, zwei Fremde so ungeniert hereinkommen zu sehen. Als es sich die Herren aber recht gemütlich machen wollen und Rußwurm auf seine Vereinbarung pocht, springt der Alte entsetzt auf, behauptet, daß er niemals dergleichen zugesagt habe, reißt das Fenster auf und schreit nach Leibeskräften: „Mörder! Mörder!"

Nun spielt sich eine brutale Szene ab, die Bassompierre in unverblümten Worten schildert, wenn er auch beteuert, mit innerem Widerstreben teilgenommen zu haben. Abwechselnd setzen beide dem Wirt den Dolch an die Kehle, abwechselnd versuchen sie die Mädchen zu umarmen... Aber die Nachbarschaft hat sich auf die Hilferufe des Bürgers hin zusammengerottet, man hört die Menge herankommen, General und Kapitän müssen loslassen.

Rußwurm (zum Wirt): „Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß wir der Menge entkommen, so töte ich Sie!"

Um der Drohung mehr Nachdruck zu geben, drücken Rußwurm und Bassompierre die Spitzen ihrer Dolchmesser unter dem breiten Mantel des Bürgers, also für die Menge unsichtbar, an dessen Rippen. Derart verlassen die drei, scheinbar in bester Eintracht, das umlagerte Haus, und der eingeschüchterte Mann in der Mitte erklärt der Menge unausgesetzt, daß nur ein Mißverständnis vorliege. Schließlich lassen die beiden Abenteurer den Alten los und wollen ihre Schritte beschleunigen, aber kaum fühlt er sich frei, als er von neuem aus Leibeskräften schreit: „Morterioh! Mörder! Mörder!"

Die Menge beginnt daraufhin den Fremden nachzurennen und sie mit einem Hagel von Steinen zu überschütten.

„Bruder, jetzt darf jeder nur an sich denken", ruft der fliehende Marschall, „laufe! Wenn du hinfällst – ich werde dich nicht aufheben!"

Sie laufen, während die Steine auf sie niederprasseln.

Rußwurm wird von einem wuchtigen Steinwurf in die Niere getroffen. Bassompierre hebt ihn auf, stützt ihn und hilft ihm, sich zwanzig Schritte weiter zu schleppen. Dort steht die Karosse, sie werfen sich hinein, der Kutscher schlägt wütend auf die Pferde los, jagt der Altstadt zu. Jetzt sind die beiden Kavaliere in Sicherheit ... „den Klauen von mehr als vierhundert Personen entronnen", bemerkt Bassompierre, in der Bastille an dieses Abenteuer zurückdenkend, das er mehr als drei Jahrzehnte vorher erlebt.

Die nächsten der Prager Tage Bassompierres sind ausgefüllt von Zusammenkünften mit Anna Esther, vom Ballspiel mit Adam von Waldstein (der Kaiser schaut dem Spiel aus seinem Fenster zu), von einer in spanischer Sprache geführten Audienz beim Herrscher und von Interventionen und Audienzen zugunsten seines Vetters, des Rheingrafen, der den Baron von Siray getötet hatte. Rudolf II. läßt durch den Grafen Fürstenberg dem jungen Bassompierre den Antrag stellen, als Obrist in kaiserlichen Diensten zu verbleiben und ein aus drei neuen Kavallerieschwadronen und aus zwei Karabinierikompanien bestehendes Regiment zu übernehmen. Bassompierre erklärt sich dazu bereit, da in Frankreich Frieden herrscht, vor allem aber, um in der Nähe seiner angebeteten Anna Esther bleiben zu können.

Sie und ihre von Rußwurm umschwärmte Schwester haben zugesagt, den Fasching in Prag zu verbringen. Dieses Versprechen kann nicht eingehalten werden: der alte Burggraf erkrankt, und, was hilft's, die Burgfräulein müssen bei ihm in Karlstein bleiben.

Trotzdem verläuft der Karneval voll übermütiger Fröhlichkeit, voll Festlichkeit, Maskenaufzügen, Duellaffären, Hochzeitsmählern, Balletten, Kartenspiel mit Gewinsten und Verlusten von zweitausend bis dreitausend Talern. Bei einer solchen Quinolapartie geraten Adam Gallus Popel von Lobkowitz und Graf Wenzel Kinsky in Streit; am nächsten Tage schlagen sie sich, und Popel Lobkowitz wird am Fuß verwundet.

An seinem Krankenbett kommt es zu einer drolligen Affäre: der Großprior der Malteser, Theobald Matthäus von Lobkowitz (derselbe, der einige Jahre später im letzten Augenblick dem Schicksal entrinnt, aus der Prager Landstube

gestürzt zu werden), preist in einem Gespräch den heiligen Johannes höher als St. Markus, während der anwesende Gesandte von Venedig den venezianischen Schutzpatron über alle anderen Heiligen stellt und sich sogar dazu hinreißen läßt, dem Johanniter gegenüber den heiligen Johannes zu beschimpfen. Das gibt zu einem regelrechten Ehrenhandel wegen zweier Apostel Anlaß, was bei Hof nicht wenig belacht wird.

Ernster und empörender in seinen Folgen ist ein Zusammenstoß auf dem Altstädter Ring zwischen acht anmaßenden Aristokraten und zweihundert Mann der Polizeiwache. Der kaiserliche Oberststallmeister Ulrich Desiderius Pruskovsky von Pruskow heiratet nach kurzer Witwerschaft zum zweitenmal, Frau Johanna Kaplířka von Sulewitz, Witwe nach Ulrich Hran von Harasow. Vier Tage währen die Hochzeitsfeierlichkeiten, und im Verlauf eines Maskenballes kommen Rußwurm, Bassompierre, Adam Waldstein d. J., genannt „Longo", Wenzel Kinsky, Hermann Czernin von Chudenitz, je ein Graf Harrach, Wolff von Mansfeld und Schomberg auf die Idee, in ihren Kostümen maskiert einen Ritt durch die Stadt zu unternehmen. Sie reiten paarweise, voran Rußwurm und Bassompierre.

„Als wir am Rathause der Altstadt vorbeikamen, traten einige Wachleute auf uns zu und sagten in slawischer Sprache zu Rußwurm und mir, daß der Kaiser Maskenzüge in der Stadt verboten habe. Darauf gaben wir keine andere Antwort, als daß wir das Slawische nicht verstünden, und ritten weiter. Aber bevor wir zurückkehrten, begannen sie alle Zufahrtsstraßen zum Rathausplatz mit Ketten abzusperren, mit Ausnahme jener, in die wir einritten. Als wir sie passiert hatten, spannten sie auch hier vor uns und hinter uns je eine Kette. Sie ergriffen die Pferde des Grafen Mansfeld und des Schomberg und führten unsere beiden Freunde ins Gefängnis. Dann nahmen sie auch von Harrach, von Charmin (Czernin), von Waldstein und von Kinsky fest, welche, unwillig unter diesem Schimpfe leidend, keine Schwerter hatten, ihn zu verhindern. Rußwurm bemächtigte sich seines Degens und ich des meinen, die unsere Lakaien getragen hatten, und ohne sie aus der Scheide zu ziehen, achteten wir nur darauf, daß man den Zaum unserer Pferde

nicht erfasse. Als ein Sergeant dies bei meinem Pferde versuchte, versetzte ihm Rußwurm mit seinem in der Scheide steckenden Degen einen solchen Hieb über die Hand, daß die Scheide sprang und der Mann ziemlich stark an der Hand verwundet wurde.

Nunmehr warfen sich mehr als zweihundert Mann der Stadtwache gegen uns, und wir zogen blank, um ihnen Paroli zu bieten. Aber bei jedem Ausfall, den wir machten, führten sie große Stöße mit dem Schafte ihrer Hellebarden gegen unsere Beine und Arme. Dies dauerte einige Zeit, als ein Stadtrichter aus dem Rathause heraustrat, seinen Stock, den man ‚Regimentsstock' nennt, erhob, worauf alle Schutzleute ihre Hellebarden auf die Erde setzten, ebenso senkte Rußwurm, den Gebrauch kennend, sein Schwert und rief mir zu, schnell das gleiche zu tun. Ich gehorchte, sonst wäre ich als Rebell gegen den Kaiser erklärt und gestraft worden.

Dann bat mich Rußwurm, zu antworten, wenn der Stadtrichter etwas fragen sollte, damit man ihn nicht erkenne. Der Richter fragte mich, wer ich sei, und als ich ihm dies offen sagte, richtete er an mich die Frage, wer mein Gefährte sei, darauf erklärte ich ihm, daß dies Marschall Rußwurm sei. Als er dies hörte, begann er große Entschuldigungen zu stammeln. Aber der Rußwurm, der zuerst sehr ärgerlich darüber gewesen war, daß ich ihn verraten hatte, erkannte nun, daß ich nichts Besseres hätte tun können; er demaskierte sich wütend, bedrohte den Richter und die Wache, indem er erklärte, daß er sich beim Kaiser und beim Kanzler beschweren werde. Sie bemühten sich, sosehr sie es vermochten, ihn zu versöhnen, aber er war – ebenso wie ich – viel zu sehr geschlagen worden, um sich mit Worten zufriedenzustellen ... Man gab uns unsere sechs Genossen wieder. Dann kehrten wir, als ob nichts geschehen wäre, zu den Hochzeitsfeierlichkeiten zurück. Am nächsten Tage suchte Rußwurm den Kanzler des Königreiches, Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, auf, zu welchem er sehr anmaßend sprach. Der Kanzler ließ, um uns Genugtuung zu geben, mehr als hundertfünfzig Leute der Wache in den Arrest setzen; ihre Frauen kamen täglich vor die Türe meiner Wohnung, um Begnadigung zu erbitten, und ich unter-

stützte diese Gesuche bei Rußwurm sehr warm. Aber er war unerbittlich und ließ sie im Gefängnis vierzehn Tage während der strengen Winterkälte verbleiben, so daß zwei von ihnen starben. Endlich erwirkte ich mit großer Bemühung ihre Befreiung ..."

Und als der Fasching zu Ende ist, ist er doch noch nicht zu Ende. Während nämlich in Prag bereits der Gregorianische Kalender in Geltung steht, bedient sich die hussitisch gesinnte Bevölkerung auf dem flachen Lande noch immer des alten Julianischen Kalendariums. Da kommt es denn den tollen Gästen sehr zupaß, daß der Herr Burggraf von Karlstein sie einlädt, die zehn Tage des ländlichen Nachfaschings auf der Burg zu verbringen. Am Aschermittwoch streuen sich daher die Herren Rußwurm, Bassompierre, Kolowrat und Slawata keine Asche aufs Haupt, sondern setzen sich in eine Karosse, um in das Schloß der Juwelen zu fahren. Denn nicht nur Rußwurm und Bassompierre haben ihre Auserwählten unter den burggräflichen Töchtern, sondern auch Herr von Kolowrat liebt seit langem die Gräfin Millesimo, und Slawata – der vierzehn Jahre später durch einen Sturz aus dem Fenster und dessen dreißigjährige Folgen berühmt werden soll – ist mit der Gemahlin des Obristen Kollowitz verbandelt.

Das Quartett ahnt gar nicht, wie sehr diese amouröse Wallfahrt nach der Burg Karlstein den Intentionen ihres Erbauers zuwiderläuft. Hatte sich doch Karl IV. die Feste als Sanctuarium gedacht und strenge verboten, daß jemals irdische Liebe das Heiligtum entweihe: „Nec in turri Castri Carlsteiniensis, in quo Capella dominicae passionis cum alique muliere, etiam uxore legitima dormire seu jacere liceat." Aber seither sind zwei und ein halbes Jahrhundert vergangen, und vieles hat sich gründlich geändert. Bassompierre konnte das strikte Verbot nicht kennen, und von einer achtzehnjährigen hübschen Wittib darf man die Einhaltung einer so drakonischen lateinischen Formel nicht verlangen!

In Karlstein ist große Gesellschaft, darunter über zwanzig schöne Damen, wie Bassompierre bemerkt. Die vier Neuankömmlinge werden herzlich begrüßt, besonders aber jeder von seiner Cœurdame. Zehn Tage verbleiben sie hier.

„Ich war außerordentlich verliebt", schreibt der alte Gesandte in verzückter Erinnerung nieder, „und ich kann sagen, daß ich niemals in meinem Leben zehn angenehmere Tage und elf Nächte besser ausgenützt hätte; es war ein ununterbrochenes Fest, man war fortwährend am gedeckten Tisch, beim Tanzen oder bei einer anderen, noch schöneren Beschäftigung."

Die Witwe Anna Esther verspricht am Ende dieses prolongierten Karnevals ihrem Freunde François de Bassompierre felsenfest, recht bald in der Residenz zu sein. Ihr Vater erkrankt jedoch von neuem, und sie kann ihr Wort nicht halten. Zum Glück wissen liebende Frauen immer Rat; sie läßt ihren Geliebten in einer Verkleidung nach Karlstein kommen, und der verbringt hier in einer verborgenen Kammer fünf Tage und sechs Nächte.

Dann reist er beglückt nach Prag zurück, um vom Kaiser Urlaub nach Frankreich zu nehmen und um nach – Karlstein fahren zu können, wo er offiziell vom Burggrafen von Vřesovic und dessen Familie Abschied zu nehmen hat. In der festen Hoffnung, nach beendeter Ausrüstung seines Regiments an den Hof Rudolfs zurückzukehren, Anna Esther also bald wiederzusehen, verabschiedet er sich von ihr am Donnerstag vor Palmarum.

Seine erkrankte Dienerschaft in Prag zurücklassend, fährt er über Pilsen, Regensburg, München, Straßburg und Zabern in seine Heimat Harrouel. Dorthin bringt man eben aus Ostende seinen tödlich verwundeten Bruder Jean. Er hatte sich mit Heinrich IV. wegen des Bassompierrischen Erbteiles überworfen, war in spanische Dienste getreten und nun bei der Eroberung von Porcespic so schwer verletzt worden, daß er fünf Tage nach seiner Heimkunft stirbt. König Heinrich, der vermutet, Franz von Bassompierre rüste sich feldmäßig aus, um gleichfalls bei Philipp III. Heeresdienste zu tun, grollt ihm deshalb. Aber bald klärt sich das Mißverständnis, der König von Frankreich führt selbst die Versöhnung mit Bassompierre herbei, verspricht ihm volle Befriedigung der Familienansprüche und fordert ihn auf, wieder in seine Armee einzutreten. Bassompierre kann nicht ablehnen.

Er entsendet einen Edelmann als Kurier zu Rußwurm,

dieser möge vor Rudolf II. die Bitte um Enthebung von der übertragenen Mission begründen. In Gnaden wird sie gewährt, und der Chevalier schickt nun das zur Ausrüstung des Regiments erhaltene Geld vollständig an die kaiserliche Kasse zurück, obwohl er schon einige Auslagen gehabt.

Überreich bleibt er zeitlebens an Frauenbegegnungen aller Art. Aber niemals mehr kreuzt die Gestalt der Anna Esther von Vřesovic des Herrn von Bassompierres Lebensweg, der sich über viele fremde Wege wölbt.

Der Kumpan dieser Abenteuer, der Marschall Rußwurm, endet ein Jahr nach Bassompierres Abreise elendiglich:

> Es hat ein Kriegsgericht, ob eines Totschlags,
> Verübt im herben Fall der Selbstverteid'gung,
> Zum Henkerschwert verurteilt Hermann Rußwurm,
> Den treuesten Diener Eurer Majestät,
> Den Helden in der Türken heißen Schlachten ...

Rußwurm hat nämlich den milanesischen Grafen Francesco Barbiano di Belgiojoso nächtlicherweile auf der Prager Kleinseite getötet. Ob dies wirklich nur ein Akt der Notwehr war, wie Grillparzer solcherart im „Bruderzwist" singt, läßt sich heute nicht mehr erweisen. Alle erhaltenen Angaben stützen sich auf den drei Jahre nach Rußwurms Tod gegen den kaiserlichen Kammerdiener Philipp Lang geführten Prozeß, eine wüste Komödie, deren Zweck es war, dem einen bestechlichen Schranzen alle Sünden des bestechlichen Hofes und der bestechlichen Beamten aufzubürden, den Lakaien für jede Laune des gekrönten Sonderlings verantwortlich zu machen und Lang, den kriecherisch zu umschleichen sich Erzherzoge und Fürsten nicht entblödet hatten, nach seinem Sturze als einen Teufel in Menschengestalt und beinahe als den einzigen Verderber Österreichs hinzustellen.

Das Schicksal Rußwurms, der Habsburg gerettet hat und von Habsburg getötet ward, wie viele andere allzu mächtig werdende Staatsmänner und Marschälle, wird nachher gleichfalls dem Kammerdiener in die Schuhe geschoben; Lang habe behauptet, Rußwurm stelle dem Leben Rudolfs II. nach und stehe mit den Türken im Bunde. Alle diese Beschuldigungen sind erst lange nach dem Tode des Mar-

schalls und nach dem Sturze Langs zu Protokoll genommen worden, als sich der Oberst Johannes Philipp Rußwurm um seines Bruders Verlassenschaft bemühte.

Was den von Rußwurm verübten Totschlag anlangt, so läßt er sich nach den Akten rekonstruieren: Ihnen zufolge soll Graf Francesco Barbiano di Belgiojoso von den Mailänder Kriminalbehörden wegen Entführung einer Rechtsgelehrtengattin verfolgt und auf seinen Kopf ein Preis von zwölftausend Gulden gesetzt worden sein; in dem Steckbrief hieß es angeblich, selbst ein Verbrecher könne sich diesen Lohn und gleichzeitig die Befreiung von allen seinen Strafen verdienen, wenn er den Grafen tot oder lebendig herbeischaffe. Daraufhin habe nun ein anderer Mailänder, namens Giacomo Furlani, gleichfalls wegen irgendeiner Straftat verfolgt, seinen Plan gebaut, den Tod des Grafen herbeizuführen, um belohnt und straffrei nach Hause zurückkehren zu können. Der Conte lebte in Prag unter dem Schutze seines Bruders, des Generals Giovanni Belgiojoso, Kommandanten der kaiserlichen Truppen in Oberungarn und Siebenbürgen. Der Einfluß eines so mächtigen Mannes konnte nur mit Hilfe eines noch mächtigeren konterkariert werden. Und ein noch Mächtigerer weilte damals in Prag: der Erste kaiserliche Feldmarschall und Türkenbesieger Christian Hermann von Rußwurm. Allerdings machten sich gegen Rußwurm bereits höfische Intrigen geltend, aber Furlani wußte diese für seine Zwecke auszunützen. Er ließ dem Feldmarschall mitteilen, daß der Urheber aller gegen ihn gerichteten Verleumdungen Graf Francesco Barbiano di Belgiojoso sei, der Rußwurm im Auftrage seines Bruders vernichten und dadurch diesen zum Oberkommandierenden der kaiserlichen Armee machen wolle.

Eines Abends, es war der 29. Juli 1605, als Francesco in der Wälschen Gasse auf der Kleinseite der Dame seines Herzens Fensterpromenade machte, begab sich Furlani in das Palais des Generals Herberstein, wo er den Feldmarschall Rußwurm bei einem Gastmahl wußte, und meldete diesem, Belgiojoso lauere ihm auf, wolle ihn überfallen. Rußwurm sandte seine Leute unter der Führung Furlanis voraus, schnallte Waffen um und ging ihnen allein nach. Francesco di Belgiojoso war bereits mit dem Gesinde in

einen Raufhandel geraten, als Rußwurm ankam und sich nun auf der Straße ein Zweikampf zwischen den Edelleuten entspann, von denen jeder in dem anderen einen Attentäter vermutete. Der Feldmarschall wurde durch drei gefährliche Stiche verwundet, er taumelte und hätte unfehlbar den Todesstoß empfangen, wenn nicht der Urheber des Zusammenstoßes, Furlani, aus seinem Terzerol drei Schüsse gegen Belgiojoso abgefeuert hätte, die diesen in den Hinterkopf trafen. Tot sank der Conte zu Boden.

Kaiser Rudolf mag vielleicht geneigt gewesen sein, diesen Vorfall zu vertuschen, wie er ja seinen verdienten Feldmarschall schon wiederholt geschont hatte. Aber die welsche Hofpartei, vor allem General Giovanni di Belgiojoso bestürmten den Kaiser mit der Bitte, den durch Rußwurms bestellte Meuchelmörder Gefallenen zu rächen. Daß der General durch Bezahlung von zwanzigtausend Talern die Mitwirkung des omnipotenten Kammerdieners für sich gewann (den ein Jahr vorher Rußwurm nach der Ermordung Dentices mit einer goldenen Kette bestochen), ist durchaus möglich.

Rußwurm verbarg seine an der blutigen Szene beteiligten Diener auf dem Schloß des Grafen Kinsky und erklärte, er habe sich bloß eines Überfalles zu wehren geglaubt. Obwohl er für seine Abberufung vom Gastmahl und die ihm erstattete Mitteilung eines gegen ihn geplanten Attentats Zeugen erbrachte und obwohl er Wunden zeigte, die beweisen sollten, daß er keinen Meuchelmord begangen haben könne, wurde er in das Verlies des Altstädter Rathauses gebracht.

Auf die Nachricht von Rußwurms Verhaftung eilte sein Bruder, Oberst Johann Philipp Rußwurm, nach Prag, mehrere Kurfürsten und ein Gesandter des Herzogs von Bayern wollten sich beim Kaiser für den Festgenommenen verwenden, aber Lang – so wurde wenigstens nach seinem Sturze angegeben – vereitelte jede Audienz, enthielt alle Gnadengesuche dem Kaiser vor und ließ dem Obersten Johann Philipp Rußwurm einen kaiserlichen Bescheid zukommen, mit dem dieser aus Prag verwiesen wurde. Furlani wurde auf der Flucht aus Prag in Brandeis verhaftet, schuldig gesprochen und gevierteilt.

Niemand durfte in die Kerkerzelle des Feldmarschalls, ihn zu besuchen, kein Freund, kein Anwalt. Eine große Bedeutung spielt in dem Verlassenschaftsprozeß die Behauptung, dem Häftling sei kein Schreibzeug bewilligt gewesen – man will damit erklären, warum er ein mündliches und kein schriftliches Testament gemacht habe. Zur Beantwortung einer dickleibigen, in lateinischer Sprache abgefaßten Anklageschrift – sie ist, wie alle Prozeßakten des hingerichteten Feldmarschalls, verschwunden – wurden ihm nur wenige Tage Zeit gelassen, die kaum ausgereicht hätten, sie zu übersetzen.

Wie später in dem Prozeß gegen den Kammerdiener Lang behauptet wurde, hatte dieser mit den Gegnern Rußwurms ununterbrochen Besprechungen geführt und durch die Vorspiegelung, der Feldmarschall habe konspiriert und eigenmächtig mit den Türken verhandelt, den Kaiser veranlaßt, das Todesurteil gegen den Generalissimus zu unterschreiben.

Eine Bittschrift an Rudolf II., die Rußwurms Freunde abgefaßt, soll Lang dem Überbringer im Vorsaal zum Arbeitskabinett abgenommen und zum Schein in das Gemach hineingetragen haben, aber gleich mit der Antwort zurückgekehrt sein: „Es ist Ihrer Majestät Befehl, mit der Urteilsvollstreckung fortzufahren!"

Am 27. November wurde dem Gefangenen in Gegenwart der Richter, des Beichtvaters, einiger Jesuiten, zweier Minoriten, des Bürgermeisters von Prag und zweier Räte das Todesurteil verkündigt.

Rußwurm seufzte tief auf und erklärte, er sei am Tode Belgiojosos unschuldig. Für seine treuen Dienste und sein so oft für den Kaiser vergossenes Blut habe er von Seiner Majestät anderen Dank gewärtigt. Auf die Mitteilung, daß er nicht wie andere arme Sünder auf dem offenen Platze, sondern vor wenigen Zuschauern im Vorhofe des Altstädter Rathauses enthauptet werden würde, erwiderte er: „Wenn ich schon einmal unter der Hand des Henkers fallen muß, dann ist es gleichgültig, ob es öffentlich oder geheim geschieht." Von dieser Stunde an bis zum Tage der Justifikation nahm Rußwurm keine Nahrung mehr zu sich. Er fastete und betete.

Am 29. November 1605, um sechs Uhr früh, erscheint der Scharfrichter Wenzel Mydlař im Rathaus. Rußwurm wird in den Saal geführt, wo vier Diener mit brennenden Fackeln warten und auf den Fußboden ein schwarzer Teppich mit einem samtenen Polster gelegt ist. Der Marschall trägt das Gewand der Franziskanermönche. Teppich und Polster läßt er wegnehmen; er wolle auf bloßer Erde sterben. Dann verlangt er nochmals, daß die Hinrichtung öffentlich vorgenommen werde, er habe sich seines Todes nicht zu schämen. Da ihm geantwortet wird, dies laufe dem Urteil zuwider, wünscht er, man möge ihm das Urteil noch einmal vorlesen. Der Kanzellarius entschuldigt sich: er habe es nicht mitgenommen. Mit den Worten: „Ich sehe, daß es nicht anders sein wird", kniet Rußwurm nieder, betet eine Viertelstunde, sein Haupt auf das am Boden liegende Kruzifix gepreßt, und bittet alle Anwesenden, unter denen sich auch ein junger Obrist mit Namen Albrecht von Waldstein befindet, um Verzeihung, wenn er sie gekränkt habe. (Schwerlich denkt der Obrist, daß auch er einst durch Undank der Habsburger, höfischen Neid und Konflikt mit den Welschen ein im Grunde gleiches Schicksal erleiden werde!)

Kniend ersucht Rußwurm den Scharfrichter, erst dann zuzuhauen, wenn er das drittemal die Namen „Jesus und Maria" ausgerufen habe. Nach dem drittenmal sagt er: „Jetzt!" und streckt den Hals von sich, so weit er vermag. Des Henkers Schwert fährt durch den Hals, „mit einem solchen Ton, als ob man etwas pfeifen hörte, worauf der entseelte Körper des Feldmarschalls Christian Hermann von Rußwurm so auf das Kruzifix sank, wie er vorher darauf betend gelegen war".

Sein Haupt näht man wieder an den Rumpf, legt die Leiche in einen schlechten, offenen Holzsarg und setzt sie auf einer Bahre unter dem Rathauseingang der Schaulust des Volkes aus. Am anderen Tag, spätabends, wird der Leichnam in die Neustadt geführt und in der Kirche „Unserer Lieben Frau zum Schnee" bestattet, wo das Grab des gefeierten Feldherrn heute unauffindbar ist.

ALLFÄLLIGE GEDANKEN DES ABGESÄGTEN STAATSMINISTERS

Wie alltäglich, seitdem er als junger Mensch nach Wien berufen worden, fährt er auch heute morgens, den 17. Oktober 1674, zu Hofe, der alte Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz und Herzog von Sagan, seit zweiundzwanzig Jahren Präsident des Hofkriegsrates und längst Erster Geheimer Rat, also unbeschränkter Chef der österreichischen Regierung und höchster Vertrauter Kaiser Leopolds I.

Aber heute – heute hält ihn die kaiserliche Wache im Burghof an – der Hofkanzler tritt an die Equipage – überreicht ihm ein Dekret. Kreidebleich liest der Staatsminister:

„Von Ihrer k. k. römischen Majestät ist dem Fürsten von Lobkowitz, Herzog von Sagan, anzuzeigen: Ihre k. k. Majestät haben sich aus gewissen und erheblichen Ursachen allergnädigst resolviert und befohlen, daß er sich von heut an in den nächsten drei Tagen von hier weg und nach Raudnitz an der Elbe begebe, und weiters nicht nach Hof komme; auch soll er Raudnitz nicht verlassen, sondern dort bis auf weiteren kaiserlichen Befehl verbleiben; er hat sich jeder Korrespondenz zu enthalten und darf sich keines der ihm von Sr. Majestät anvertraut gewesenen Ämter mehr annehmen; er hat unter Verpflichtung aller seiner Güter einen Revers auszustellen, daß er dem kaiserlichen Befehle gehorsam nachkommen, sich jederzeit und an jeden Ort stellen werde, so oft und wohin es der Kaiser befehlen wird, und nichts gegen den Kaiser und Staat vornehme. Der Hofkanzler Hocher wird ihn noch in einem und dem anderen vernehmen und der Fürst hat demselben gehorsam nachzukommen."

Nachdem er mit zitternden Händen dieses Urteil zusammengefaltet hat, läßt er umkehren, fährt aus der Hofburg.

Ob sich der so jäh entthronte und so schroff verbannte Minister, ob er sich, während der Kutscher den Wagen wendet und ins Palais auf dem Neumarkt zurückfährt, ob

er sich tags darauf, als die von der Nachricht erregten Wiener sein Haus neugierig umlagern und eine Dragonerschwadron ihn aus der Stadt eskortiert, ob er sich während seiner etappenreichen Fahrt ins Exil, ob er sich auf Schloß Raudnitz daran erinnert, daß er einst willfährig seine Hand gegen den damals Allermächtigsten Österreichs, den Allermächtigsten Europas geboten, der auch bald darauf meuchlerisch ermordet ward?

Ach was, denkt Lobkowitz, wenn er überhaupt daran denkt, Wallenstein war ein Verräter gegen Kaiser und Reich, hat's nicht besser verdient.

Anders ist's freilich mit dem Auersperg gewesen, meinem Vorgänger in der Herrschaft über den Habsburgerstaat. Der war durchaus kein Verräter, er hat dieselbe Politik wie ich betrieben, hat für das Bündnis mit König Ludwig XIV. gewirkt, trotzdem die Spanier das zu konterkarieren und Österreich auf die Seite der Tripelallianz zu ziehen versuchten. Jedoch sein Ehrgeiz machte ihn besinnungslos. Den Kardinalshut erringen zu wollen mit Hilfe Frankreichs – hinter dem Rücken des Kaisers den Kandidaten des Kaisers zu Fall bringen! Wie konnte Auersperg glauben, dies sei ein aussichtsreicher Weg, der österreichische Mazarin zu werden – hätte der empörte Papst Clemens die Bewerbung nicht dem Kaiser verraten, so hätte eine erfolgte Ernennung früher oder später auch ihre Vorgeschichte an den Tag bringen müssen.

Aber ich, ich habe doch nicht hinter dem Rücken meines Herrn Kapriolen des Ehrgeizes geschlagen, nicht konspiriert, mich nicht bestechen lassen, keine Felonie begangen und keinen Verrat, oder soll's ein Verrat sein, wenn ich nicht verhinderte, daß der Nuntius von der beschlossenen Hinrichtung des Grafen Wilhelm von Fürstenberg erfuhr? Wäre der Domkapitular des Kölner Erzstiftes und Abt in St-Germain justifiziert worden, so hätten wir nicht nur den Papst gegen uns gehetzt, sondern die ganze Katholität. Und waren wir auch im Kriege mit Frankreich, so hieße es doch unklug, den Haß zu verewigen, uns einen „Bruch des Völkerrechts" vorwerfen zu lassen. Wohl habe auch ich für das Todesurteil gestimmt, und jetzt erst sehe ich, wie recht ich hatte: wie hätte man es mir verübelt, wenn ich für einen

eingetreten wäre, der auf seiten Frankreichs stand und gegen die Kaiserwahl Leopolds gearbeitet hatte! Deshalb mußte ich jedoch noch lange nicht für Vollstreckung sein, und es war gut, daß der Nuntius das Urteil erfuhr und Begnadigung erwirkte.

Das alles ist's ja nicht, was mich zu Fall brachte; und auch der Übermut des Sonnenkönigs, der meine frankophile Politik durchkreuzt, brachte mich nicht zu Fall. (Hatte ich doch selbst demissionieren wollen und durfte es nicht.) Die spanischen Fexen bei uns, die mich wie die Pestilenz hassen und mich verleumden, hätten mir keineswegs etwas anhaben können, ebensowenig Herzog Karl von Lothringen, dem ich die Erlangung der polnischen Königskrone und die Heirat mit Erzherzogin Eleonore, der Stiefschwester des Kaisers, hintertrieben.

Schuld an allen Infamien trägt die Mutter der Kaiserin, die Mediceerin Anna, Witwe des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Als sie im Sommer nach Wien kam, schwante mir Übles. Ich wußte, daß sie wußte, wie ich über sie, ihren Lebenswandel und ihren Günstling geredet, den Conte Ferrari, und daß ihre Tochter Claudia nicht aussehe wie aus fürstlichem Geblüt. So etwas vergißt eine Frau nicht, auch wenn ich hernach das Gutachten abgab, mein kaiserlicher Herr möge die Erzherzogin Claudia heiraten. Wie die Frauen mit ihren Vertrauten, insbesondere dem Ferrari, über mich sprachen, wenn sie an den Abenden mit Seiner Majestät en famille beisammen waren, welch abgekartete Calomnien über mich ins Spiel gemischt wurden, kann ich mir wohl denken ...

Nein, das kann er sich nicht wohl denken, der als ein Ehrloser in die Verbannung gejagte Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz, wie weit diese Verleumdungen gingen. Er ahnt, auf seinem noch unvollendeten Schloß an der Elbe sitzend, keineswegs, daß man ihn verdächtigte, mit einem Menschen konspiriert und einen anderen im Dienste gehabt zu haben, die einen Giftmord gegen die Kaiserin Claudia und deren neugeborenes Töchterchen geplant. Von den beiden Sekretären des Fürsten ist der italienische in Haft genommen worden und wird nicht nur über seine und seines Herrn Beziehungen zum französischen Gesandten Gremon-

ville befragt, sondern auch über diese Mordpläne, ob er Gift besitze, ob er Gift zu bereiten verstehe. Des Sekretärs Geliebte wird gleichfalls verhört und sagt wunschgemäß aus: Gremonville und ihr Freund hätten nächtelang beraten und den Tod der Kaiserin als vorteilhaft hingestellt, sich geäußert, es werde nicht an Mitteln fehlen, ihn zu erzielen.

Von einem Aktuar des seit Kriegsbeginn abberufenen französischen Gesandten kauft man Abschriften von Depeschen, die Gremonville an Louis XIV. gerichtet hatte. Darin stehen Informationen des Fürsten Lobkowitz, bei bösem Willen immerhin als Hochverrat auslegbar, zum Beispiel die Bemerkung, er wolle dahin wirken, daß spanische Erbländer an Frankreich überlassen werden. Auch soll er dem Minister von Kurbrandenburg widerraten haben, sich in dem Handel des Kaisers mit Louis XIV. allzusehr gegen Frankreich zu exponieren.

Äußerungen über die akute Haltung Leopolds I.: „Er ist wie eine Statue, die sich nicht von der Stelle rührt" kann ein halbwegs geschickter Höfling, dem jeder Vordermann unlieb ist, leicht als Majestätsbeleidigung qualifizieren.

Der Fürst siecht dahin im Schlosse seiner Verbannung. Er, der den Fenstersturz, die Schlacht am Weißen Berge, die Hinrichtung der böhmischen Herren, Wallensteins Tod, den ganzen Dreißigjährigen Krieg und nachher die Kriege gegen Schweden, Türkei, Holland und Frankreich und die ungarische Verschwörung der Zriny und des Rakoczi, fast das ganze aufgewühlte Jahrhundert erlebt, geleitet und gelitten hat, stirbt (24. April 1677) nicht an Gift, wie öffentlich behauptet ward, sondern gebrochen durch höfische Kabalen.

EX ODIO FIDEI...

In der Teinkirche liegt, das ist sicher, der Knabe Simon Abeles begraben. Tritt man vom Ring aus durch den Haupteingang ein, so findet man im rechten Schiff unterhalb des Chores die braune Grabplatte irgendeines Bürgers in die Erde eingelassen; unter ihr, behauptet der Kirchendiener steif und fest, sei auch der Kupfersarg des Simon Abeles. Nach alten Chroniken aber soll dieser in der Kreuzkapelle liegen, und zwar an der Epistelseite des Kreuzaltars, nicht weit von Tycho de Brahes Grab, unter der kostbaren Marmortafel, auf der wir in vierundzwanzig Zeilen lateinisch eingemeißelt lesen:

„Simon Abeles, ein zwölfjähriges Jüdlein, folgte Gott und flüchtete in das Kollegium Clementinum der Gesellschaft Jesu, der heiligen Taufe zuliebe, im September des Jahres 1693; nach wenigen Tagen aus der Gastfreundschaft verräterisch verschleppt, durch Schmeichelei, Drohungen, Mißhandlungen, Hunger und abscheuliche Haft zu Hause heimgesucht, erwies er sich stärker als dies alles und starb durch die Hand seines Vaters und dessen Freundes am 21. Februar 1694. Der heimlich beigesetzt gewesene Leichnam wurde am sechsten Tage exhumiert, behördlich untersucht und war bis zur Versiegelung des Sarges ohne jeden häßlichen Geruch, von natürlicher Farbe, gänzlich unerstarrt, angenehm anzusehen, und rosenfarbenes Blut entströmte ihm. Aus dem Altstädter Rathause wurde er mit wunderbarem Leichenprunk unter einzigartigem Zusammenlauf und gerührter Teilnahme des Volkes getragen und hier beigesetzt am letzten März 1694."

In der Sakristei der Teinkirche hängt ein Porträt, der Judenbub, herzig idealisiert, rotes Wams, weiße Perücke, Galanteriedegen, Kruzifix in der Hand, und in einer Kartusche die Inschrift: „Hic gloriose sepultus est Simon Abeles Catechumenus, ex odio fidei Christianae a proprio parente Hebraeo occisus."

Die Beisetzung des Judenkindes in der Christenkirche geschah während eines Prozesses, der Erregung und Aufsehen hervorrief. Das Jahrhundert der dreißigjährigen Religionskriege sank seinem Ende zu. Die Enkel der Rebellen, der Fensterstürzer, der Hingerichteten, der Eingekerkerten und der Vertriebenen hatten den neuen Adel, die neue Beamtenschaft, die neue Lehre und sogar die neue Staatssprache anzuerkennen gelernt und sahen in ihren heutigen Herren die Feinde von gestern nicht mehr. Aber tief unter ihrem Bewußtsein fraß, vererbt als Krankheit, das Gefühl, unterworfen worden zu sein. Hatte das alles sein müssen? Sehet her: die Juden, vielhundertjährig verfolgt – sie haben noch ihre Religion und ihre Gebräuche und ihre Sprache! Die Brüder vom Orden Jesu, als religiöse Besatzungstruppen des militärisch unterworfenen Landes hereingekommen, fühlten nur allzuwohl, daß sie erweisen müßten, sie seien nicht bloß Emissäre des Wiener Kaisers, sondern Verkünder der alleinseligmachenden Kirche für jeden, der anderen Glaubens sei, also nicht nur Feinde der Böhmischen Brüder und anderer Protestanten, sondern auch Feinde der Juden. Gustav Freytag hat über den Fall des Simon Abeles die kleine Schrift der Jesuitenpatres Eder und Christel gelesen, welche im Jahre 1694 unter dem Titel „Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben ..." erschienen ist, und auf Grund dieser charakterisiert er die große Affäre so: „Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurteilt, wird einiges darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschen. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der wird den fanatischen Priestern keine Teilnahme zuwenden. Sie werben durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Scharen von Proselyten zum ‚Abwaschen'; sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirkliches Trauerspiel in Szene zu setzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, steht gegen den Fanatismus eines ge-

schmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes – List und Gewalttat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie dort."

Ohne Zweifel wäre das Urteil des Kulturhistorikers noch vernichtender gegen die Jesuiten ausgefallen, wenn er außer dieser privaten Broschüre der zwei Ordensbrüder, die ihm an sich schon verdächtig vorkam, die offizielle Darstellung gelesen hätte, auf Befehl Kaiser Leopolds herausgegeben unter dem Titel „Processus Inquisitorius, welcher von dem Appellationstribunal wider beide Prager Juden Lazar Abeles und Löbl Kurtzhandl, wegen des Ex odio Christianae Fidei ermordeten zwölfjährigen Simon Abeles als Sohn des ersteren, verführet, und zur mehreren Erhöhung des christlichen Glaubens, auch zur fruchtbaren Auferbauung Jedesmänniglichen samt den dienenden Haupt-Inquisitionsakten und anderwärtigen dabei unterlaufenen sehr wunderseltsamen Begebenheiten in offenen Druck gestellt worden. Prag, bei Caspar Zacharias Wussin, Buchhändlern."

In dieser Flugschrift, sosehr sie sich bemüht, das Verfahren im Fall Simon Abeles als ein gerechtes und die Justifikation als verdiente hinzustellen, wäre Freytag nicht nur auf manches gestoßen, „was die Erzähler zu verschweigen wünschen", sondern er hätte auch auf die Vermutung kommen müssen, daß die „fanatischen Mörder" vielleicht überhaupt keine Mörder, sondern im Gegenteil Opfer eines grauenvollen Justizmordes waren – ex odio fidei, aus Glaubenshaß.

So viele Darstellungen dieser Angelegenheit es auch gab – nicht eine durfte sich mit der Verteidigung der Beschuldigten befassen, denen ja nicht einmal ein Rechtsbeistand bewilligt worden war. Hundert Jahre später, im Fall des Toulouser Hugenotten, wurde, wie im Fall des Prager Juden, weder die Absicht des Sohnes zum Religionswechsel noch der durchgeführte Mord erwiesen, und hier wie dort fielen die Väter als Opfer von Pfaff und Pöbel. Aber während Jean Calas durch das flammende Libell Voltaires postmortal seinen Freispruch fand, haben Lazar Abeles und sein Freund niemanden gefunden, der ihre Verteidigung übernommen. Nur die Anklageschrift sagt in dem, was sie verschweigt, und in dem, was sie angibt – sehr wider ihren Willen –, genug zugunsten der beiden aus.

Der „Processus Inquisitorius" beginnt mit dem Satz: „Im Jahre 1694 den 25. Februarii wurde bey einer Hochlöblichen Königl. Statthalterei zu Prag ... eine Schriftliche Denunciation eines in der Prager Juden-Statt an einem Jüdischen Kinde beschehenen Mordes ohne Namensunterschrift eingereicht, dess ausführlichen Inhalts wie folgt."

Daß diese Anzeige von den Jesuiten herrührt, geht auf den ersten Blick hervor und wird in jeder Zeile bestätigt; es heißt zum Beispiel darin, daß der Knabe seine Bereitwilligkeit zur Taufe im September des Vorjahres „bey dem Wohl-Ehrwürdigen P. Andrea Müntzer, Sc. Jesu Collegii, allhier zu Prag bey S. Clemens Rectore derenthalben angegeben und in Gegenwart noch etlicher andern Patrum, als P. Guilielmi Dworski, P. Johannis Eder und Patris Johannes Capeta eyferigst gebeten habe..." – durchwegs Tatsachen und Namen, die man ja nur im Kollegium wissen konnte.

Tatsächlich rühmt sich auch P. Johann Eder in seiner Broschüre, er selbst habe einen Konzipisten der Statthalterei, der von einem Juden namens Josel (das ist Josef) Mitteilung von diesem Vorfall erhalten, zur Überreichung der Anzeige veranlaßt: „Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb *er* am folgenden Tag den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen." Dieser Satz ist – von dem jesuitisch angewendeten Pronomen „er" ganz abgesehen – vollkommen erlogen, denn „obwohlen man Ihme" (dem Herrn Statthaltereyconcipisten Herrn Constantin Frenkin, den man als Verfasser der schriftlichen Anzeige eruiert hat) „zugleich scharf eingebunden, diesen seinen ersten Jüdischen Anbringer namens Josel zur Stelle zu bringen, so hat er doch solchen zur selbigen Zeit nicht erfragen können". Die Anzeige des Beamten hütet sich jedoch, eine solche nachdrückliche Befragung oder Ermahnung des angeblichen Gewährsmannes zu behaupten, weil dann erklärt werden müßte, warum er bei einer derart gründlichen Verhandlung den Informator nicht zuerst nach seinem Familiennamen befragt habe.

Am nächsten Tag werden bereits die Exhumierung, Transportierung der Leiche ins Rathaus, eine Menge von Ver-

haftungen (Krankenwärter Hirschl Keffelet, Friedhofsaufseher Jenuchem Kuranda, zwei Dienstmägde) und Recherchen vorgenommen. Gerüchte durchzüngeln die Stadt, die bald in hellen Flammen der Erregung steht. Die Statthalterei muß in dem Dekret, mit dem sie die Untersuchung dem Appellationsgericht überträgt, dieses gleichsam bitten, man möge ihr „von demjenigen, was etwa in hoc passa nach und nach hervorkommen und in das Publikum einfallen möchte, gleichwolen auch Nachricht geben, damit hiernach respectu erstgedachten Publici jedesmal die gehörige Notdurft zeitlich fürgekehrt werden möchte". Unter dem Einfluß der vom Eifer der Behörden aufgepeitschten Öffentlichkeit steht nun die ganze Angelegenheit.

In der Anzeige, auf Grund deren die Untersuchung eingeleitet wurde, war nur eines apodiktisch angegeben: daß das Kind vergiftet worden sei, „... mit Gift im Wein unerbärmlich hingerichtet". Während der Examinationen, von deren Foltern wir zwischen den Zeilen lesen können, gesteht also endlich Hennele, die auf dem Kleinseitner Rathaus in Haft gehaltene Köchin des Abeles, daß der kleine Simon durch Gift umgekommen sei. Bisher hatte sie in Übereinstimmung mit dem Vater und der Stiefmutter des toten Kindes erklärt, es sei an den Fraisen gestorben, nunmehr aber gibt sie die Antwort:

„Ich will die Wahrheit sagen: der Vater hat ihm etwas zu essen gegeben; so ist er darniedergefallen." Und auf die Frage, was dies gewesen sei, fügt sie hinzu: „Er hat ihm einen Hering gegeben."

Also ein Geständnis der Mitwisserschaft, strikte Angabe des Giftmordes durch eine Augenzeugin! Nur hat sich inzwischen herausgestellt, daß in der Leiche von Gift keine Spur ist. Der Grund zur Einleitung der Untersuchung ist also ebenso falsch gewesen wie die der Köchin abgepreßte Aussage.

Dennoch wagen es die beiden obduzierenden Doctores medicinae und die beiden Chirurgen nicht, angesichts des von Amts wegen inaugurierten Verfahrens und der bereits entfesselten Empörung, einen natürlichen Tod festzustellen; in dem kurzen Exhumierungsprotokoll, das in seiner Leichtfertigkeit der Tatsache hohnspricht, daß achtzig Jahre vor-

her ein Anatom vom Range des Jessenius in Prag gewirkt hatte, konstatiert man „über den linken Schlaff eine frische runde Wunde von eines Groschens Größe, von einem Schlag herkommend“ (tödlich? tief? Hautaufschürfung? – nichts wird darüber gesagt), „und ein Bruch der vertebra colli“. Das wären also zumindest zwei Schläge, jedoch das lakonische Protokoll schließt mit den Worten, der Junge hat „von einem gewalttätigen Schlag umkommen müssen“. Das Appellationstribunal läßt sich dadurch, daß der angezeigte und bereits „bewiesene“ Giftmord keineswegs verübt worden ist, nicht stören und entschuldigt den Irrtum folgendermaßen: „... denn es konnte wegen des Gifts und der heimlichen Begräbnus“ (auch die Behauptung, der Knabe sei nächtlich verscharrt worden, hat sich nämlich als falsch herausgestellt, die Beerdigung hatte öffentlich stattgefunden) „ohnmöglich so genau und wahrhaft gleich in limine von einem Fremden, und zwar in dem Abelischen Hause nicht sonderlich bekannten Juden ausgesagt werden“. Demnach sind die Mitteilungen des „Josel“ deshalb unrichtig, weil er im Haus des geheimen Mordes nicht sonderlich bekannt war, aber diese Angaben haben nichts mit der angeblichen Angabe zu tun, die Angabe des Angebers gilt doch – der Mord muß verübt worden sein! Das Gutachten der medizinischen Fakultät, „mit nachdrücklicher Verordnung“ abverlangt, entscheidet, man müsse auf gewalttätigen Tod des Knaben ermessen und schließen. Die Judenschaft richtet an die Untersuchungsbehörde die Frage, ob die Leiche nicht bei der Ausgrabung beschädigt worden sein könne; diese Anfrage, die zur Einholung des Fakultätsgutachtens Anlaß gab, bleibt unbeantwortet.

Tragikomisch, wie sich nun das Tribunal bemüht, die Widersprüche der Beweisführung (zum Beispiel Giftmord – Totschlag) zu erklären, während es die Tatsache, daß die Aussagen der Beschuldigten und der Entlastungszeugen übereinstimmen, als vorher getroffene Vereinbarung zu entwerten versucht. Alle Festgenommenen geben unabhängig voneinander an, die Schläfenwunde sei der Rest einer abgeschabten Krätze, „welches also vorzusagen, sogar ein kleiner mitvorgerufener Bub von acht Jahren, der nebst ihnen noch im Hause war, angelernet und instruiert war“. Also hatte

Lazar Abeles für den Fall der Exhumierung nicht nur Frau und Magd (die jetzt in Haft sind), sondern auch ein kleines Nachbarkind instruiert, obwohl er doch dessen Vorladung nie ahnen konnte!

Die Beschuldigten stellen in Abrede, daß der kleine Simele jemals entlaufen sei, um sich taufen zu lassen. Hier wären die Jesuitenpatres, von denen ja offenkundig die erste Anzeige stammte und die nachher behaupteten, sie hätten mit dem Kinde geradezu eine Disputation geführt, als Zeugen einzuvernehmen. Dies geschieht nicht. Übrigens liegt die angebliche Flucht des Kindes vier Monate zurück und kann daher nicht der Anlaß eines Totschlages sein. Wollte man schon Flucht und Mord als erwiesen und als in gegenseitiger Beziehung zueinander stehend annehmen, so wäre weit eher die Erklärung möglich, das Kind habe wegen Mißhandlungen eines entmenschten Vaters diesem damals zu entfliehen versucht und sei der späteren Fortsetzung dieser Mißhandlungen erlegen; doch ist auch hierfür kein Anhaltspunkt in den Akten des Processus inquisitorius.

Das Kind soll von den Jesuiten einem getauften Juden namens Kafka in Logis gegeben worden sein, von dem es Lazar Abeles zurückholte. Dieser Kafka ist abgängig und die Rolle, die ihm in absentia zugeteilt wird, vollkommen unklar; einmal heißt es, daß ihm das Kind geraubt wurde, ein andermal, daß er im Einvernehmen mit Lazar Abeles gestanden.

Dagegen taucht eine andere Zeugin auf, ein getauftes jüdisches Kind: die kleine Sara Uresin, die in diesem Falle die Sendung Semaels übernommen hat, ist ein dreizehnjähriges, körperlich verkrüppeltes und – wie selbst die Anklage nicht verschleiern kann – sittlich verkommenes Geschöpf, das die Jesuiten, wäre es entlastend aufgetreten, nicht zärtlich als „Mägdlein", sondern als „freches Judengör" bezeichnet hätten. Sie erscheint „wie gerufen". Man höre:

„Und da nun ein Hochlöbl. Appellations-Collegium in reifer Erwägung alles dessen, vielmehr dahin angezielt, man möchte sich äußerst bemühen, einige, bevoraus jüdische, Zeugen noch aufzubringen, durch welche eine Confronta-

tion in contradictorio veranlaßt werden konnte (weilen man zum öfteren in denen Jüdischen Inquisitionen wahrgenommen, daß bei Ihnen weit mehrers eine Confrontation, da der eine Jud dem andern was ins Gesicht gesagt, als die Tortur selbsten zur Bekanntung der Wahrheit ausgegeben und gewürcket hat), so erscheint auf eine ganz unverhoffte Weiss ein gewisses Jüdisches Mägdlein Namens Sara Uresin, gegen dreizehn Jahre alt, welches in wirklicher Christlichen Lehr bey einer Christin sich aufgehalten und von dieser Inquisition etwan von weitem gehört, von sich selbsten, und von freien Stücken ..."

Und diese so prompte Wunscherfüllung namens Sara Uresin (P. Eder erklärt ihr Erscheinen auf übersinnliche Weise) sagt beim königlichen Obergericht, zu dem sie den Weg allein gefunden haben soll, all das aus, was die Untersuchungsrichter beim gegenwärtigen Stande der Untersuchung gerade wissen möchten: daß sie im Vorjahr im selben Hause gedient (!) habe, gerade als Simon weggelaufen sei, um sich taufen zu lassen, daß dessen Vater gesagt habe, es sei besser, wenn der Bub verrecken würde, ihn dann mit einem Scheit Holz blutig geschlagen habe. Das Mädchen wird mit Lazar Abeles konfrontiert. „Gott soll mich strafen, wenn ich dieses Kind jemals gesehen habe", ruft er aus. Trotzdem hat ihm doch eben dieses Mägdlein „ganz standhaft, herzhaft und bar aller Scheu oder Schrecken" alles ins Gesicht wiederholt.

Nach dieser ergebnislosen Konfrontation wird Lazar Abeles „in seine vorige, hart an der Uhr des Rathauses in dem Turm bestellte Custodiam, jedoch mit beiden Füßen und eine Hand wohl verwahret, geführet".

Wenige Stunden nachher wird er erdrosselt aufgefunden.

Die Justiz kann nicht umhin, über diese Tat, die als Selbstmord bezeichnet wird, ihre Verwunderung zu äußern. Denn erstens hat ja das Judenmägdlein „doch nichts als einige Praeliminaria wegen des Christ-Catholischen Eyfers des Knaben ihme ins Gesicht zu sagen gewußt", und zweitens ist der Selbstmord für einen dermaßen gefesselten, dermaßen bewachten Häftling etwas kompliziert: er hat „sein harrassenes Band, mit welchem die Juden sich zu umgürten pflegen, vom Leib abgenommen, solches an ein doppeltes

eisernes Gatter in der Höhe, wozu er vermittelst eines Stücklein Holzes gelanget, angebunden und sodann, seinen Hals darin steckend, sich selbsten erhencket oder vielmehr erdrosselt". Es scheint, sagt die Denkschrift, durch diese belanglosen Vorhaltungen des Mädchens Uresin „sein leichtfertiges, verrohtes Herz und Gewissen dergestalten gerührt worden zu sein", daß er sich umbrachte.

Trotzdem also eine tätige Reue behauptet wird, kann dies die Leiche nicht vor Verurteilung schützen. Der Tote wird rechtskräftig schuldig gesprochen und das Urteil vollstreckt, das Herz wird ihm herausgerissen und um das Maul geschlagen, sodann der Leichnam gevierteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Seiner Frau und der Köchin Hennele sagt man nichts von dem Tod des Hauptbeschuldigten. Unter Drohungen und der Vorspiegelung, Lazar Abeles habe alles eingestanden, bleiben sie bei der Beteuerung seiner Unschuld. Das Mägdlein, „in privato auf Jüdisch gekleidet", wird mit der Köchin konfrontiert, die nun zu allem, was das Kind angibt, ihr Ja sagt und schließlich hinzufügen muß, der Vater habe den Knaben umgebracht. Durch Gift. Es folgt die Konfrontation der Köchin mit Frau Lea Abeles, die in der vorhergegangenen Nacht von Herzkrämpfen heimgesucht wurde. Auch sie sieht, da schon die Köchin wider besseres Wissen zur Belastungszeugin gepreßt ist, daß alles verloren ist. Um ihren Mann zu retten, von dessen Tod sie keine Ahnung hat, gibt sie an, ein Bekannter, der nicht mehr in Prag weilt, ein gewisser Löbl Kurtzhandl habe das Kind – erwürgt.

Dieser wird in Manetin verhaftet, und die Untersuchung gegen ihn nimmt ihren Lauf. Der Knabe Simon aber wird als ein „in proprio sanguine" getaufter Christ mit beispiellosem Pomp öffentlich beerdigt, wie es der Erzbischof Hans Friedrich von Waldstein nach eingeholtem Rat der Theologen und Canonici beschlossen hat. Am 25. März 1694, „in ipso festo Simonis Tridentini pueri, aeque a Judaeis martyrisati", bestimmt eine Kommission, wo das Kind beigesetzt werden soll. Eine Woche später findet das Begräbnis statt; die Leiche, die am 22. Februar auf dem jüdischen Friedhof begraben, fünf Tage darauf exhumiert worden und einen Monat lang im Rathaus aufgebahrt gewesen ist, wird

offiziell als ohne den geringsten üblen Geruch befunden. Auch die zweite Seligkeitsprobe stimmt auffallend: „... wie nicht minder die an dem zerbrochenen Genack empfangenen Todeswunden stets und allezeit ohne Unterlaß das frischeste und schönste Blut gleich als eine Brunnenquelle ausgeworfen hatten, bei welcher Gelegenheit sich viel aus den Anwesenden um ihre Schnupftüchlein in diesem rinnenden Blut zu netzen versucht" (versucht!) „haben, welchem Exempel auch sogar ein Wundarzt der Evangelischen Religion nachgefolget!"

Löbl Kurtzhandl, gegen den sich in den Akten auch nicht der Schatten eines Verdachtes finden läßt, wird am 19. April 1694 zum Tode verurteilt. Wie er behandelt wurde, geht aus einem Erlaß Kaiser Leopolds I. an das königliche Appellationstribunal hervor: „Der Inschluss" (eine Beschwerde) „gibt euch des mehrern zu vernehmen, daß der von euch zum Tode verurteilte Löbl Süsel Kurtzhandl, Prager Jude, weder selbst, noch seine Befreundte, von dem wider ihn publizierten Sentenz irgendeine Abschrift und auch keinen Rechtsfreund ex officio erhalten können." Der Kaiser befiehlt, der rechtlichen Ordnung nach zu verfahren, die Exekution vorläufig zu sistieren und dafür zu sorgen, daß dem Kondemnierten selbsten in carceribus das Leben nicht abgekürzt werden möge, „wie es dem Verlaut nach mit seinem Complicen geschehen sein solle".

Das Appellationstribunal antwortet Seiner Majestät, der Verurteilte wolle nur verschleppen, worauf Leopoldus „in dieser sehr ärgerlichen Criminalsache" dem Kurtzhandl nur eine vierzehntägige Rekursfrist gewährt, schließlich das Halsurteil bestätigt: „weilen an schleuniger Bevollziehung dessen dem Publico so viel gelegen, ohne allen Anstand und Erstattung weiteren Rekurses an ihm exequieren lasset".

Entkleidet, in die dreischneidigen, den Gliedern unterlegten Brecheisen gebunden, steht er auf dem Galgenberg, damit ihm durch etlich und dreißig Stöße von dem achtzig Pfund schweren Rad Ober- und Unterschenkel abgestoßen und der Brustkorb mit Eisenschienen eingedrückt werde. Ein Pater schreit dem Malefikanten ununterbrochen zu, er möge den christlichen Glauben annehmen; nach dem elften Stoß soll Kurtzhandl geantwortet haben, daß er hierzu be-

reit sei; nun wird er getauft und nimmt den Namen „Johannes" an, worauf ihm die Henker die Augen verbinden und er „den letzttödlichen Stoß auf den Hals empfängt und, durch diesen von den Sinnen verlassen, unter starkem, aus Mund und Nase entsprungenem Blut nach zweyen anderen Stößen seelig in dem HERRN entschlafen ist, mit billiger Verwunderung aller Beywesenden, welche die wunderwirkende Hand Gottes und dessen unergründliche Barmherzigkeit nicht genugsam loben und preisen kunnten".

In der St.-Pauls-Kirche wird der vormalige „verstockte Mörder" Löbl Kurtzhandl als ein „bußfertiger katholischer Christ" namens Johannes beerdigt.

DER FALL
DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Im Jahre vor Beginn des Weltkrieges hat der erzwungene Selbstmord des Prager Korps-Generalstabschefs Oberst Alfred Redl und die bald darauf bekannt gewordene Tatsache seiner Spionagetätigkeit beispielloses Aufsehen hervorgerufen, was durch die gespannte europäische Lage politisch und durch den Rang und den Wirkungskreis des Täters kriminalistisch begründet war. Gerüchte, Interpellationen, Beschuldigungen, Verdächtigungen und Kombinationen überstürzten sich bis in den Winter 1914, in welchem sich sowohl in Rußland als auch in Serbien der Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Armee als mißglückt entschied.

Allein wie es die Tendenz dieses Befehls zu freiwilligem Hinscheiden gewesen war, den monströsen Vorfall lautlos aus der Welt zu schaffen, so hat man auch nachher, als sich dieser Plan schon längst als undurchführbar erwiesen hatte, kein Wort darüber verlautbart, für welche Großmächte der Generalstabsoberst seine Spionage betrieben, was er verraten, wohin er die militärischen Dokumente geliefert, wieviel Geld er dafür bekommen und wer schließlich den ungeheuerlichen Auftrag gegeben hatte, daß sich ein Mensch selbst zu entleiben habe, wer dieses Harakiri überwachte und wie sich die Wirkung dieses Vorfalles auf Hof und Wehrmacht äußerte. Ja, selbst über die Entdeckung der Tat und die Überführung des Täters wurden nur Darstellungen bekannt, die einander widersprachen oder die Wahrheit verschleiern sollten.

Der damalige Chef des Evidenzbüros August Urbanski von Ostromiecz wurde im Zusammenhang mit dieser Affäre viel genannt. Als nun ein Jahr nach der Aufdeckung des Falles die Nachricht von der Versetzung General Urbanskis in den nichtaktiven Stand durch die Presse ging, war es begreiflich, daß man solcherart zumindest an ein Verschulden des Evidenzbüros glauben mußte. Feldmarschalleutnant

Urbanski wohnt in Graz bei der Großmutter seiner Gattin, der Frau Reinighaus, deren Sohn mit der nachmaligen Gattin des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf vermählt gewesen ist. Dort habe ich den Chef des Evidenzbüros des Generalstabes bewogen, mir an Hand seiner Aufzeichnungen eine authentische Darstellung über den unaufgeklärt gebliebenen Fall Redl zu geben. Er tat es, um alle Gerüchte zum Verstummen zu bringen, die das Evidenzbüro mit der Affäre in Zusammenhang setzten.

Aus Gesprächen, Akten und Äußerungen von Beamten, die damals militärisch oder polizeilich in leitenden Stellungen waren, habe ich weiteres Material gewonnen; außer den Mitteilungen Urbanskis liegen der nachfolgenden Darstellung unter anderem Äußerungen vom jetzigen Sektionschef im tschechoslowakischen Ministerium des Innern, Dr. Novak, des jetzigen stellvertretenden Generalauditors der tschechoslowakischen Armee, Dr. Vorliček, des Generalmilitäranwaltes der österreichisch-ungarischen Armee, W. Haberditz, des Obersten Emil Seeliger, des emeritierten Auditors Dr. Hans Seliger und des ehemaligen Abgeordneten Adalbert Graf Sternberg zugrunde.

Angesichts der latenten Kriegsgefahr, in welcher Österreich-Ungarn seit der Annexion Bosniens schwebte, mußte Urbanski, der 1908 das Evidenzbüro des Generalstabes übernommen hatte, bemüht sein, die Kundschafterstelle auszubauen. Unter seinem Vorgänger, General von Giesl, hatte der damalige Major Alfred Redl die Leitung der Kundschafterstelle innegehabt, der die gesamte aktive und passive Spionage Österreich-Ungarns unterstand, das heißt die Organisation der Auskundschaftung fremder Militärverhältnisse und die Abwehr fremder Spionage im Inlande. Das Büro war kriminalistisch modern organisiert, jeder geheime Besucher wurde im Profil und en face photographiert, ohne daß er davon wußte, denn in zwei Gemälde waren Öffnungen für die Linsen photographischer Apparate eingeschnitten, die vom Nebenzimmer aus bedient wurden.

Ebenso konnten von jedem Anwesenden ohne sein Wissen Fingerabdrücke hergestellt werden; der Offizier telefonierte und reichte mit der einen Hand dem Besucher oder der Besucherin Zigarrenschachtel oder Bonbonniere hin –

sie waren unsichtbar mit Seidenpulver bestreut; auch Feuerzeug und Aschenbecher, die der Raucher zu sich heranziehen mußte, waren derart präpariert. Lehnte der Besucher sowohl Bonbons wie Zigarren ab, so ließ sich der amtierende Generalstäbler aus dem Zimmer abberufen – neigte der Gast zur Spionage, nahm er gewiß den Akt zur Hand, der auf dem Tisch vorbereitet lag und mit dem Vermerk „Geheim! Für reservate Einsichtnahme!" versehen war. Auch dieses Dokument war mit Seidenpulver bestreut.

In einem Kästchen an der Wand, einer Hausapotheke ähnlich, war ein Schallrohr eingebaut; es konnte dem Stenographen im Nebenzimmer als Horchapparat dienen, aber auch den metallenen Stift in Bewegung setzen, der das Gespräch wortgetreu in eine Grammophonplatte einritzte. Jedes reservate Buch oder Aktenfaszikel konnte binnen weniger Sekunden auseinandergeheftet, an die Wand projiziert, seitenweise photographiert und wieder gebunden werden, so daß es in kürzester Zeit wieder – wie unberührt – an der Stelle war, von wo es „entliehen" worden. Man hatte hier Alben und Kartotheken mit Lichtbildern, Handschriften und Maschinenschriftproben aller spionageverdächtigen Personen Europas, besonders der Spionagezentren in Brüssel, Zürich und Lausanne.

Von 1900 bis 1905 hatte der Generalstabsoffizier Alfred Redl als Sachverständiger in allen Wiener Spionageprozessen fungiert: unerbittlich, keine mildernden Umstände gelten lassend, das Höchstausmaß der gesetzlichen Strafe fordernd. Im Jahre 1902 hatte er durch sein energisches Auftreten die Verurteilung des ehemaligen Offiziers Alexander von Caric zu viereinhalb Jahren schwerem Kerker, die Verurteilungen des internationalen Spions Paul Barstmann und des Italieners Ingenieur Pietro Contin zu je vier Jahren Kerker erwirkt. Als Redl im Jahre 1904 bei dem wegen Spionage verhafteten Ergänzungsbezirkskommandanten von Stanislau, Major von Wienckowski, eine Hausdurchsuchung vornahm, verwickelte er das sechsjährige Kind des eben Festgenommenen in ein liebevolles Gespräch, und es gelang ihm, auf diese Weise herauszubekommen, wo Papa seine geheimen Briefschaften zu verstecken pflegte. Bemerkenswert für die Gefühllosigkeit Redls ist ein Wiener Vor-

fall aus diesen Jahren: Ein Mann namens Jonasch hatte einem Photographen die Zeichnung eines Festungsplans zum Photographieren gegeben. Dies wurde der Polizei gemeldet, und als Jonasch die Bilder abholen wollte, verhaftete man ihn. Er hatte wegen Betruges schon neun Jahre im Kerker gesessen. Bei seiner Verhaftung gab er sofort zu, daß er die Photographien als Plan der Festung Trient im Ausland verkaufen wollte, doch sei es das gewöhnliche „Schema einer modernen Festung", das er aus einem allgemein erhältlichen Buch über Fortifikationswesen von einem Maler hatte abzeichnen lassen. Nachdem sich diese Angabe als richtig erwies, wollte die Polizei den Mann freilassen. Aber Redl, der in allen Spionagesachen vorher befragt werden mußte, protestierte dagegen und beharrte darauf, daß Jonasch dem Strafgericht eingeliefert werde: „Ich bitte Sie, was schadet es ihm, wenn er ein paar Wochen Untersuchungshaft absitzt? Und für uns ist es immer besser, wenn wir auf eine große Zahl von Spionagefällen hinweisen können..." – Der Mann mußte auch wirklich fünf Monate im Grauen Hause sitzen, bevor man das Verfahren gegen ihn einstellte.

Vielleicht hatte diese Taktik Redls den Erfolg, daß die Spionageabwehr noch stärker organisiert wurde – stärker, als selbst Redl ahnen mochte. Denn er war bald darauf als Oberstleutnant zur Truppendienstleistung befohlen worden, wie es für die Laufbahn der Generalstäbler vorgeschrieben war. Nach einem Jahr verlangte General von Giesl, der jetzt als Kommandant des 8. Korps der Prager Garnison vorstand, daß ihm sein ehemaliger Spionagereferent Redl wieder beigegeben werde. Bei den fünfzehn österreichisch-ungarischen Korpskommanden war je eine Generalstabsabteilung etabliert, deren Leiter den Titel eines „Generalstabschefs" führte, während dem Kommandanten des gesamten österreichisch-ungarischen Generalstabskorps der Titel „Chef des k. u. k. Generalstabes" gebührte. Nach langjähriger Dienstleistung in der Residenz wurde nun Redl als Oberst und Generalstabschef nach Prag versetzt. Man bedurfte hier des Mannes mit den unterirdischen Konnexionen. Das böhmische Staatsrecht, das gegen den Wiener Zentralismus gerichtet war, hatte hier Tausende von Anhän-

gern; der Antimilitaristenprozeß gegen die Nationalsozialisten hatte manifestiert, wie diese mächtige Partei gegen die Armee zu arbeiten entschlossen war; die Häupter der tschechischen Panslawisten verkehrten offiziell mit den russischen, serbischen und bulgarischen Regierungen; zum Sokolkongreß, einer offenkundigen Heerschau der zukünftigen tschechischen Armee, waren die Generalstabsquartiere der slawischen Staaten als Gäste angemeldet; fast täglich wurden tschechische Provinzblätter beschlagnahmt, weil sie Episoden von der habgierigen Bewirtschaftung und erbarmungslosen Behandlung auf dem Gut Konopischt des Erzherzogs Franz Ferdinand brachten: „Los von Wien" hieß die offene Parole, hinter der antidynastische Gesinnung und „Hochverrat" arbeiteten.

Während nun Redl in Prag einen militärischen Spitzeldienst zu organisieren hatte, wurden in Wien die Redlschen Maßnahmen zur Bekämpfung der Spionage ausgebaut. So war das Staatsgrundgesetz, mit welchem das Briefgeheimnis gewährleistet war, vom Evidenzbüro im Hinblick auf die immanente Kriegsgefahr via facti aufgehoben worden, die Post wurde überwacht, in einem abgeschlossenen Geheimraum öffnete man täglich an tausend Briefe und leitete dort, wo der Inhalt verdächtig war, Recherchen ein. Die Beamten selbst, die diese ungesetzliche Briefzensur vornahmen, ahnten nicht, daß sie in militärischem Auftrage handelten; sie glaubten, ihre Amtshandlung diene vor allem zur Aufdeckung besonderer Zollschwindeleien und des Schmuggels. Von der Überwachung der Privatpost durch dieses „Schwarze Kabinett", das erst eingerichtet wurde, als Redl schon zur Dienstleistung nach Prag kommandiert worden war, wußte er ebensowenig wie sonst ein Mensch in Österreich vor dem Kriege. Mit diesen hemmungslosen Ausgestaltungen der Abwehrmaßnahmen gegen feindliche Ausspähung waren die Landesverratsprozesse ins unheimliche gestiegen. Auch der russische Militärattaché, ein Oberst Martschenko, und dessen Nachfolger wurden abberufen, der erste, nachdem er durch das persönliche Verhalten Kaiser Franz Josefs – dieser brüskierte ihn beim Hofball – davon erfahren hatte, daß seine Geheimtätigkeit aufgedeckt sei.

Frühjahr 1913 waren zwei Briefe als verdächtig geöffnet worden, die postlagernd unter der Chiffre „Opernball 13" beim Hauptpostamt Wien erlagen. Sie kamen aus Eydtkuhnen und enthielten – ohne textlichen Kommentar – Geldbeträge in österreichischer Währung, der eine sechstausend Kronen, der andere achttausend Kronen; keinesfalls war anzunehmen, daß solche Summen poste restante geschickt würden, wenn es sich um rechtmäßiges Gut handelte. (Der Gesamtbetrag, der dem Evidenzbüro für Spionagezwecke budgetär zur Verfügung stand, betrug hundertfünfzigtausend Kronen jährlich, während der russische Evidenzchef in Warschau jährlich fünf Millionen Rubel für diese Zwecke bekam.) Die Briefadresse war mit Schreibmaschine geschrieben.

Umgehend ergriff man Maßnahmen, sich des Behebers der Briefe zu bemächtigen. Zwei Detektive wurden zu ständiger Dienstleistung in die Wachstube des Postamtes entsendet, die durch eine elektrische Klingel mit dem Postschalter verbunden war: auf das Glockenzeichen des Beamten hin sollten sie den Übernehmer der Briefe sicherstellen. Wochen vergingen, Monate. Der Beamte, der die Überwachung angeordnet hatte, Polizeichef Dr. Novak, war ins Ministerium versetzt worden und hatte die Angelegenheit seinem Nachfolger (dem nachmaligen Bundeskanzler Dr. Schober) übergeben. Niemand fragte nach den Briefen, in denen soviel Geld war.

Am Abend des 24. Mai 1913, eines Samstags, gegen Schluß der Amtsstunden, weckte plötzlich das Glockensignal die Agenten aus ihrer langen Ruhe.

Bevor sie durch den Durchgang des Postamtes vom Fleischmarkt zur Dominikanerkirche zum Restanteschalter kamen, wo der Beamte mit Langsamkeit, aber doch auch nicht mit auffallender Langsamkeit, der Partei die Briefe mit der „Opernball"-Chiffre ausgehändigt hatte – war der Beheber fort...

Sie eilten ihm nach, sie erblickten ihn noch, einen stattlich gebauten Herrn, der die Türe des angekurbelt gebliebenen Autos hinter sich zuschlug.

Sie sahen auch den Wagen davonfahren. Es war ein Mietsauto.

Ein anderes Auto, das die Verfolgung hätte aufnehmen können, hatten die beiden Detektive nicht. Was half es ihnen, daß sie die Nummer des Autotaxi gelesen? Was half es ihnen, daß sie am nächsten Tag den Chauffeur würden ausforschen können und erfahren, woher und wohin der „Ritt" gegangen sei? Der Fremde war doch sicherlich nicht direkt in seine Wohnung gefahren! Ein Verbrecher mit solchen Geldsummen steigt auf der Straße aus oder vor einem Durchgang und nimmt dann einen neuen Wagen. Fest stand für die beiden Detektive nur eines: daß gegen sie eine Disziplinaruntersuchung angestrengt werden würde, deren Ausgang nicht zweifelhaft war.

Aber nun begann für sie und die österreichisch-ungarische Wehrmacht eine Kette von unglaublichen Zufällen, „Jägerglück".

Während die beiden Agenten beraten, ob sie auf eigene Faust den Chauffeur noch heute nacht ausforschen und sich dann im Einvernehmen mit ihm ein Märchen von abenteuerlicher Flucht des Unbekannten ausdenken sollen oder ob sie nicht doch der Staatspolizei ihr Mißgeschick melden müßten – – fährt auf dem Kolowratring ein Mietsauto an ihnen vorbei. Sie lesen die Nummer – es ist der Wagen, der ihnen vor zwanzig Minuten ihre Beute entführt hat. Sie pfeifen, schreien, laufen. Das Auto hält. Es ist leer.

„Wohin haben Sie den Herrn vom Postamt geführt?"

„Ins Café Kaiserhof."

„Fahren Sie uns sofort ins Café Kaiserhof."

Auf der kurzen Fahrt schnüffeln die Detektive im Innern des Wagens und finden das Futteral eines Taschenmessers, eine Hülse aus hellgrauem Tuch.

Im Café Kaiserhof, in das sie mit dem Chauffeur eintreten, ist der Fahrgast nicht mehr.

Sie eilen zum nächsten Autostand. Ja, ein Herr, der so aussieht, ist eben weggefahren. Wohin? Wir sind in Wien, und dort weiß es einer: der Wasserer. Eigentlich ist er kein Wasserer, denn am Autostand sind keine Fiakerpferde, denen man den Tränkeimer servieren kann, aber er putzt die Karosserien und betätigt sich vornehmlich als Wagentüraufmacher. Der hat natürlich gehört, wohin der gnä' Herr befohlen hat: „Ins Hotel Klomser ..."

Nach ins Hotel Klomser! Im Foyer wird der Hotelportier befragt. „Grad jetzt saan zwaa Herren im Auto ankommen, Kaufleut saans aus Bulgarien." – „Und vorher ein Herr allein?" – „Im Auto? Dös waaß i net. Vor einer Viertelstund is der Herr Oberst Redl kommen. In Zivil war er, dös waaß i. Aber i waaß net, ob er im Auto vorg'fahren is."

Oberst Redl? Den Polizeiagenten flößt der Name Scheu ein. Sie kennen ihn gut. Er hat ihnen keine Sekunde Rast gegönnt, die Notwendigkeit einer Nachtruhe nicht anerkannt, wenn sie seine Treiber waren auf der Jagd nach Spionen. Und wie hat er sein Wild zur Strecke gebracht, wenn er im Gerichtssaal als berufenster Sachverständiger, als Leiter des österreichisch-ungarischen Kundschaftsdienstes die Schuld des angeklagten Spions in das grellste Licht rückte! Merkwürdig wäre es, wenn der Beheber der Geldsendungen, ein Spion, nun zufällig im selben Haus, ja vielleicht Wand an Wand mit dem Chef der Spionageabwehr wohnte, in der Höhle des Löwen!

Aber zu solchen Kombinationen ist jetzt keine Zeit. Regierungsrat Gayer von der Staatspolizei ist sicherlich durch das Wiener Hauptpostamt bereits davon in Kenntnis gesetzt worden, daß die Briefe behoben sind. Man muß ihm endlich berichten, wie die Verfolgung ausgefallen ist. Auch anfragen, ob der Herr Regierungsrat einverstanden ist, daß Oberst Redl die Untersuchung im Hotel leite – er wohnt nämlich zufällig gerade hier. Jedenfalls muß das Hotel gleich bewacht werden. Während der eine der beiden Agenten zum Telefon geht, spricht der andere mit dem Portier. Er überreicht ihm das Messerfutteral, damit er seine Gäste frage, wem es gehört.

Eben kommt ein Herr in Uniform die Stufen vom ersten Stock herab und legt dem Portier den Schlüssel von Zimmer Nr. 1 auf den Tisch. „Haben Herr Oberst das Futteral Ihres Taschenmessers verloren?" fragt der Portier.

„Ja", antwortet Oberst Redl und steckt das hellgraue Tuchsäckchen gedankenlos in die Tasche, „ich hab's schon gesucht. Wo habe ich es denn ..."

Plötzlich unterbricht er den Satz. Zuletzt hat er ja sein Taschenmesser benützt, als er auf der Fahrt vom Postamt

die Kuverts der Geldbriefe aufgeschnitten hat. Dort hat er die Messerhülle vergessen!

Er schaut den Mann an, der neben dem Portier steht und mit anscheinendem Interesse das Gästebuch des Hotels durchblättert.

Oberst Redl hat die Frage, wo er das Futteral liegengelassen habe, nicht zu Ende gesprochen.

Oberst Redl ist ganz blaß.

Er weiß: In wenigen Stunden werde ich tot sein.

Er betritt die Straße. Sieht sich ein wenig um und geht die Herrengasse rechts hinunter. Bevor er an der Ecke beim Café Central ist, schaut er wieder zurück, ob niemand das Hotel verläßt. Niemand. Aber sicherlich kommen ihm die zwei Herren nicht geheuer vor, die aus der Schwemme des Restaurants Klomser treten.

Der eine hat dem Portier nachträglich aufgetragen, die Nummer 12348 anzurufen, die Geheimnummer der Politischen Staatspolizei: „Sagen Sie, daß alles in Ordnung ist – das Futteral gehört dem Herrn Oberst Redl."

Da die beiden Agenten an die Ecke der Strauchgasse kommen, ist Oberst Redl verschwunden. Weder in der Strauchgasse noch in der Wallnerstraße ist er zu sehen. Kann er inzwischen den Haarhof erreicht haben, der zur Naglergasse führt? Nein, selbst laufend nicht. Also ist er im Haus der alten Börse verschwunden, das drei Ausgänge hat, zwei durch das Café Central und einen gegen die Freyung zu. Alle Achtung vor einem Mann, der vor zwei Minuten unvermutet entlarvt wurde, der seit zwei Minuten sein Leben verwirkt weiß und schon die Möglichkeit des Entkommens kaltblütig versucht!

Inzwischen spielt das Telefon vom Hotel Klomser zur Staatspolizei, vom Schottenring zum Stubenring. Dort ist das Evidenzbüro des k. u. k. Generalstabes. Oberst Redl! Die Offiziere der Kundschaftergruppe sind in beispielloser Erregung. Ihr Vorgesetzter, ihr Lehrer, ihr Vorbild, ihr Ratgeber ist es, um den es sich handelt.

Ein Offizier fährt selbst sogleich zur Hauptpost, um den Schalterbeamten zu fragen, wie der Beheber der Briefe ausgesehen habe. Auch ein Zettel ist dort, auf dem die Partei die Chiffre ihrer Restante-Briefe aufgeschrieben hat.

Die anderen Herren im Evidenzbüro suchen die Handschriften Redls hervor. Es ist kein Mangel daran: eine „Anweisung zur Anwerbung und Überprüfung von Kundschaftern, verfaßt von Alfred Redl, k. u. k. Hauptmann im Generalstab" ist da, fünfzig Paragraphen lang, ein „Schema für die Beschaffung von Kundschaftermaterial", „Normen zur Aufdeckung von Spionen im In- und Ausland", ein dickes Aktenbündel „Gutachten in den Jahren 1900 bis 1905". Man bereitet all das auf dem Tisch vor. Aber als vom Hauptpostamt der Offizier zurückkommt, den Zettel in der Hand, „Opernball 13", bedarf es keiner Schriftvergleichung. Zwar ist das Wort leicht und dünn hingeschrieben, jedoch von einer ausgesprochenen Verstellung kann keine Rede sein. Es ist die Schrift des Obersten Redl.

Die Detektive verfolgen indessen ihr Opfer. In der Passage zur Freyung haben sie den Verschwundenen wieder erspäht. Auch er erblickt sie. Und weiß: daß er zweien nicht entwischen kann.

Er zieht Papiere aus der Tasche (wie sich später herausstellte: sehr belastende Papiere, deren er sich ohnedies entledigen muß, wenn er sich verteidigen will) und zerreißt sie. Die Papierschnitzel wirft er in der Passage auf die Erde. Einer der Detektive, nimmt er an, wird sich mit dem Aufklauben aufhalten, und dem anderen kann er vielleicht entkommen. Aber die beiden gehen ihm weiter nach. Auf der Freyung halten sie ein Auto an und geben dem Chauffeur die Weisung, langsam nachzufahren. Dann erst kehrt der eine Agent in die Passage zurück, sammelt die Papierfetzen und bringt sie zur Polizei.

Von dort fahren die Papierchen sofort im Auto ins Evidenzbüro, wo sie zusammengestellt werden. Es sind Postbestätigungen über eine Geldsumme an Ulanenleutnant Stefan H. und über eingeschriebene Briefe nach Brüssel, Warschau und Lausanne – alle drei Adressen sind dem Evidenzbüro als Spionageadressen bekannt. Daß es Spionage für Rußland war, die der Adressat der Briefe geleistet hatte, war seit Wochen sicher; denn Eydtkuhnen ist ja deutsch-russische Grenzstation. Da Rußland seinen Spionagedienst mit Frankreich gekoppelt betrieb, war die Brüsseler Adresse (eine Expositur französischer Spionage) nicht

weiter überraschend. Aber die Lausanner Adresse war die der dortigen italienischen Spionagezentrale.

Es muß gehandelt werden. Soll man sofort mit Verhaftung vorgehen? Mit militärischer oder mit polizeilicher Verhaftung? Soll man sofort den Kaiser benachrichtigen? Oder den weiteren Verlauf der Untersuchung abwarten? Dem Verbrecher ermöglichen, daß er sich der irdischen Gerechtigkeit entziehe?

Oberst Redl geht über den Tiefen Graben und die Heinrichsgasse zum Franz-Josefs-Kai. Von Zeit zu Zeit sieht er sich um; sein Schatten folgt ihm. Am Kai biegt er nach links ein. Er will wohl in die Brigittenau. Dort ist er heute um vier Uhr nachmittags in seinem Kettenwagen, den er im August 1911 bei Daimler für achtzehntausend Kronen gekauft hatte, aus Prag angekommen. Ein schönes Auto, A. R., in Goldbuchstaben verschlungen, auf dem Wagenschlag; der Querstrich des A. ist kein waagerechter Strich, sondern besteht aus zwei schrägen Linien: es sieht wie ein „v" aus. Auch ist eine Krone über dem Monogramm, zwar nur die fünfzackige Bürgerkrone – aber wer merkt das? Beim Karosserienmacher Zednicek auf dem Brigittaplatz hat er das Auto eingestellt, damit der die Seitenwände des Chassis in den unteren Teilen mit Glanzleder bekleide und das Innere mit bordeauxroter Seide neu tapeziere, binnen vier Tagen soll das Ganze fertig sein, der Herr Oberst will schon Dienstag im restaurierten Wagen nach Prag zurück. Dem Chauffeur hat er den Auftrag gegeben, bei Prowodnik zwei neue Pneumatiks zu kaufen und am Dienstagmorgen zur Abreise gestellt zu sein. Dann ließ er sich vom Wallensteinplatz ein Mietsauto holen und fuhr ins Hotel Klomser, wo sein Diener Josef Sladek vom Infanterieregiment Nr. 11 bereits mittags mit dem Prager Zug eingetroffen war.

In dem Hotelzimmer war nachmittags Stefan H. zu Besuch erschienen, ein junger Kavallerieoffizier aus Stockerau, der Geliebte Redls. Eine lange Auseinandersetzung hatte stattgefunden, deren Substrat man später in Briefen Redls fand. Redl hatte in dem Hotel den jungen Freund wieder für sich gewonnen. Um halb sechs Uhr war Leutnant Stefan H. fortgegangen. Zehn Minuten später Redl. Eilig. Er mußte aufs Postamt. Das Geld beheben. Wochenlang hatte

er es aufgeschoben. Jetzt mußte es sein. Er wollte seinem Stefan ein Auto kaufen. Mit ihm über Land fahren.

„Über Land fahren..." Und jetzt hastet Redl mit unheimlichem Gefolge den Donaukanal entlang und denkt, wie gut es wäre, in seinem Tourenwagen zu sitzen und – auch ohne Glanzlederbelag an den unteren Teilen des Chassis und ohne bordeauxrote Seide – schön über Land fahren zu können. Über Land fahren. Er muß jedoch einsehen, daß daran nicht zu denken ist, und kehrt über den Schottenring nach Hause zurück.

Der Leiter des Evidenzbüros, Urbanski von Ostromiecz, ist beim Grand-Hotel vorgefahren. Im Speisesaal sitzt „der Chef" in großer Gesellschaft. „Was bringst du mir Schönes?" fragt Conrad von Hötzendorf den Freund. Die Musik spielt ein Potpourri aus dem „Grafen von Luxemburg", der neuen Operette, „Bist du's, lachendes Glück...".

„Dürfte ich Ew. Exzellenz gehorsamst um ein Gespräch unter vier Augen bitten?"

„So dringend? Na, alsdann gehn wir!"

Der Chef des Generalstabes geht mit dem Chef seines Evidenzbüros durch den Speisesaal.

In einem Nebenraum erstattet Urbanski die Meldung. Conrad war schon auf Schlimmes gefaßt. Aber als er hört, um was es sich handelt, wird er kreidebleich. Er spricht kein Wort. Er versucht, sich die Tragweite dieses Verbrechens vorzustellen. Der Fall wird bekannt – Empörung braust heran – die Truppe haßt den Generalstab ohnedies, „die Auserwählten" – was wird das Ausland sagen! der Feind! – welch eine Schmach! Alles schon morsch, sagt man gerne der Monarchie nach – und im verbündeten Reich, welche Besorgnis, welches Mißtrauen! Und bei den oppositionellen Nationen, was wird geschehen, wenn in dieses Pulverfaß ein Zündstoff fällt! Gerade jetzt, da die Lage kritisch ist. Conrad denkt nach. „Diese alberne Musik, wenn sie doch wenigstens für fünf Minuten aufhören wollte!" Er setzt sich, steht wieder auf. Spricht die Entscheidung aus:

„Der Schuft muß ergriffen werden, man muß aus seinem Munde hören, wie weit der Verrat reicht und – dann muß er sofort sterben!"

Man muß dem Vaterland, der Wehrmacht und – vor

allem – dem Generalstab die Erschütterung ersparen, die nicht ausbleiben kann, wenn so etwas bekannt wird.

„Er selbst, Exzellenz ...?"

„Ja. Niemand darf etwas über die Todesursache erfahren! Bin ich verstanden worden, Herr Oberst?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Heute nacht muß alles geschehen!"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Sie werden sofort eine Kommission zusammenstellen, Herr Oberst! Bestehend aus Höfer als Leiter, aus dem Chef des Auditoriats, Ihnen und dem Leiter der Kundschafterstelle. Nur vier Herren. Die Berichte sind direkt an mich zu erstatten."

„Zu Befehl, Exzellenz."

Während Oberst Redl, überwacht, in der Richtung zur Brigittenau strebte und dann diese Absicht aufgab, wartete in der Halle des Hotels Klomser ein alter Bekannter auf ihn, dem er aus Prag sein Kommen telegrafiert hat, um mit ihm den Abend zu verbringen: es ist der Generaladvokat bei der Generalprokuratur des Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Erster Staatsanwalt Dr. Viktor Pollak. Redl und Pollak kennen einander von Berufs wegen. Wenn Redl als militärischer Gutachter Belastungsmaterial über Belastungsmaterial auf einen spionageverdächtigen Angeklagten gehäuft hatte, war es Dr. Pollak als höchster öffentlicher Ankläger, der in seinem Plädoyer diesem Gutachten die (den Angeklagten) vernichtende Wirkung lieh. Partner und Freunde sind diese beiden unerbittlich strengen Männer.

Sie gehen heute gemeinsam ins Restaurant Riedhof in der Josefstadt. Der Oberstaatsanwalt hat keine Ahnung, daß das Souper überwacht wird. Er weiß nichts davon, daß sein Freund, an dessen Glas er eben seines stößt, ein so schwerer Verbrecher ist, wie er keinem in seiner langjährigen staatsanwaltlichen Praxis begegnet ist. Was aber dem Generalprokurator auffällt, ist die Nervosität, die Aufregung, die Einsilbigkeit des Tischgenossen.

Oberst Redl überlegt. Wie könnte er sich dem Tod entziehen? Soll er sich seinem Freunde, dem Oberstaatsanwalt, anvertrauen, seinen Rat einholen, seine Intervention erbitten? Und zu welchem Ende? Um ins Ausland zu flüchten?

Um im Sanatorium Schutz zu suchen, sich auf Geistesstörung ausredend oder sich als Opfer seiner Sexualverirrungen hinstellend?

Er schließt Kompromisse zwischen all diesen Möglichkeiten, er vertraut sich dem Freund nicht geradezu an, macht aber doch Andeutungen, er gibt seine Homosexualität nicht zu, spricht aber von moralischen Verfehlungen, er gesteht nicht ein, daß er ein Spion ist, bezichtigt sich aber vag eines schweren Verbrechens, er redet verwirrt, so daß sein Freund daraus eine Geistesstörung folgern könnte, und er verlangt dessen Hilfe zur sofortigen ungehinderten Rückkehr nach Prag, wo er sich seinem Vorgesetzten, dem Korpskommandanten, rückhaltlos anvertrauen möchte.

Erschrocken hört Oberstaatsanwalt Dr. Pollak zu. Er hat wohl schon hundertmal wegen kleinerer Andeutungen Leute ins Gefängnis gebracht und schon wegen geringerer Momente sofortige Verhaftung oder Verweigerung des Strafaufschubes beantragt. Hier aber bin ich ein Mensch, in persönlichem Verkehr, denkt er, und Redl ist mein Freund. Er erklärt sich auf dessen Bitten bereit, den Chef der Politischen Polizei anzurufen.

Zu seiner Überraschung ist Regierungsrat Gayer, mit dessen Wohnung er sich verbinden lassen wollte, zu so später Nachtstunde noch im Amt.

„Ich bin hier mit dem Generalstabsoberst Redl beim Nachtmahl", beginnt er.

„Ja, im Riedhof, Herr Oberstaatsanwalt."

„Wieso wissen Sie das, Herr Regierungsrat?"

„Zufällig, Herr Oberstaatsanwalt. Und Sie wünschen?"

„Oberst Redl hat anscheinend eine psychische Störung erlitten. Er spricht von moralischen Verfehlungen und Verbrechen, die er begangen hat. Er bittet mich, ich soll ihm die ungestörte Fahrt nach Prag ermöglichen. Vielleicht könnten Sie ihm einen Begleitmann mitgeben?"

„Heute abend läßt sich gar nichts mehr machen, Herr Oberstaatsanwalt. Aber beruhigen Sie den Herrn Obersten und sagen Sie ihm, er soll sich morgen direkt an mich wenden – was in meinen Kräften steht, will ich gerne tun."

Mehr als diese Zusicherung kann der Oberstaatsanwalt nicht erzielen.

Oberst Urbanski von Ostromiecz und Generalstabshauptmann Ronge sind inzwischen in die Wohnung des Oberstauditors Kunz, des Auditoriatschefs, gefahren. Aber der ist nicht in Wien. Sie gehen in ein Kaffeehaus und suchen in Lehmanns Adreßbuch, welcher Auditor von Stabsoffiziersrang im IX. Bezirk wohnt. Sie finden den Namen „Wenzel Vorliček, k. u. k. Majorauditor".

Armer Major Vorliček. Vor seinem Haus steht eben eine Droschke. In seiner Wohnung sind die Koffer gepackt. Ihm ist ausnahmsweise ein Urlaub bewilligt worden, damit er seine schwerkranke Schwägerin nach Davos bringe. Die Schlafwagenplätze waren nur mit Mühe zu beschaffen, für heute hat er sie endlich erhalten und in Davos telegrafisch Zimmer bestellt. Um elf Uhr zwanzig geht vom Westbahnhof sein Zug. Jetzt treten der Chef des Evidenzbüros und der Leiter der Kundschafterstelle in seine Wohnung und bringen ihm den Befehl, an einer Kommission teilzunehmen, die mit wochenlanger Untersuchung verbunden sein wird. Die Schwägerin ringt verzweifelt die Hände, der Major selbst ist entsetzt. Läßt sich nichts machen? Nein, Eile. Befehl vom Chef des Generalstabes. Vorliček muß den Zivilanzug vom Körper reißen, die Uniform anlegen, ins Auto steigen.

Die Fahrt geht zum Stellvertreter des Chefs des Generalstabs: Generalmajor Höfer wird aus dem Bett geholt, er muß Leiter der Kommission sein.

Die vier Herren fahren zum Kriegsministerium, erkundigen sich zunächst nach dem Stand der Angelegenheit. Sie erfahren vom Souper im Riedhof, von der Bitte des Dr. Pollak, die Polizei möge eine überwachte Rückkehr Redls nach Prag ermöglichen. Auch im Café Kaiserhof seien die beiden Herren nach dem Souper gewesen, und von dort telefonierte der Oberstaatsanwalt von neuem dem Regierungsrat Gayer, ob man Redl nicht in einem Sanitätsauto in ein Sanatorium bringen könnte. Aber auch daraufhin hat er nur Vertröstungen für den nächsten Tag als Antwort bekommen.

Vor halb zwölf Uhr nachts hat sich Oberstaatsanwalt Dr. Pollak an der Türe des Hotels Klomser von Oberst Redl verabschiedet.

Um Mitternacht läuten vier Offiziere an der Hoteltüre von Klomser. Der Portier will sie – den Hotelinstruktionen entsprechend – nicht ins Zimmer hinauf lassen. Aber auf das entschiedene Auftreten der Herren hin muß er jeden Einspruch aufgeben.

Sie klopfen an die Tür von Zimmer Nr. 1. Während ein heiseres „Herein" hörbar wird, öffnen sie. Oberst Redl sitzt in salopper Toilette beim Tisch und schreibt.

Er erhebt sich wankend, Leichenfarbe im Gesicht.

„Ich weiß, weshalb die Herren kommen", bringt er langsam hervor. „Ich habe mein Leben verwirkt und bin eben im Begriffe, Abschiedsbriefe zu schreiben."

Ein Brief Redls an seinen Bruder liegt auf dem Tisch, der angefangene Brief ist an General von Giesl, den Kommandanten des Prager Korps, adressiert. Auf dem Waschtisch liegen ein Taschenmesser und ein kleines Stück Bindfaden. („Ein dolchartiges Messer und eine Rebschnur", sagte eine Woche später Landesverteidigungsminister Georgi im Reichsrat, als die Heeresverwaltung beschuldigt wurde, den Selbstmord befohlen zu haben.)

Die Kommission befragt Redl nach seinen Komplizen.

„Ich hatte keine Komplizen", erwidert er.

Auf die Frage nach dem Umfang seines Verrates, nach dessen Details und Dauer hat er zur Antwort, alle Beweise würden sich in seiner Prager Dienstwohnung im Korpskommandogebäude finden. Die Kommission gibt sich damit zufrieden. Bevor sie das Zimmer verläßt, fragt einer: „Eine Schußwaffe haben Sie, Herr Redl?"

Oberst Redl: „Nein."

Das Mitglied der Kommission: „Sie dürfen um eine Schußwaffe bitten, Herr Redl."

Redl (stockend): „Ich bitte – gehorsamst – um einen – Revolver."

Niemand hat einen bei sich. Aber man sagt ihm zu, daß er ihn bekommen werde. Eines der Kommissionsmitglieder fährt nach Hause, seinen Browning zu holen, um ihn „Herrn Redl" einzuhändigen.

Dann warten vier hohe Offiziere an der Ecke der Herrengasse und der Bankgasse, damit sich der Hochverräter nicht durch Flucht dem Tode entziehe. Sie können die Fenster von

Nr. 1 nicht sehen, denn es ist ein Hofzimmer. Sie lösen einander ab, um schwarzen Kaffee zu trinken. Dann wird das Café Central gesperrt.

Es vergehen Stunden auf Stunden. Kein Lärm, keine Aufregung, kein Schuß verrät, daß das Spionagedrama seinen vorläufigen Abschluß gefunden habe. Abwechselnd fährt je eines der Kommissionsmitglieder nach Hause, Zivil anzulegen, denn die vier auf und ab gehenden Stabsoffiziere fallen bereits auf in der stillen Herrengasse. Die Stunden verrinnen. Nichts.

Man kann doch nicht hinaufgehen und dem Oberst sagen: „Machen Sie rasch, wir wollen schlafen gehen."

Wie spät ist es?

Melde gehorsamst: Fünf Uhr.

Zeitig morgens soll man den Chef des Generalstabes anrufen und die „Beendigung" der Affäre melden. Zwei der Offiziere müssen mit dem ersten Schnellzug, sechs Uhr fünfzehn, nach Prag fahren, um die Hausdurchsuchung vorzunehmen.

Es wird also ein Detektiv der Staatspolizei telefonisch herbeigerufen – einer von den beiden, die gestern die Verfolgung Redls durchgeführt und noch in der Nacht einen Spezialschwur auf Diensteid geleistet hatten, kein Wort über diese Angelegenheit zu sprechen. (Die Kenntnis der ganzen Sache sollte auf zehn Personen beschränkt bleiben und niemals ein anderer auch nur ein Wort darüber erfahren, daß ein Generalstabschef Spionage getrieben habe.)

Der herbeigekommene Detektiv erhielt genaue Weisungen. Falls er Oberst Redl tot auffinde, möge er im Hotel nichts verraten, damit nicht die auffallende Tatsache bekannt werde, die Leiche sei von einem Polizeiagenten entdeckt worden.

Mit einem Zettel, mittels dessen Oberst Redl zu einem Rendezvous geladen wurde, begab sich der Detektiv in das Hotel Klomser und sagte, er sei vom Herrn Oberst bestellt, um ihm um halb sechs Uhr früh diese Antwort auf einen Brief persönlich zu übergeben. Der Portier, seines vergeblichen Einspruches gegen den nächtlichen Besuch der vier Offiziere eingedenk, ließ den Boten passieren. Der kam kaum zwei Minuten später wieder zurück und trat auf seine vier Auftraggeber zu.

„Das Zimmer war offen", meldete er erregt, „ich bin also eingetreten. Neben dem Kanapee liegt der Herr Oberst – tot."

Hiermit war der Straßendienst der Stabsoffiziere zu Ende – genau zwölf Stunden nach der Behebung der postlagernden Briefe. Man rief – damit die Leiche noch vor Tagesanbruch gefunden werde – das Hotel unter einem fingierten Namen an: der Herr Oberst möge sofort zum Telefon kommen. Man wartete aber nicht länger am Apparat.

Wenige Minuten später verständigte das Hotel Klomser die Polizei von einem im Hause vorgefallenen Selbstmord. Oberkommissär Dr. Tauß und Oberbezirksarzt Dr. Schild erschienen, den Lokalaugenschein vorzunehmen. Sie konstatierten Selbstmord.

Redl hatte sich, vor dem Spiegel stehend, in den Mund geschossen, das Projektil hatte das Gaumendach durchbohrt und war schräg von rechts nach links in das Gehirn gedrungen; im linken Scheitelknochen war das Geschoß steckengeblieben, die Ausblutung war durch die linke Nasenhöhle erfolgt. Neben dem Sofa war er tot zusammengesunken, bei der Leiche lag der Browning.

Auf dem Schreibtisch fanden sich zwei verschlossene Briefe, einer an den älteren Bruder des Entleibten und einer an den Prager Korpskommandanten, Baron Giesl von Gieslingen, und ein offener Zettel ohne Adresse. Darauf stand: „Leichtsinn und Leidenschaft haben mich vernichtet. Betet für mich. Ich büße mein Irren mit dem Tode. Alfred."

Als Nachschrift war hinzugefügt: „Es ist ¾2 Uhr. Ich werde jetzt sterben. Ich bitte, meinen Leichnam nicht zu obduzieren. Betet für mich."

Es war offenkundig, daß hier ein Selbstmord vorliege, und die Beamten – jedenfalls mit einer diesbezüglichen Weisung versehen – wollten die Amtshandlung rasch und ohne Aufsehen schließen. Doch hatten sie die Rechnung ohne den Offiziersdiener gemacht: Josef Sladek vom Infanterieregiment Nr. 11 (Fahnenspruch: „In altbewährter Treue") wollte sich durchaus nicht damit zufriedengeben, daß hier ein Selbstmord konstatiert werde.

In schlechtem Deutsch und großer Aufregung erzählte er zuerst den Polizeibeamten und – als diese ihn beiseite scho-

ben – dem aufhorchenden Hotelpersonal: der Browning gehöre nicht seinem Herrn, sein Herr habe keinerlei Selbstmordabsichten gehabt, habe gestern Einkäufe gemacht und für heute allerhand Anordnungen getroffen und wollte Dienstag in dem eigens restaurierten Auto nach Prag zurückreisen. Also sei der Herr Oberst erschossen worden, und der Revolver gehöre dem Mörder.

So unbequem dem Hotelpersonal jedes Aufsehen sein mußte, etwas war da, was dem Verdacht des Dieners Glaubwürdigkeit verlieh: der fremde Mann, der um halb sechs Uhr morgens ins Hotel gekommen war, um dem Obersten eine Mitteilung zu bringen. Wenn er wirklich eine Botschaft übergeben hatte, mußte er doch die Leiche gesehen haben! Warum hatte er davon nichts gesagt?

Und was hatten die vier Offiziere um Mitternacht im Zimmer Nr. 1 getan?

Die Kommission, zu der sich inzwischen auch ein Offizier des Platzkommandos gesellt hatte, bemühte sich vergeblich, die Gerüchte und Vermutungen zum Schweigen zu bringen. Besonders der Josef war nicht zu beruhigen. Da kam einer der Beamten auf den Gedanken, dem unbequemen Diener einzureden, der Herr Oberst habe sich eines Mißbrauchs der Amtsgewalt an Untergebenen schuldig gemacht und sich umgebracht, als er sich verraten sah. Im selben Augenblick verstummte der Diener. Denn er wußte ja von etwas, wovon weder die Polizeikommissäre wußten noch die Generalstäbler, die den Selbstmord dirigiert hatten: von der Homosexualität Redls. Dagegen hatten weder die Polizeikommission noch der brave Josef von der wahren Ursache des befohlenen Freitodes eine Ahnung: von der Spionage.

Die Sachen des Erschossenen wurden nun verpackt und versiegelt, die Leiche am Abend auf einem Fourgon in die Totenkammer des Garnisonspitals geschafft.

Das k. k. Telegraphenkorrespondenzbüro gab eine Meldung über den Selbstmord des Prager Generalstabschefs aus, in der stand, „der hochbegabte Offizier, dem sicherlich eine große Karriere bevorstand, hat sich in einem Anfall von Sinnesverwirrung ...", „... in der letzten Zeit an außergewöhnlicher Schlaflosigkeit litt ...", „... in Wien, wohin ihn dienstliche Aufgaben geführt hatten ...".

Der Chef des Evidenzbüros, Urbanski, und Auditor Vorliček fuhren nach Prag. Die beiden Herren kamen gegen Mittag an. Urbanski speiste mit dem Korpskommandanten Baron Giesl, der bereits telegrafisch davon in Kenntnis gesetzt worden war, daß sein Generalstabschef Selbstmord begangen habe. Erst während des Mittagessens erfuhr General der Infanterie Giesl das Motiv der Tat. Tags vorher hatte er von seinem Bruder, dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, einen langen Brief bekommen, in dem mitgeteilt wurde, die serbische Regierung betrachte den Krieg als unvermeidlich; beide Brüder korrespondierten unausgesetzt miteinander, da das 8. Korps für „Fall 3" (Krieg gegen Serbien) zum Vormarsch über die Save zwischen Drinamündung und Savemündung bestimmt war. Um so furchtbarer war die Erschütterung des Generals, als er nun erfahren mußte, daß sein Vertrauensmann und Liebling alles verraten und konterkariert habe.

Nach dem Essen begab man sich in die Wohnung Redls, die sich im Hause der Hauptwache neben den Amtsräumen des Korpskommandos befand. Die Wohnung war verschlossen und mußte erbrochen werden. Ebenso der Schreibtisch und die Schränke.

„Von einem Schlosser?" frage ich den ehemaligen Chef des Evidenzbüros, der mir von dieser Dienstreise erzählt.

„Ja, ich glaube. Es war Sonntag nachmittags und kein Soldat anwesend, kein Professionist."

„Exzellenz wissen nicht mehr, woher man den Schlosser holte?"

„Nein. Natürlich irgendeinen Schlosser aus der Nachbarschaft."

FML von Urbanski hat bisher mit bewunderungswürdiger Geduld und bereitwilliger Liebenswürdigkeit auf alle Fragen Antwort gegeben – zum erstenmal scheint er jetzt unwillig. Der Interviewer bemüht sich daher, seine dumme Frage zu entschuldigen.

„Der Schlosser hätte doch die gewaltsame Eröffnung der Wohnung und der Schubfächer verraten können?"

„Sie meinen?" sagt Urbanski ironisch.

„Gewiß, Exzellenz. Ich glaube, er hat es sogar der Presse mitgeteilt."

„So?" FML Urbanski lächelt ungläubig.

Und deshalb schaltet der Interviewer hier ein persönliches Erlebnis ein: Am Sonntag, den 25. Mai 1913, spielte in Prag der Deutsche Ballspielklub „Sturm" ein Fußballmatch gegen SK Union Holeschowitz. Die Notiz des „Prager Tagblatt" lautete am nächsten Tag:

„DBC Sturm I gegen SK Union V (Holeschowitz) 5 : 7 (Halbzeit 3 : 3). Sturm war von Anfang an überlegen, was sich auch in der großen Zahl seiner Scores ausdrückt. Doch war seine Verteidigung durch das Fehlen Marečeks und Wagners derart geschwächt, daß Atja allein nicht imstande war, alle Durchbrüche Unions zu vereiteln."

Kurzum, ein ungünstiges Resultat. Am meisten ärgerte sich wohl der Obmann von „Sturm" über das unangesagte Fernbleiben Wagners, dem er knapp vorher eine Gefälligkeit erwiesen hatte, wie sie Obmänner den Koryphäen der ersten Mannschaft manchmal zu erweisen pflegen. Dafür hatte Wagner pünktliches Antreten versprochen – und schon am Sonntag blieb Wagner aus. Deshalb schaute besagter Obmann (der im Privatberuf Reporter eines Prager Blattes und Prager Korrespondent einer Berliner Zeitung war) gar nicht freundlich auf, als ihn Wagner am Montag im Büro besuchte.

„Ich konnte wirklich nicht kommen", versuchte der saumselige Endback sich zu entschuldigen.

„Das ist mir egal." Ich blieb ablehnend.

„Ich war schon angekleidet, da kommt eine Ordonnanz in unsere Werkstatt und sagt, es soll ein Gehilfe ins Korpskommando kommen, ein Schloß aufbrechen."

„Erzähl mir keine Geschichten! So etwas dauert fünf Minuten. Und wir haben eine geschlagene Stunde mit dem Anstoß gewartet."

„Aber ich mußte die Wohnung eines Offiziers aufbrechen und dann alle Schubfächer und alle Schränke..., es war nämlich eine Kommission aus Wien da, die hat nach russischen Papieren gesucht. Und nach Photographien von Plänen."

„So? Und wem gehört die Wohnung?"

„Ich glaube, einem General. Eine sehr nobel eingerichtete Wohnung."

„Und der General war nicht da?"

„Nein, der ist gestern in Wien gestorben."

Gestern in Wien gestorben? Der Obmann, der im Privatberuf Reporter ist, ist dem unentschuldbaren Endback und pflichttreuen Schlossergehilfen gar nicht mehr böse. Er sagt ihm nicht mehr: „Erzähl mir keine Geschichten", sondern läßt sich die Geschichten ganz genau erzählen, wie der Wiener Oberst jede Photographie dem Korpskommandanten hinüberreichte und wie der jedesmal verzweifelt den Kopf geschüttelt und gesagt hat: „Schrecklich, schrecklich! Wer hätte das für möglich gehalten!" Auch, daß die Wohnung ganz merkwürdig ausgesehen hat, wie von einer Dame, lauter Toilettegegenstände und Parfüms und Brennscheren, aber die parfümiertesten Briefe seien von Männern gewesen, deren Namen sich die Wiener Herren notiert haben.

Der Reporter weiß natürlich sofort, daß es sich um die Wohnung des Generalstabschefs Redl handelt, dessen Selbstmord samt begeisterter Biographie heute vom k. k. Telegrafenkorrespondenzbüro gemeldet und wörtlich im Mittagsblatt abgedruckt worden ist. Und er hat gar keinen Anlaß, eine Diskretion zu bewahren, um die er nicht ersucht worden ist, ein Geheimnis zu hüten, das man ihm nicht anvertraut hat. Ich schreibe einen Bericht an mein Berliner Blatt. Denn in Prag würde eine Mitteilung ganz gewiß konfisziert werden.

Oder soll man es doch versuchen? Beratung mit dem Chefredakteur. Wir entschließen uns zu einem Kompromiß: Werden die Beschlagnahme der Abendausgabe riskieren und die Nachricht in Form eines Dementis bringen. „Von hervorragender Seite werden wir um Widerlegung der speziell in Offizierskreisen aufgetauchten Gerüchte ersucht, daß der Generalstabschef des Prager Korps, Oberst Redl, der bekanntlich vorgestern in Wien Selbstmord verübt hat, einen Verrat militärischer Geheimnisse begangen und für Rußland Spionage getrieben habe. Die nach Prag entsandte Kommission, bestehend aus einem Obersten und einem Major, die am Sonntag in Gegenwart des Korpskommandanten Baron Giesl die Dienstwohnung des Obersten Redl

und die Schubfächer öffnen ließ, hatte nach Verfehlungen ganz anderer Art zu forschen", und so weiter. Solche Dementis versteht der Leser, es ist so, wie wenn man sagt: „Der X ist kein Falschspieler." Aber konfiszieren ließ sich der Bericht schwer, vielleicht glaubte der Presse-Staatsanwalt, das Dementi stamme vom Korpskommando, das Korpskommando vermutete, es stamme aus Wien.

Jedenfalls erschien das Abendblatt, der Draht gab die Nachricht nach Wien, die Journalisten liefen ins Hotel Klomser, im Parlament wurden zwanzig Dringlichkeitsanträge und Interpellationen eingereicht, und ganz Österreich wußte von den Ursachen des Selbstmordes, die die maßgebenden Kreise des Auslandes, deren Spion Redl ja gewesen war, ohnedies kannten und die man im Inland sogar vor dem Kaiser geheimhalten wollte.

Man hatte auf die Verhaftung des Spions und auf ein gewiß aufschlußreiches Gerichtsverfahren mit Zeugenvernehmungen, Protokollen und so weiter verzichtet, man hatte eine Nacht lang das Hotel bewacht, Spezialeide der Geheimhaltung leisten lassen. Und nun erfuhr die ganze Welt davon. Weil ein Endback ein Wettspiel versäumt hatte. Gegen Union Holeschowitz.

Das erste, was die Kommission beim Eintritt in die Wohnung des Gerichteten verblüfft hatte, war der weibische Geschmack, der sich überall äußerte. Die Möbel waren Rot in Rot gehalten, seidene Steppdecken und rosa Plüschüberwurf auf dem Himmelbett, Alabaster vorherrschend, als Rauchgarnitur, Nachttischplatte und Figuren (bloß die große Napoleonbüste über dem Schreibtisch war aus Bronze), überall zierliche Nippes und alle drei Zimmer von Parfümgeruch erfüllt. Ein Riesentoilettetisch mit Haarfärbemitteln, Tuben, Tiegeln, Brennscheren, Manikürekästen, Pomaden, Parfüms und dergleichen fiel auf.

Als der Schreibtisch aufgebrochen worden war und man feststellte, daß die zahllosen mattbunten Billetdoux erotischen Inhalts von Männerhand stammten, hatte man die Auflösung des Rätsels: Oberst Redl war homosexuell gewesen.

Angefangene Briefe, zerknüllt in den Papierkorb gewor-

fen, zeugten von seiner Leidenschaft für den jungen Ulanenoffizier in Stockerau; der hatte sich in ein Mädchen verliebt und wollte es heiraten, während Redl mit verzweifeltsten Ausrufen ihn wieder für sich zu gewinnen strebte.

„Mein lieber, lieber Stefan! Deinen Brief vom 22. d. Mts. habe erhalten, und kann es nicht fassen, daß Du mich wirklich verlassen willst, wo Du mir so oft Treue und Dankbarkeit gelobt hast. Kann Dir nur wiederholen, daß Du Dich durch die Ehe nur bleibend unglücklich machen wirst, am Anfang erscheint alles voller Illusionen und wunderschön, sind jedoch die Mysterien vorbei, so erkennt man, was eine Frau ist. Sage ihr keinesfalls etwas von mir! Frauen mischen sich in alles, und das, was sie nicht verstehen sollen, ist das einzige, was sie verstehen. Ich warne Dich noch einmal, mich zu verlassen. Ich bin verzweifelt, und weiß nicht, was beginnen soll. Am liebsten möchte mit Dir wegfahren (Davos?), könnte Dir sofort Urlaub verschaffen, und glaube auch, Dir den versprochenen Austro-Daimler (Tourenwagen) kaufen zu können. Wenn Du nach Wien kommen könntest, lieber Stefan, so schreibe mir sofort, würde dann ..."

Dreimal war dieser Brief begonnen, alle drei Fassungen sind verworfen worden. Redl entschloß sich, seinen Freund lieber mündlich zu beschwören, daß er ihn nicht verlasse. Er reiste nach Wien, wohin auch Stefan aus seiner nahen Garnison kam. Die Unterredung im Hotel scheint mit dem Versprechen Redls geschlossen zu haben, den Austro-Daimler-Tourenwagen zu kaufen. Und deshalb fuhr er zum Postamt, das bewacht war ...

Der junge Ulanenoffizier stellte sich gleich nach Bekanntwerden des Selbstmordes der militärischen Gerichtsbehörde, da er vermutete, sein Freund sei wegen Homosexualität angezeigt worden und habe sich deshalb getötet. Es stellte sich heraus, daß er von den Spionagen Redls keine Ahnung hatte. Trotzdem wurde er – wegen widernatürlicher Unzucht – zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt.

Der ständige Verkehr des Obersten mit dem jungen Offizier war allgemein bekannt gewesen, doch hatte man darin nichts Besonderes gefunden, da Redl den Leutnant überall als seinen Neffen vorstellte. In Wirklichkeit war er der Sohn eines mährischen Geschäftsdieners und schon als Kadetten-

schüler von Redl verführt worden. Dieser hatte dann die Kosten seiner Transferierung in die Kavalleriekadettenschule Mährisch-Weißkirchen getragen, ihm zwei Reitpferde gekauft und ihn auch sonst mit Geschenken überhäuft.

Beweise für die verräterische Tätigkeit Redls fanden sich genug vor: Empfangsbestätigungen von Geldsendungen aus Rußland, Quittungen über gewechselte Rubel und vor allem photographische Platten. Er hatte in seiner Wohnung bei geschlossenen Fensterläden Dienstbücher reservaten Charakters, Mobilisierungsinstruktionen und ähnliche Elaborate photographiert, die in allen Staaten der Welt nach Muster der deutschen Generalstabsbücher – die Meisterwerke des Feldmarschalls Moltke – verfaßt, aber natürlich überall den Eisenbahn-, Schiffs-, Straßen- und Unterbringungsverhältnissen entsprechend adaptiert sind. Auch Befehle über Armierung und Verpflegung, Eisenbahntransporte und Durchführung von Truppenverschiebungen hatte Redl für seine Auftraggeber photographiert und aktuelle Befehle des Kriegsministers Krobatin, des Erzherzogs Franz Ferdinand und des Chefs des Generalstabes Conrad von Hötzendorf, die sich auf Organisationsfragen innerhalb des 8. Korps bezogen.

Dagegen fand sich hier noch kein Beweis dafür vor, daß Redl konkrete Kriegsvorbereitungen, wie zum Beispiel Aufmarschdispositionen, Grenzbefestigungen, Festungspläne, Geschützkonstruktionen oder die Namen von österreichisch-ungarischen Spionen im Auslande verraten habe – so allgemein dies damals auch behauptet wurde. Die Spuren des Verrats, die sich in seinen Fächern fanden, reichten bloß anderthalb Jahre zurück, die Dauer seiner Tätigkeit in Prag. In dieser Zeit hatte Redl mit seiner Spionage einen Betrag von nahezu sechzigtausend Kronen verdient, etwa das Zehnfache seiner Gage. Aus dem Nichtvorhandensein von älteren Beweisstücken deduzierte dann Landesverteidigungsminister Georgi bei seiner Interpellationsbeantwortung im Parlament, daß die Verrätereien bloß zwei Jahre zurückreichten. Er mußte sich darauf antworten lassen, daß Redl seit mindestens zehn Jahren einen übermäßigen Aufwand trieb, schon seit langem zwei Autos besaß. Redl, der glaubhaft zu machen gewußt, daß er im Besitze eines großen Pri-

vatvermögens sei und eine Erbschaft gemacht habe, hatte vor mehreren Jahren in Neustift-Innermanzing ein Gut gekauft, besaß außer in Prag auch in Wien, in der Wickenburggasse, eine vornehm eingerichtete Wohnung, hielt Reitpferde und pflegte Champagnergelage zu geben. Seine Verbrechen müßten daher mindestens bis in die Zeit zurückreichen, da er Leiter der österreichisch-ungarischen Kundschafterstelle im Evidenzbüro des Generalstabes gewesen war, wenn nicht gar bis in die Zeit seiner Truppendienstleistung bei Regimentern der Grenzfestungen, beim Infanterieregiment Nr. 9 in Przemyśl und beim Infanterieregiment Nr. 30 in Lemberg.

Jedenfalls ist das Verhalten Redls in dem größten Militärbefreiungs- und Spionageprozeß Österreichs, in dem Prozeß Hekailo-Wienckowski-Acht, ein so merkwürdiges gewesen, daß zehn Jahre später, nach dem Selbstmord Redls, bei den wenigen Eingeweihten der Verdacht auftauchen mußte, er habe damals eine Doppelrolle gespielt und auf eine Weise Menschenleben vernichtet, wie sie teuflischer kaum gedacht werden kann.

Im Jahre 1903 waren nämlich in Wien Vorerhebungen im Gange gegen den Oberstauditor Hekailo, Justizreferenten der 43. Landwehrdivision in Lemberg, der verdächtig schien, durch Fälschung einer Quittung Gelder unterschlagen zu haben. Während der streng geheim geführten Erhebungen wurde der auf freiem Fuße belassene Hekailo flüchtig, und erst nach dem Bekanntwerden seiner Flucht meldeten sich weitere Beschädigte, aus deren Aussagen hervorging, daß Hekailo auch die Heiratskaution eines Rittmeisters und das Vermögen eines Mündels unterschlagen hatte.

Ein paar Monate später erschien der Generalstabshauptmann Alfred Redl in der Kanzlei des nachmaligen Generalmilitäranwalts Wilhelm Haberditz, der die Untersuchung gegen Hekailo führte, und machte die überraschende Mitteilung, daß Hekailo nach den unwiderleglichen, von Redl beschafften Beweisen als Spion in russischen Diensten stand und wahrscheinlich auch den Aufmarschplan der österreichisch-ungarischen Armeen durch einen Spion in Thorn den

Russen ausgeliefert habe. Durch einen Brief, den Hekailo nach seiner Flucht an einen Freund in Galizien gesandt, kenne man auch seinen gegenwärtigen Aufenthalt, Curityba in Brasilien, und seinen Decknamen „Karl Weber", weshalb ein Auslieferungsbegehren zu stellen wäre.

Das bezügliche Aktenstück, in welchem natürlich nur von den gemeinen Verbrechen des Betrugs und der Veruntreuung die Rede war, wurde sofort verfaßt und dieses Auslieferungsbegehren vom Ministerium des Äußern auf telegrafischem Wege der brasilianischen Regierung mitgeteilt. Als jedoch Hekailo verhaftet werden sollte, wies er einen russischen Paß vor, der auf den Namen „Karl Weber" lautete, und stellte sich unter den Schutz des russischen Konsulats. Schon war verfügt, daß ein höherer Offizier zum Zwecke der Agnoszierung des Festgenommenen eine Reise nach Brasilien unternehmen solle, als die Nachricht des österreichisch-ungarischen Konsulats in Curityba eintraf, Hekailo habe sein Leugnen aufgegeben, da man beim Öffnen seines Koffers ganz oben den österreichischen Paraderock gefunden hätte.

Da es nun klar war, daß der Verhaftete österreichischer Militär war, legten ihm die brasilianischen Gendarmerieoffiziere „mitleidvoll" einen geladenen Revolver in die Zelle. Hekailo machte von der Waffe ebensowenig Gebrauch wie von der wiederholten Gelegenheit, die ihm der eskortierende brasilianische Artillerieoberstleutnant auf dem Seeweg von Paranagua nach Rio de Janeiro bot, sich in das Meer zu stürzen. In Rio de Janeiro wurde Hekailo auf einen nach Triest abgehenden Kohlendampfer eingeschifft. Er war in einer Kabine des Zwischendecks untergebracht und muß durch die tropische Hitze schwer gelitten haben, da er bei seiner Ankunft in Wien kaum wiederzuerkennen war.

Programmgemäß wurde nun Hekailo zuerst über seine vielseitigen Unterschlagungen verhört. Der Kaiser Franz Josef interessierte sich lebhaft für diesen Prozeß und wurde über jede Phase durch seinen Freund, den Chef des Generalstabes, Grafen Beck, unterrichtet. Endlich war es soweit, daß man Hekailo die Beweise seines Verrates vorhalten konnte. Sie bestanden in der Hauptsache aus Photographien

und Briefen, die er unter der Deckadresse der beim russischen Generalstabschef in Warschau angestellten Gouvernante an diesen gesandt hatte. Nach Angabe Redls hatte der Erwerb dieser Beweisstücke gegen Hekailo neunundzwanzigtausend Kronen gekostet, die das Ministerium für Landesverteidigung auch bezahlen mußte. Bei den Verhören Hekailos wurde Hauptmann Redl als Sachverständiger zugezogen.

Hekailo, der ohne Zweifel wußte, daß er nach dem Wortlaut des Auslieferungsbegehrens und nach dem bestehenden Staatsvertrag mit Brasilien wegen Spionage nicht bestraft werden könne (weshalb er auch die Gelegenheiten zum Selbstmord nicht ausgenützt hatte), zeigte sich im Verlauf der Untersuchung sehr offenherzig und gestand unumwunden, was er den Russen geliefert hatte, darunter die Instruktion für die Alarmierung der Lemberger Garnison. Nur von dem Aufmarschplan wollte er absolut nichts wissen und antwortete Redl, der in auffallendem Übereifer wiederholt in ihn gedrungen war, die Auslieferung dieses Planes einzugestehen, einmal in treffender Weise: „Herr Hauptmann, woher sollte ich mir diesen Aufmarschplan verschafft haben? Den kann nur jemand aus den Generalstabsbüros in Wien den Russen verkauft haben."

Nach langem Drängen nannte Hekailo auch seinen Komplizen, den Major Ritter von Wienckowski, Ergänzungsbezirkskommandanten in Stanislau. Schon am nächsten Tage fuhr der Majorauditor Haberditz, mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüstet, in Begleitung Redls und des Auditors Dr. Seliger dorthin. Nachdem die Verhaftung Wienckowskis in dessen Büro vorgenommen worden war, schritt man zur Hausdurchsuchung. Zuerst fand die Kommission in der Wohnung des Festgenommenen nichts von Bedeutung vor.

Im Kinderzimmer spielte das sechsjährige Töchterchen des Majors mit der deutschen Gouvernante. Das hübsche Kind war anfangs sehr befangen und starrte die Eindringlinge erschreckt an. Erst als Redl es beim Händchen ergriff und mit ihm polnisch zu plaudern begann, wurde es zutraulicher. Redl legte der Kleinen einige Fragen vor, zum Beispiel wieviel zwei mal zwei sei. Er stellte sich ganz über-

rascht darüber, daß das Kind richtige Antworten gebe, und belobte es, worüber die Kleine glücklich war.

„Bist du auch so gescheit, daß du weißt, wo Papa seine Briefe versteckt?" fragte Redl.

„Natürlich", lachte das Kind und lief in das Arbeitszimmer des Majors, kroch unter den mächtigen Schreibtisch und deutete auf dessen linke Ecke.

Nun wurde das schwere Möbelstück umgelegt, man fand einen verborgenen Knopf, und als man auf diesen drückte, öffnete sich ein Geheimfach, voll mit schwerbelastenden Dokumenten. Die Kommission konnte mit ihrem kriminalistischen Erfolg zufrieden sein, aber diese Zufriedenheit wurde beeinträchtigt durch die tückische Art, wie Redl das unschuldige Kind zum Verrat am Vater mißbraucht hatte.

Die Untersuchungsakten dieser Affäre wiesen am Schluß ein Gewicht von hundertzwanzig Kilogramm auf. Sie wurden in einer großen Kiste aufbewahrt und von militärischen Posten bewacht, die die beiden Majore selbst des Nachts visitierten. Eines Tages – Majorauditor Haberditz war gerade abwesend – wollte Redl von Dr. Seliger einen streng reservaten Mobilisierungsbefehl zur Einsicht haben, der sich im Aktenfaszikel befand. Dr. Seliger schlug ihm dies mit Hinsicht auf seine Instruktionen ab, worauf sich Redl verstimmt entfernte. Kurze Zeit darauf legte Redl der Kommission nahe, ihn nach Rußland zu entsenden, um in Warschau einige unklare Momente der Affäre zu erheben. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt, da die Erhebungen für das Verfahren nicht relevant seien. Nach Verhaftung eines weiteren Komplizen, des Hauptmannes Alexander Acht, Personaladjutanten des Lemberger Militärkommandanten, fuhr die Kommission nach Wien zurück, wo die Verhöre mit den Festgenommenen fortgesetzt wurden.

Da ging in Redl eine auffallende Veränderung vor; hatte er anfangs eifrig für die Überführung des Majors Wienckowski gearbeitet, so begann er sich plötzlich für dessen Unschuld einzusetzen. Dies ging so weit, daß der Untersuchungsleiter Haberditz es ihm einmal unter vier Augen vorhalten und eine weitere Zusammenarbeit in Frage stellen mußte. Es kam zu einer Auseinandersetzung, nach welcher Haberditz beim Vorstand des Evidenzbüros, Obersten

Hordliczka, die Ablösung Redls als Experten verlangte. Oberst Hordliczka gab ihm in der Hauptsache recht und versprach, auf Redl entsprechend einzuwirken; zu einer Abberufung könne er sich jedoch nicht entschließen, da ja die Überführung des Hauptbeschuldigten ein Verdienst Redls gewesen sei und er diesen nicht um die Früchte seiner Bemühungen bringen wolle. Majorauditor Haberditz gab sich damit zufrieden, Redl wurde jetzt tatsächlich viel zurückhaltender und unterließ besonders seine hemmenden Einwände.

Ja, eines Tages erbot er sich sogar, aus Warschau ein Stück der angeblich von Major Wienckowski eigenhändig abgeschriebenen Mobilisierungsweisungen herbeizuschaffen, da Österreich-Ungarn doch beim Warschauer Generalstab einen sehr verläßlichen russischen Offizier im Solde hätte, dem es ein leichtes wäre, aus dem Dossier „H" ein Stückchen der bewußten Schrift herauszureißen. Majorauditor Haberditz war tief erschüttert, als ihm Redl dann nach ungefähr drei Wochen die Nachricht überbrachte, daß der bewußte russische Generalstabsoffizier in Warschau beobachtet worden sei, wie er sich beim Dossier „H" zu schaffen machte, daß daraufhin eine Untersuchung seines Schreibtisches erfolgte, in welchem an Österreich ausgestellte Rechnungen gefunden wurden, und daß der Mann zwei Tage darauf standrechtlich gehenkt worden sei.

Nach der Entlarvung Redls erscheint sein damaliges Doppelspiel aufgeklärt: Er selbst hatte den Aufmarschplan Österreich-Ungarns an die Russen verkauft und ihnen gleichzeitig erklärt, daß er nun auch einen Spionageerfolg für Österreich erzielen müsse. Er brauchte diesen Erfolg um so mehr, als damals der Verrat des österreichisch-ungarischen Aufmarschplanes ruchbar wurde und er unbedingt einen Sündenbock haben mußte. Da lieferten ihm die Russen denn den Hauptbeschuldigten Hekailo aus, der nach seiner Flucht für sie nicht nur wertlos, sondern sogar unbequem geworden war: hatte doch der russische Generalstab den Major Hekailo um die Hälfte seines Lohnes geprellt und mußte eine Anzeige fürchten. Als aber dann die Untersuchung auf aktive österreichische Offiziere übergriff, an denen der russische Generalstab noch ein Interesse hatte

(Wienckowski und Acht), wird es an Vorwürfen und Drohungen der Warschauer Stelle gegen Redl nicht gefehlt haben. Das war der Grund, warum Redl plötzlich für die Unschuld des Majors Wienckowski und des zweiten Offiziers eintrat und die Gerichtsbehörde zu bestimmen suchte, das Verfahren gegen die beiden einzustellen. Dies gelang ihm aber nicht, und Redl mußte nun in anderer Weise und um jeden Preis die Russen von seiner ferneren „Loyalität" überzeugen. Da beging er dann die größte Schurkerei, indem er dem russischen Generalstabsoffizier in Warschau, der für Österreich arbeitete, eine raffinierte Falle stellte und ihn so dem Galgen auslieferte.

Hekailo, Wienckowski und Acht wurden zu Kerkerstrafen von acht bis zwölf Jahren verurteilt; Wienckowski ist im Kerker von Josefstadt gestorben.

Ein anderer Fall, bei welchem Redl einen russischen Obersten, der für Österreich einen Spionagedienst geleistet hatte, dem Tode überantwortete, ist durch die Promptheit der Denunziation erwähnenswert. Der Thronfolger Franz Ferdinand war in Petersburg zu Besuch gewesen und hatte sich mit dem Zaren in verschiedenen politischen Fragen geeinigt; auf der Heimreise durch Rußland begleitete ihn Oberstleutnant Müller, der damals österreichisch-ungarischer Militärattaché in Petersburg war. Während der Fahrt trug der Erzherzog dem Militärattaché auf, den Zaren jetzt durch unnütze Spionage nicht zu reizen. Oberstleutnant Müller verabschiedete sich vom Thronfolger in Warschau. Dort fand sich der russische Generalstabsoberst Cyrill Petrowitsch Laikow bei Müller ein und bot ihm den ganzen russischen Aufmarschplan zum Kauf an. Eine solche Gelegenheit konnte Oberstleutnant Müller trotz der erzherzoglichen Weisung nicht ungenutzt lassen und vermittelte den Kauf des Aufmarschplanes.

Nach kurzem Jagdausflug kehrte Müller nach Petersburg zurück und begegnete schon am ersten Tage bei Leuten, die ihm bisher freundschaftlich entgegengekommen waren, einer frostigen, beinahe beleidigenden Ablehnung. Erst als er in der Zeitung las, daß Oberst Cyrill Petrowitsch Selbstmord begangen habe, glaubte er diese Kälte seiner bisherigen Gastfreunde zu verstehen: man hatte jedenfalls erfah-

ren, daß Laikow ihm den Mobilisierungsplan angeboten, und vermutete nun, er habe den Unglücklichen dazu verleitet.

Aber das war es nicht, was ihm die zaristischen Militärs übelnahmen, sondern sie verargten ihm, daß er seinen Spion an Rußland verraten habe. Daran war jedoch Müller, der übrigens kurz darauf von seiner Stellung abgelöst wurde, ganz unschuldig. Der ehemalige Reichsratsabgeordnete Graf Adalbert Sternberg hat mit der Gattin des russischen Großfürsten Paul und mit dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand über diese Affäre gesprochen und deduziert aus dieser Unterredung, daß es Redl gewesen sei, der Laikow sofort an Rußland verraten, ihn dem sicheren Tode ausgeliefert habe.

Abgeordneter Sternberg gibt übrigens dem Obersten Redl die Schuld am Weltkrieg. „Dieser Schurke", sagt er von Redl, „hat jeden österreichischen Spion denunziert, denn der Fall des russischen Obersten wiederholte sich mehrmals. Redl lieferte unsere Geheimnisse den Russen aus und verhinderte, daß wir die russischen Geheimnisse durch Spione erfuhren. So blieb den Österreichern und den Deutschen im Jahre 1914 die Existenz von fünfundsiebzig Divisionen, die mehr als die ganze österreichisch-ungarische Armee ausmachten, unbekannt – daher unsere Kriegsverluste und unsere Niederlage. Hätten wir klargesehen, dann hätten unsere Generale die Hofwürdenträger nicht zur Kriegserklärung getrieben."

Tatsächlich wurde diese Behauptung, daß Redl alle österreichisch-ungarischen und auch deutschen Spione, die in Rußland tätig waren, an Rußland verraten habe, wiederholt von Beteiligten erhoben. Und sie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, ebenso wie die Annahme, daß Redl konkrete Kriegsvorbereitungen verriet. In der Interpellationsbeantwortung bestritt es zwar der österreichische Landesverteidigungsminister FML von Georgi, aber er hat ja auch in der Bestimmung des Zeitpunktes, seit welchem Redl in feindlichen Diensten stand, unrecht gehabt. Georgi war eben vom Generalstabskorps düpiert, das den Generalstäbler auch dann noch zu entlasten versuchte, wenn er schon des größten militärischen Verbrechens überführt war. Redl mußte alles verraten, was man von ihm verlangte; das wird jedem klar,

der sich vergegenwärtigt, wie Redl zum Verrat geworben wurde und wie sehr er sich daher in den Händen seiner Auftraggeber befand.

Ein Mann von den Fähigkeiten und dem Range Redls konnte nicht so zur Spionage verleitet werden, wie es bei militärischen Greenhorns üblich ist. Es war fast immer die gleiche Methode: Ein junger Leutnant, der sich auf einem Fort bei Cattaro, Drohobycz oder Rasuljaca langweilte, erhielt eines schönen Tages die Aufforderung einer Schweizer oder holländischen Zeitung, Stimmungsberichte über das Leben der Ortsbewohner und über die Landschaft zu schreiben. Man habe von seinem schriftstellerischen Talente gehört und so weiter. Er versuchte es, schickte etwas ein, bekam das Belegexemplar der Zeitung, die meist eigens für diese Zwecke hergestellt wurde, sah sich freudestrahlend gedruckt, erhielt ein Honorar von zweihundert Franken und große Komplimente der „entzückten" Redaktion. Dann verlangte man andere Mitteilungen von ihm oder trug ihm einen Redakteurposten mit fürstlichem Gehalt an – er möge sich Urlaub nehmen und nach Lausanne oder nach dem Haag kommen. Lehnte er es ab, so hatte man die große Pression bei der Hand: Organe der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft hätten sich bereits nach dem Artikelschreiber dringlich erkundigt, aber man habe das Redaktionsgeheimnis streng gewahrt, „weil man den wertvollen Mitarbeiter doch nicht verlieren wolle". Dies sagte dem armen Leutnant genug. Wenn er sich nicht weiterhin willfährig zeige, würde er verraten werden. „Unbefugte Mitteilungen an die Presse", vielleicht gar „Verrat militärischer Geheimnisse", – denn was konnte nicht alles als militärisches Geheimnis angesehen werden!

Ranghöhere Offiziere, die strafweise in Grenzstationen kommandiert oder durch die Einöde und die Einförmigkeit zu Alkohol und Hasard getrieben worden waren, wurden gewöhnlich durch Darlehensangebote von Geldleuten in deren Abhängigkeit gebracht. Eine ganze Bande solcher Lockwucherer hat am Anfang dieses Jahrhunderts in Galizien und der Bukowina ihr Unwesen getrieben, und sie waren es auch, die unter anderem Hekailo, Wienckowski und Acht zum Spionagedienst preßten.

Eine dritte Art der Spionenwerbung ist die, an Leute heranzutreten, die sich des Schmuggels oder anderer Verbrechen schuldig gemacht hatten, und sie unter Zusicherung von Straflosigkeit in den Kundschafterdienst aufzunehmen. In gewissem Sinne ist auch Redl als solch ein Opfer seines Vorlebens anzusehen. Zwar ist anzunehmen, daß er als Leiter des Kundschafterdienstes geistig angesteckt wurde. Gibt es eine zwiespältigere Beschäftigung, als Spione anzuwerben und zu entlarven, Spionen Aufträge zu geben und Spione der Bestrafung zu überantworten! Fast unvermeidlich mußte in ihm der Gedanke auftauchen, um wieviel besser er Nachrichten liefern könne als die armen Kerle, die er leicht entlarvte und die dennoch viel Geld verdienten, mehr als er selbst.

Trotzdem aber hätte er sich, ehrgeizig wie er war, niemals zu solchen Diensten hergegeben – wenn er nicht das Opfer einer Erpressung geworden wäre.

Als Leiter der Spionageanwerbung wurde er natürlich von Agenten fremder Mächte beobachtet, die wissen wollten, mit wem er verkehre. Diese Überwachungsorgane hatten bald in Erfahrung gebracht, was Redls Vorgesetzte und Kollegen nicht wußten – daß er verbotenen Umgang mit Männern pflege. Verschiedene Umstände weisen darauf hin, daß jener russische Militärattaché, den Kaiser Franz Josef beim Hofball brüskiert hatte, derjenige gewesen war, der Redl – allerdings lange vorher – zum Spionagedienst für Rußland gepreßt hat. Als der Russe von der Homosexualität seines Gegners erfuhr, war Redl verloren, denn das Bekanntwerden dieser Anomalie mußte ihn den Kragen kosten, während er insgeheim Verbrecher sein und doch von Stufe zu Stufe steigen konnte, bis zum Generalstabschef und vielleicht noch höher.

Der Befehl des Platzkommandos Wien, der sich auf die Ausrückung zum Trauerkondukt für den dahingeschiedenen Herrn Alfred Redl, Oberst im k. u. k. Generalstab, bezog, war bereits verlautbart, in der Rossauer Kaserne übte die Musikkapelle ihre Trauermärsche, im Hof exerzierten drei Bataillone die Generaldecharge ein, und die Truppen und Anstalten hatten Trauerkränze bestellt, als am Mittwoch der

Platzkommandant eine Zirkulardepesche absandte: „Das Leichenbegängnis des dahingeschiedenen Herrn Alfred Redl, ehemaligen Obersten, findet in aller Stille statt. Hiermit sind die mit gestrigem Platzkommandobefehl ausgegebenen Weisungen außer Kraft gesetzt. Bürkl, Oberst, m. p."

Die Leiche wurde obduziert und dann im Wagen auf den Zentralfriedhof geschafft. Kein Offizier hat sie begleitet. Die Begräbniskosten, die des Toten Bruder (der inzwischen seinen Namen geändert hat), später der Hinterlassenschaft liquidierte, betrugen vierhundertsiebenundsechzig Kronen, einschließlich Sarg, Transportkosten und Grab. Auf dem Zentralfriedhof von Wien, im Grab Nr. 38, Reihe 29, Gruppe 79, liegt Alfred Redl begraben.

Die Schriftstücke, Bücher und photographischen Platten, die mit dem Verrat Redls in Zusammenhang stehen konnten, wurden in einen großen Koffer gepackt, den der Chef des Evidenzbüros nach Wien mitnahm. Die weiteren Untersuchungen in Prag wurden den Auditoren Dr. Leopold von Mayersbach und Dr. Vladimir Dokoupil übertragen, zum Gerichtskommissär hatte das Kleinseitner Bezirksgericht den Notar Dr. Uhlir ernannt, der die Inventur vornehmen ließ.

Es fand sich eine Barschaft von 15184 Kronen 47 Heller vor, Wertpapiere in der Höhe von 5966 Kronen 38 Heller, Einlagsbücher auf den Betrag von 2685 Kronen 90 Heller, Pretiosen im Schätzwert von 2618 Kronen und Möbel im Schätzwert von 3584 Kronen, außerdem eine ungeheure Menge von gestickten Wäschestücken (darunter 195 Oberhemden), Garderobe mit zehn Uniformmänteln auf Seide und Pelz sowie Gummi- und Reitmäntel, Zivilwinterröcke und Ulster, 25 Paar Pejachevich-Hosen, 400 Paar Glacéhandschuhe, 8 Offizierssäbel, 10 Paar Lackschuhe und dergleichen. Bloß eine Schußwaffe wurde versteigert: der fremde Browning, mit dem Redl sich getötet hatte und der natürlich als sein Eigentum agnosziert wurde. Die Bibliothek bestand aus 125 Bänden militärwissenschaftlichen Inhalts.

Die Sattelkammer, wo sich Schabracken, Brustriemen und Kopfgestelle aus Lackleder, silberne Sporen und Steigbügel und Sättel vorfanden, sowie das photographische Labora-

torium mit Zeißapparaten, Tessarobjektiven, Rollfilmkassetten, Kopierrahmen, Reflektoren, elektrischen Entwicklungslampen und Stativen waren die reichstdotierten Teile der Wohnung. Obwohl diese von eigens berufenen Tapezierern einer Wiener Firma eingerichtet war, war sie äußerst geschmacklos. Ebensowenig zeugten die Nippes von besonderem Geschmack ihres Besitzers: eine alabasterne Frauenfigur im Hermelin zum Beispiel ließ, wenn man auf einen versteckten Knopf drückte, ihren Pelz fallen und stand nackt da! Im ganzen wurde die Einrichtung gerichtlich auf 33167 Kronen 75 Heller geschätzt, wozu sich noch ein Vollblutschimmel, zwei Halbblut-Reitpferde, die beiden Autos (über die bei der Auktion Witze gemacht wurden: sie hätten keinen Führersitz, sondern einen Redlsführersitz, und so weiter) und der Grundbesitz Redls in Neustift-Innermanzing als weitere Aktivposten gesellten.

Diesem Vermögen standen große Forderungen gegenüber, die Uniformierungsanstalt Szallay in Wien hatte 9038 Kronen, der Pferdefonds des k. u. k. Generalstabs 3200 Kronen zu bekommen, die Bücher waren der Verlagsbuchhandlung L. W. Seidel in Wien nicht bezahlt worden, der Bruder Redls meldete für geleistete Darlehen eine Forderung von 4400 Kronen samt Zinsen an, Möbel-, Wäsche-, Auto-, Photographie- und Speditionsfirmen, ein Zahnarzt, das Hotel Klomser (dieses verlangte übrigens für Logis, Abnützung und Schadenersatz bloß 450 Kronen) und der Diener stellten sich mit Forderungen ein, so daß die Passiven etwa 45000 Kronen betrugen. Am 30. November 1913 verhängte daher das Prager Landesgericht den Konkurs über das Nachlaßvermögen. Da der Nachfolger Redls, Oberst Ludwig Sündermann, die Dienstwohnung beziehen mußte, wurde in einem eigens gemieteten Raum in der Kleinseitner Chotekgasse die Versteigerung des Nachlasses vorgenommen, deren Ergebnis hinter den Erwartungen zurückblieb. Demgemäß gelangten an die Gläubiger bloß 14938 Kronen 30 Heller zur Auszahlung, das ist 17 Prozent.

Ein Prager Realschüler, der bei der Auktion ein Paket Rollfilme erstanden hatte, entdeckte, daß einer der Filme belichtet war. Er entwickelte ihn im Beisein eines Lehrers im physikalischen Kabinett der Schule, wobei die Photo-

graphie eines reservat ausgegebenen Ergänzungsblattes zum reservaten Dienstbuch J 15 (Kriegsfahrordnung) zutage trat. Der Film wurde dem Korpskommando übergeben, das ihn an das Evidenzbüro des Generalstabs nach Wien weiterleitete.

Die Briefe, die mit dem Verrat offenkundig in keinerlei Beziehung standen, bewahrt der Konkursmasseverwalter noch heute auf. Es sind Liebesbriefe von Männern, deren Ungeistigkeit um so auffallender ist, als sich im allgemeinen bei Homosexuellen ein nervöseres, selbstbeobachtendes Empfinden zu äußern pflegt. Redls Liebhaber waren jedoch junge Offiziere und Soldaten. „Mit Freude ergreife ich die Feder ..." – so beginnen die meisten, und mit Geldforderungen enden sie. Eine Sammlung von etwa dreihundert Visitenkarten füllte eine große Prunkschatulle: durchwegs aristokratische Namen. Auf seine Beziehungen zur böhmischen Aristokratie schien sich Redl besonders viel einzubilden, die Erlangung des Adelsstandes sein brennender Ehrgeiz zu sein. Vorläufig hatte er sich damit begnügen müssen, über seine Initialen auf dem Wagenschlag eine Bürgerkrone zu setzen.

Zwei oder drei Briefe waren von einer Prager Lebedame, Ludmilla H., die als Geliebte des Generalstabschefs galt. Aber sie, eine „fausse maîtresse", war nur da, um jeden aufkeimenden Verdacht der Homosexualität zu verscheuchen. In diesen Briefen spricht Ludmilla H. Geldforderungen aus, ohne Umschweife erklärend, daß die Rücksicht auf ihre Freundschaft mit Redl, „die von Dir immerfort verlangte Wahrung des Dekorums", ihr die wichtigsten Einnahmequellen verstopfe ...

Für geistige Betätigungen Redls fanden sich keinerlei Beweise vor. Die kurz vorher fertig gekaufte Bibliothek militärischen Charakters war nicht bezahlt, die Bücher nicht einmal aufgeschnitten. Andere Bücher hatte er nicht, im Theater war er bloß bei Operetten zu sehen gewesen. Seine Freundschaft mit Dr. Pollak, dem Oberprokurator Österreichs, scheint bloß auf der kriminalistischen Interessengemeinschaft aufgebaut gewesen zu sein.

Redl war groß und breit gewachsen, der Schnurrbart aufgezwirbelt, der Blondheit des sorgfältig gescheitelten Haa-

res mit Färbemitteln nachgeholfen. Er galt als der eifrigste Mann des Generalstabskorps, als der prompteste Aktenerlediger (in Deutschland hatte den gleichen Ruf schon im Frieden Ludendorff), und dieser Fleiß erscheint noch bemerkenswerter, wenn man dazu die Arbeit seiner Spionage, die Intrigen zu deren Verschleierung und zur Verdeckung seiner Gleichgeschlechtlichkeit, die Affären mit seinen geheimen Freunden und seiner öffentlichen Freundin addiert.

Es ist kein Zweifel, daß der Profossensohn Alfred Redl (sein Vater war Gefängnisverwalter des k. u. k. Garnisonsgerichtes Lemberg) noch höhere Machtstellen erlangt hätte, wenn seine klandestine Tätigkeit noch ein weiteres Jahr unentdeckt geblieben wäre, bis zum Ausbruch des Weltkrieges.

Während Kaiser Franz Josef die ganze Affäre als einen Unglücksfall betrachtete, der die Monarchie betroffen hatte und gegen den sich nichts mehr machen ließ, beharrte der Thronfolger Franz Ferdinand auf einem anderen Standpunkt: Er faßte die Angelegenheit als für die Armee typisch auf und versuchte mit allen Mitteln, eine Schuld anderer zu konstruieren. Er setzte mit Verfolgungen ein, die bis zu seinem Tod dauerten. Von drei Briefen, in die mir Einsicht gewährt worden ist, bezieht sich der erste auf den Redlschen Selbstmord. Es heißt darin: „... Se. kais. Hoheit trat sofort auf mich zu, und sagte mir mit erhobener Stimme: ‚Es ist unchristlich, einen Selbstmord noch zu begünstigen. Der Selbstmord ist überhaupt unchristlich, und wenn man noch seine Hand dazu bietet (ihn zu ermöglichen), so ist das eine Barbarei! Jawohl, eine Barbarei! Wie darf man einen Menschen ohne letzte Ölung sterben lassen? Auch wenn er zehnmal ein Schweinehund ist! Jeder Kerl, der gehängt wird, bekommt unter dem Galgen die Segnungen der Religion – auf den Galgen hätte übrigens dieser Schweinehund gehört. Ich hätte ihn ruhig baumeln lassen, aber einen Selbstmord zu befehlen, ist unchristlich.‘ Ich erlaubte mir zu bemerken, daß der Selbstmord ja nicht befohlen worden war, aber Se. kais. Hoheit unterbrach mich ungnädig: ‚Nur keine Wortspaltereien! Genug daran, daß man den Selbstmord nicht

verhindert hat.' Auch darüber war Se. kais. Hoheit äußerst ungehalten, daß man von der Veranlagung Redls nichts gewußt habe, und wiederholte, es sei ein Skandal, daß so ein Mensch für die Krone" (den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse) „eingegeben wurde."

Ein zweiter Brief befaßt sich mit der Reorganisation der Kriegsschule und des Generalstabs, die der Erzherzog unter dem Eindruck der Causa Redl durchführen wollte:

„Wie mir aus der Militärkanzlei Se. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs-Thronfolger intimat mitgeteilt wurde, will Se. kais. Hoheit eine vollständige Reorganisation der Kriegsschule durchführen. Die Fälle der absolvierten Kriegsschüler Jandric (Spionage), Firbas (Spionage) und Hofrichter (Giftmord), vor allem aber Redls beweisen, daß die Moral dort faul sei. Es müsse mit einem eisernen Besen hineingefahren werden. Gegen die Kps.- und Dions.-Generalstabschefs und Bureauchefs des Gstbs. richte sich der Groll Se. kais. Hoheit im besonderen, er verlange Ablösung aller Herren von diesen Posten und Regeneration des gesamten Gstbs. Man müsse unbedingt den Adel zum Gstb. heranziehen, man müsse das Vorurteil bekämpfen, daß die Aristokratie nur bei der Kavallerie dienen könne."

Der Erzherzog verkannte die Gründe für diese Ausartungen von Kriegsschülern und Generalstäblern. Die Prüfungen und Aufnahmebedingungen in die Kriegsschule waren überaus schwer, der Lehrstoff widerstritt sich innerlich derart, daß im allgemeinen nur der krankhafte Ehrgeiz Erfolg haben konnte; die besondere Befähigung für ein oder das andere Fach (zum Beispiel zeichnerisches, strategisches, mathematisches oder Sprachentalent) war eher hinderlich als fördernd, da eine solche Sonderfähigkeit zumeist auf Kosten eines anderen Wirkungsgebietes geht. Mit dem gleichen Aufwand an Selbstverleugnung, Energie und Ehrgeiz, der zur Aufnahme in den Generalstab erforderlich war, hätte wohl jeder ebensogut zum Beispiel Akrobat werden können. Daß solcher Ehrgeiz auch anderweitig ausmünden könne, in verbrecherische Betätigungen um der Karriere oder des Geldes willen, erfaßte der Erzherzog nicht und gab lieber der „plebejischen Abkunft" die Schuld.

Als der Erzherzog die Undurchführbarkeit seiner Maß-

nahmen einsehen mußte, wandte sich sein verschärfter Groll gegen das Evidenzbüro. Die Äußerung lautet in einem Brief:

„Ich sehe nicht ein, wozu es ein Evidenzbureau gibt, wenn ein Offizier ein oder zwei Automobile besitzt und Orgien feiert, ohne daß so etwas auffällt."

FML von Urbanski spricht über die Verfolgungen und Kränkungen, die er durch den Thronfolger zu erleiden hatte, mit großer Bitterkeit. Er hat auf meinen Wunsch den Verlauf dieser ganzen Aktion in einem Memoire niedergelegt, das hier auszugsweise veröffentlicht sei: „Man legte mir vor allem die Zulassung des Selbstmordes als gegen die christlich-katholische Religion verstoßend zur Last. Die zwingenden Motive, die für den Selbstmord sprachen, waren von allen Kommissionsmitgliedern anerkannt worden – ich war nicht der älteste unter ihnen und doch griff der Groll des Thronfolgers gerade mich heraus! Ich hätte Redls Leidenschaft erkennen sollen, mir hätte sein angeblicher Aufwand, speziell sein ‚Autohalten' auffallen sollen. Redl war Junggeselle, hatte die vollen Gebühren eines Oberst-Generalstabschefs, es war ihm im Korpskommando-Gebäude in Prag eine Wohnung und Stall unentgeltlich eingeräumt worden; er verfügte daher über reichliche Einkünfte. Übrigens wußte ich aus seiner Qualifikationsliste, daß er vor Jahren eine kleine Erbschaft gemacht hatte, ich hatte ihn mit dem Vermerk übernommen, ‚besitzt eigenes Vermögen'. Solange er mein Untergebener war, hat Redl kein Auto besessen, später, bei der Truppendienstleistung in Wien und sodann als Generalstabschef in Prag konnte man mich für seinen Lebenswandel nicht verantwortlich machen.

Die Konzentration der Wut des Thronfolgers auf meine Person war geradezu pathologisch, es sollte noch ärger kommen. Bei den großen Manövern des Jahres 1913, die in der Gegend von Tabor stattfanden, führte ich das ‚Attachéquartier', die Vereinigung aller ausländischen Offiziere, die als Gäste den Manövern beiwohnten. Bei der Vorstellung der fremden Offiziere war der Thronfolger ganz gegen seine bisherige Gewohnheit bei solchen Anlässen abweisend kühl gegen mich, reichte mir nicht wie sonst die Hand, sprach

nicht mit mir, so daß es die Attachés als offenen Affront gegen mich auffaßten.

So ging es nach den Manövern fort, bis einige Monate später ein Ereignis den Zorn des Thronfolgers von neuem anfachte: aus dem Nachlasse Redls hatte ein Prager Schüler einen photographischen Apparat erstanden, worin noch ein nicht entwickelter Film lag. Dieser wurde entwickelt und produzierte eine Seite einer Mobilisierungsinstruktion. Eine Zeitung brachte die Nachricht mit der Sensationsmeldung, der Film enthielte einen wichtigen Befehl des Thronfolgers an das 8. Korpskommando in Prag. Nach wenigen Stunden lag schon der telegraphische Befehl aus Konopischt vor, ‚gerichtliche Untersuchung, die Schuldigen auf das Strengste zu bestrafen'. Obwohl ich auf den Gang der gerichtlichen Untersuchung des Falles Redl, die in Prag geführt wurde, organisationsgemäß gar keinen Einfluß nehmen konnte, hatte ich mich veranlaßt gefühlt, den Rat zu erteilen, daß das Gericht eine Schadensumme festsetze, die aus der verräterischen Tätigkeit Redls für die Heeresverwaltung entstanden war, womit ich erreichen wollte, daß der ganze Nachlaß Redls an die Heeresverwaltung verfalle. Ich fand es vom ethischen Standpunkte nicht angängig, daß sich Erben aus diesem auf verbrecherischem Wege erworbenen Gelde bereichern, ganz besonders lag mir daran, daß eventuell Dinge, die mit Redls Spionage-Tätigkeit zusammenhingen und die trotz eifrigster Sichtung immerhin durch einen bösen Zufall noch vorhanden sein könnten, nicht auf dem Wege der Versteigerung in unrechte Hände kämen, wo sie neues Unheil anrichten konnten. Die Heeresverwaltung hätte dann mit dem Nachlaß disponieren, Unnützes vernichten, Geld oder Geldeswert einer wohltätigen Sache zuwenden können oder dergl. Das Gericht hat aus mir unbekannten Gründen meinen Vorschlag nicht akzeptiert; so kam es, daß der ganze Nachlaß Redls zur Versteigerung an den Notar gelangte. Als ich hiervon erfahren hatte, ließ ich (wiederum in Form eines Rates) das Korpskommando aufmerksam machen, daß der Nachlaß vor Übergabe an den Notar einer gründlichen Sichtung vom Standpunkte der Spionagetätigkeit Redls unterzogen werden möge. Das Korpskommando hatte, diesem Rate folgend, eine Kommis-

sion zur Durchsicht des Nachlasses bestimmt – und dennoch konnte es geschehen, daß niemand daran dachte, den photographischen Apparat, das wichtigste Corpus delicti, näher zu untersuchen. Trotzdem alle diese Tatsachen dem Thronfolger bekannt wurden, war er jetzt mehr denn je von meiner Schuld überzeugt, wieder half keine Einsprache des Chefs des Generalstabes, des Kriegsministers, nicht die Ergebnisse der gerichtlichen Einvernehmungen – es war vergeblich, man stand vor einer Wand! Die Prager Auditoren wurden in Strafgarnisonen versetzt, mich konnte man nicht so schnell absägen, bevor man einen eingearbeiteten Nachfolger besaß.

Im Januar 1914 erhielt ich die amtliche Verständigung, daß ich im Laufe des Jahres 1914 ein Brigade-Kommando erhalten werde, weshalb ich sofort die Ablösung des Militärattachés in Bukarest, Oberst von Hranilovic, als meinem Nachfolger in die Wege zu leiten habe, weil der Chef des Generalstabes Wert darauf lege, daß wir bei der Reichhaltigkeit der Materien mindestens ein halbes Jahr zusammen arbeiten.

Am 10. April 1914 bat ich den Kriegsminister um die Vormerkung für das Brigadekommando in Spalato. Zu meiner größten Überraschung eröffnete mir der Kriegsminister, er hätte einen mich betreffenden, bestimmten Befehl des Thronfolgers, den er zwar nicht ausführe, aber es sei eben der Antrag des Kriegsministeriums gemacht worden, mir das Brigadekommando Semlin (an der serbischen Grenze) zu geben, dort hätte ich Gelegenheit, mich zu ‚rehabilitieren'! Also noch immer der alte Groll – es war nutzlos, die starre Natur des Thronfolgers konnte sich keinem fremden Urteil fügen.

Am 29. April 1914 kam endlich der Schlußakkord dieser nur pathologisch zu erklärenden Verfolgung. Auf ein Glokkensignal des Chefs des Generalstabes erschien ich ahnungslos wie alle Tage zum Vortrag. Mit Zeichen sichtlicher Erregung eröffnete mir Exz. v. Conrad, daß er mir einen Befehl des Thronfolgers vorzulesen habe. Das Schriftstück hatte meritorisch folgenden Wortlaut:

‚Ich bin zu der unumstößlichen Ansicht gelangt, daß die Energie und geistige Spannkraft des Oberst v. Urbanski in

derartigem Maße gelitten haben, daß er für eine aktive Verwendung nicht mehr in Betracht kommt und ist er der Superarbitrierung zu unterziehen.'

Ich fand soviel Fassung, lediglich zu erwidern: ,Ich hoffe, daß ich in diesem ungleichen Kampfe der vornehmere Teil bleiben werde.'

Dann nahm die Komödie ihren Fortgang; mit dem Arzt wurde ein Kompromiß geschlossen. Ich war, gottlob, ganz gesund, so einigten wir uns denn auf eine ,Nervosität mittleren Grades, die im Verlaufe eines halben Jahres zweifellos behoben sein wird'. Diesen weisen medizinischen Ausspruch eigneten sich auch die beiden Ärzte der Superarbitrierungs-Kommission an, worauf der Präses der Kommission den verabredeten Antrag auf Beurlaubung des Obersten von Urbanski auf sechs Monate mit Wartegebühr stellte. Ein offener Widerstand gegen den Befehl des Thronfolgers schien ganz aussichtslos, die Zeiten nicht darnach angetan, daß diese Funktionäre wegen meiner Person die Kabinettfrage stellten. Die Kunde von meinem plötzlichen Abgang hatte sich in Wien verbreitet, er wurde in der Presse kommentiert, Parlamentarier verschiedener Schattierung beider Reichshälften, namentlich die nicht seltenen Gegner des Thronfolgers suchten mich auszuholen, führende Militärs forderten Aufklärung. Unter anderen lud mich ein Erzherzog zu sich. Der Aufforderung, ihm die volle Wahrheit über meine Maßregelung ungeschminkt zu sagen, suchte ich mich durch den Hinweis auf das Amtsgeheimnis zu entziehen, das mir ein Gespräch über dieses Thema verbiete. Hierauf erwiderte mir der Erzherzog, er frage nicht aus Neugier, dann kam ein Satz, der mich durch seine Offenheit verblüffte: ,Ihnen kann es schließlich gleichgültig sein, ob Sie in absehbarer Zeit in Ihrer Kappenrosette das Emblem F. J. I. oder W. II. tragen ..., ja, ja, wir Habsburger sind uns darüber klar, daß unser Thron auf schwanker Basis steht, daß unsere einzige Stütze die Armee ist. Wenn diese in ihrem Vertrauen zur Dynastie erschüttert ist, dann ist es um uns geschehen. Willkürakte, wie sie vom Thronfolger schon kursieren und auch in Ihrem Fall vorzuliegen scheinen, sind nur zu geeignet, das Vertrauen in der Armee zu untergraben ...'

Mir war zur Genüge bekannt, daß bei Hofe eine Richtung bestand, die dem Thronfolger die Eignung für die Nachfolge abzusprechen bestrebt war – mein Fall sollte dazu beitragen, den Beweis für diese Nichtbefähigung zu erhärten.

Ernster war meine Aussprache mit dem Vorstand der Militärkanzlei Sr. Majestät des Kaisers, Frh. v. Bolfras. Als der Superarbitrierungsakt über mich in seine Hände kam, ließ er mich zu sich bitten und empfing mich mit den Worten: ‚Lieber Urbanski, haben Sie einen Silberlöffel gestohlen, daß man Sie plötzlich davonjagen will?' Als ich Exz. Bolfras die Gründe für meine Versetzung in das nichtaktive Verhältnis mitgeteilt hatte, erklärte er auf das entschiedenste, den Akt Sr. Majestät nicht vorlegen zu können.

Während der letzten Jahre hatte mein Bureau täglich die informierenden Berichte über die laufenden kriegerischen Verwicklungen, Balkankrieg, Tripolis-Feldzug usw. geliefert, die schon um vier Uhr früh in Schönbrunn sein mußten, wenn der Kaiser sein Tagewerk begann. Während meiner Bureauführung hatten zwei russische Militärattachés der Botschaft in Wien, durch das Evidenzbureau der Spionage überführt, ihren Posten verlassen müssen – kurz, ich stand beim Kaiser in lebhafter Erinnerung, hatte er mir doch zu Weihnachten 1913 den Leopolds-Orden, eine für einen Oberst recht seltene Auszeichnung, verliehen und im Januar 1914 entschieden, daß ich im Laufe des Jahres auf einen Generalsposten zu gelangen habe. Und nun plötzlich die Pensionierung – der Kaiser werde unbedingt nach den Gründen fragen. Antworte man ihm wahrheitsgemäß, daß das einen Willkürakt des Thronfolgers gegen alle Vorstellungen der verantwortlichen Männer darstelle, dann sei, bei dem bekannten gespannten Verhältnis zwischen Kaiser und Thronfolger, ein schwerer Konflikt unvermeidlich, und dieser wäre angesichts des leidenden Zustandes des Kaisers nicht zu riskieren. So blieb denn das Aktenstück in der Lade Exz. v. Bolfras'.

Dort lag es noch unerledigt, als der Tod den Thronfolger ereilte und meine Angelegenheit hierdurch in ein anderes Stadium trat.

Der Chef des Generalstabes hatte sich lange gegen die Abhaltung der Manöver in Bosnien und noch mehr gegen den darauf geplanten feierlichen Einzug des Thronfolgers mit seiner Gemahlin in Sarajevo gewehrt; waren doch in meinem Bureau wiederholt Warnungen eingetroffen, die fast mit Gewißheit serbischerseits feindselige Handlungen erwarten ließen. Trotz alldem setzte der Thronfolger das politische Besuchsprogramm für Bosnien durch. Der Chef des Generalstabes mußte als solcher den Manövern beiwohnen, an dem folgenden politischen Akt wollte er auf keinen Fall teilnehmen, weshalb eine Generalstabsreise in Hoch-Kroatien so angesetzt wurde, daß der Chef den Thronfolger unmittelbar nach Schluß der Manöver verlassen mußte. Auf dem Wege nach Lika, dem Ausgangspunkt dieser Reise, traf ihn die Nachricht vom Sarajevoer Mord und der Befehl, sofort nach Wien zu kommen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien verständigte mich Exz. v. Conrad, daß meine Angelegenheit nunmehr eine andere Wendung genommen habe; wenige Tage später kam ein Schreiben des Kriegsministeriums gleicher Mitteilung, mit dem Antrage, mich auf einem dreimonatigen Urlaub von meinen Aufregungen und Kränkungen zu erholen. Unterdessen brach der Krieg aus, ich zog als Kommandant einer Brigade ins Feld und erhielt bald das Kommando der Division, die ich bis zum Schluß des Krieges geführt habe."

Damit schließt das Memoire, aus dessen Fassung nicht bloß die Verteidigung seines Autors, sondern auch des ganzen Generalstabes spricht. Es billigt nicht allein die Haltung „des Chefs", der einen Untergebenen einfach zum Selbstmord kommandiert hat, sondern versucht auch den Verräter-Spion Redl zu entlasten, von dem Urbanski auch im Gespräch behauptet, daß er nichts Entscheidendes gewußt und keine aktuelle Kriegsvorbereitung verraten habe. Das Memoire ist eben ein Dokument des „flaschengrünen Korpsgeistes", durch den sich die Korpsbrüder vom österreichisch-ungarischen Generalstab als höchste Kaste aller Militärkasten fühlten und sich nur von ihrem Senior befehlen ließen. (Auch den Tod.) Sie verachteten die Truppe, sie mißachteten das Rechtsgefühl, wenn es sich um einen der

Ihren handelte, und sie achteten auch des Thronfolgers und seiner Militärkanzlei nicht – sie duldeten keine Einmischung in interne Korpsangelegenheiten. Die feudale Prätorianergarde war mächtiger als der Regent. Selbst der Weltskandal der Redl-Affäre gab dem Erzherzog Franz Ferdinand keine Handhabe, trotz aller Mühen und Anstrengungen, einen ihm (allerdings grundlos) mißliebigen Obersten zu beseitigen, im Gegenteil, der Offizier wurde noch durch den Leopolds-Orden ausgezeichnet und für den Generalsrang vorgeschlagen; ja der endlich erwirkte Superarbitrierungsakt wurde dem Kaiser nicht zur Unterschrift vorgelegt, und wie ein Hohn der Überlebenden klingt die ostentativ schnelle Zurücknahme dieses Aktes nach der Ermordung des Thronfolgers. Natürlich war die Haltung des Habsburgers von der Wut darüber bestimmt, daß seiner Macht die Macht des Generalstabs gegenüberstand und seinem Hochmut der Hochmut der doppelreihigen flaschengrünen Waffenröcke. Der Generalstab ließ keinen der Seinen vor ein Militärgericht stellen, kein Auditor durfte einen Generalstäbler verurteilen – deshalb Redls Selbstmord.

Offenbar hatte Oberst Redl auch um alle entscheidenden Mobilisierungsmaßnahmen der Armee gewußt und um alle aktuellen Kriegsvorbereitungen. Denn voreinander hatten die Mitglieder der Bruderschaft kein Geheimnis. Und verraten mußte Redl, auch wenn er nicht aus Geldgier gerade die besten Nachrichten hätte liefern müssen, das, was man von ihm wollte. Er war österreichisch-ungarischer Generalstabschef und russisch-italienisch-serbischer Spion. Mit einem einzigen Wort konnte man ihn zwingen.

So einzigartig der Kriminalfall Redl auch scheinen mag – er wird sich immer in irgendeiner Form wiederholen.

Denn die Staaten sind selbst die Auftraggeber dieses Verbrechens, das die Staaten selbst bestrafen, mit dem Tod durch den Strang oder mit der Verbannung nach der Teufelsinsel oder mit dem Befehl zum Selbstmord.

KOMENSKY IM KASERNARREST

Eine interessante Kriegsbestimmung hat Naarden, die niederländische Festung. Rings um Amsterdam sind von der Zuidersee bis zur Nordsee zwei Gebiete bestimmt, aus denen im Augenblick, da der Feind käme, die Bevölkerung evakuiert, die Deiche durchstochen und alles Land unter Wasser gesetzt würde, einen Fuß hoch.

Aus diesem einst dem Wasser entrissenen und gegebenenfalls aus militärischen Gründen wieder dem Wasser preisgegebenen Land soll die Zitadelle Naarden emporragen, dem Feind ein „Halt" zurufen, wenn er die Flächen trockenlegen und mit seiner Armee einen Marsch durch die Marschen versuchen wollte. Was Verdun für Paris, ist Naarden für Amsterdam.

In der letzten Zeit haben jedoch Geologen ausgerechnet, daß der Boden Hollands sich im Lauf der Jahrzehnte gesenkt hat, im Falle eines Dammdurchbruches das Wasser der Inundationsgebiete daher mindestens achtzig Zentimeter hoch stünde und der Feind auf Schiffen einfahren könnte. Dies wird praktisch nicht zu beweisen sein, und die strategische Linie bleibt im Kalkül, aber Naarden wird trotzdem geschleift, da der letzte Krieg auch die neutralen Staaten gelehrt hat, daß Bombengeschwader die Herrlichkeit von Wällen und Zinnen im Nu vernichten.

Mit einem Freund, der seine Kindheit in Naarden verbracht hat und alle Bastionen und Traversen, alle Schießscharten und Luken besser kennt, als ein Artillerist sie je kennen kann (weil ein Artillerist nicht jahrelang darin als Feind und Freund, Belagerer und Belagerter, Soldat und überdies noch Indianer gespielt hat), gehe ich über die Brücke und über das Wasser des Festungsgrabens, der sich durch nichts von den tausend Weihern und Grachten Hollands unterschiede, wären an seinem scharfkantigen Ufer nicht die Öffnungen – Auspuff der eingebauten Kanonen und Unterstände.

Über das schwarze Wasser zogen Schiffe mit Munition, ihre Löschung und Einlagerung war das Erlebnis der Knaben von Naarden; wirkliches Pulver und wirkliche Granaten und wirkliche Patronen! „Wir haben das Zeug seither zur Genüge kennengelernt", sagt mein Freund und meint damit, daß die Jugend von damals wehrpflichtig geworden und mit dem „Zeug" umgehen gelernt hat. Dieses „zur Genüge" war der Jugend außerhalb Hollands noch lange nicht zur Genüge, in uns weckt der Begriff Artilleriemunition viel grausigere Erinnerungen.

Doch kam ich nicht hierher, in den stillen Weiher zu gukken, auf die über seinen Spiegel geklatschten Wasserrosen, und dabei an imperialistischen Krieg zu denken; ich kam, den Philosophen Johann Amos Comenius recte Komensky zu besuchen, der der Gründer der Pädagogik, ein Internationalist und Exulant und mein Landsmann war.

Er ist drinnen in der Stadt begraben, die der Harnisch aus Mauerwerk umzwängt, ohne daß sie dadurch etwas von dem friedlichen Charakter niederländischer Kleinstädte verliert; die verbergen nichts, weder die Struktur der Backsteine noch das Leben hinter den Fenstern des Vorbaus, aber sie vindizieren aus dieser Offenheit auch das Recht auf Neugierde, wovon die schrägen, neben jeder Scheibe in die Straße ragenden Spiegelchen Zeugnis ablegen.

Das Kaffeehaus heißt „Het Gooische Koffiehuis", ein Zigarrenladen und ein Hotel nennen sich stolz „Het Gooiland", denn Naarden ist nicht nur der militärische Vorposten der Reichshauptstadt, sondern selbst eine Hauptstadt, die des alten Waldgebiets Gooi.

Gravitätisch schreiten die Bürger. Sie haben den Kopf voll von Tulpen, Käse und Kühen, die Geschäfte gehen gut, die inneren Probleme scheinen nicht groß, und ich staune, wenn ein Hüne mit glattrasiertem Schädel und Gesicht hutlos durch die Straßen stürmt und den Gruß meines Begleiters herzlich, aber eilig erwidert. Das ist Hermann Gorter, der größte Dichter, den Holland je besessen, er hat dem Lärm der großen Städte entsagt und der Literatur, er will nichts von alldem wissen und lebt von Nachhilfestunden in Latein und Griechisch, im stillsten Teil des Gooiland.

Weit zurück reicht die kriegerische Vergangenheit von

Stadt und Festung Naarden. So oft wurde gebrandschatzt, daß aus Egmonts Tagen nur noch drei Bauten blieben, das Rathaus, die Schmiede und das Spanische Haus. In dessen Fassade ist eine bunte Relieftafel eingelassen (Skulpturen haben bunt zu sein, wir müssen das wieder lernen!), spanische Hellebardiere zeigend, die eine Versammlung massakrieren.

Der Dies nefastus von Naarden war der 1. Dezember 1572: In der Lazarettkirche hatten sich die fünfhundert vornehmsten Bürger zusammengefunden, um über die Friedensbedingungen zu beraten, als plötzlich ein Priester unter die Versammelten trat und sie aufforderte, sich auf den Tod vorzubereiten. Gleich darauf brach die Soldateska ein, Musketenschüsse, Degenstöße und Hellebardenstiche machten Naarden um fünfhundert Bürger ärmer.

Das ist historisch beglaubigt, jedoch daß der Kommandant der Spanier, Don Julian Romero, die Einladung zur Beratung selbst hatte ergehen lassen und dem Rektor der Lateinschule Hortenius vorher sein Ehrenwort gab und durch Handschlag feierlich bekräftigte, keinem Einwohner der Stadt ein Haar zu krümmen, gehört wohl schon ins Gebiet der nationalen Legendenbildung zur Verleumdung des Feindes.

Als ob es nicht ohnedies schlimm genug gewesen wäre: die Stadt wurde niedergebrannt, und von der Lazarettkirche, in der sich der Massenmord ereignet hatte, blieb nur das Mauerwerk. Jetzt ist ein Comenius-Museum darin untergebracht, aber das Gebäude hat mit Comenius nichts zu tun – der hätte sich kaum entschlossen, in dem Hause zu wohnen, dessen Schicksal an das seines eigenen Hauses in Fulnek erinnerte, das gleichfalls von spanischen Arkebusieren eingeäschert worden war.

Man muß also darauf verzichten, die bewußte Weihe der Örtlichkeit zu empfinden; nur Reste von eingebauten Backtrögen, Backöfen und Kaminen sind aus vergangener Zeit hier zu entdecken – Spuren der Militärbäckerei, die vor den Comenius-Reliquien das Haus innehatte, unser Begleiter entsinnt sich noch.

Das Museum ist recht bescheiden, es enthält nur Bücher, „Orbis sensualinum pictus“, „Historia fratrum Bohemorum“,

„Pansophiae Diatyposis", „Pansophiae Prodromus", „Didactica opera omnia", einige Reproduktionen bekannter Comenius-Porträts, einen tschechoslowakischen Fünfkronenschein mit dem Kopf von Komensky, Gipsabgüsse der Modelle für das Amsterdamer Denkmal, Bilder der beiden Beschützer Comenii, des Grafen Karl von Zierotin und des Mijnheer Lodewijk de Geer, die alte Landkarte Mährens, einen Glasschrank mit welken Kränzen, die von pädagogischen Gesellschaften hier niedergelegt wurden, und eine Vitrine mit Visitkarten von Landsleuten.

Einziges Original ist das aus gehefteten Pergamentblättern bestehende Totenregister der Wallonischen Kirche, worin ein Rubrum die Eintragung enthält:

No. 8. Johannés Amos Coménius, le fameux
Autheur de Janua Linguarum
c'est aparamment enterré le 22, novembre 1670.

Dunkler ist die Tinte, mit der zwei Männern, die sechzig, siebzig Jahre später starben, von dem Matrikelführer, offenbar absichtlich, die Ehre angetan wurde, in die gleiche Rubrik (kaum aber in dieselbe Gruft) mit dem großen Philosophen eingesetzt zu werden: dem Schriftsteller Brouwerus Van Niderth, gestorben 15. Juni 1742, und dem Mr. Louis Guerre, der, seinem Namen Rechnung tragend, Capitain des Invalides war und schließlich Kirchenältester der Wallonischen Gemeinde von Naarden, gestorben 1730. Diese beiden Einfügungen sub numero 8 stammen aus den angegebenen Sterbejahren und sind jünger als die Notiz über Comenius, aus dem siebzehnten Jahrhundert rührt jedoch auch diese nicht her. Übrigens spricht das Wort „aparamment" dem Dokument den dokumentarischen Wert ab.

Auf dem Rangierungsplatz der Festung, zwischen dem pseudogotisch geschmückten Utrechter Tor und der Pionierkaserne exerzieren Soldaten in Gruppen, ein Zug übt Öffnen in ein Glied, ein zweiter Schwenkungen, ein dritter macht Gewehranschläge, Ziel: die Spitze des Monuments. Das Monument ist dem Hus-Denkmal in Konstanz ähnlich, ein Hügel, den eine dichte Lage Efeu überwächst, nur vorne und hinten je eine Tafel frei lassend. Auf diesem Denkmal,

1892 aufgerichtet, weil Comenius zu Ehren Naardens in Naarden starb, ist in Marmor gemeißelt, daß Comenius am 17. November 1670 – in Amsterdam starb.

So steht ein Fehler auf dem Denkmal des Philosophen, das an sich fehlerhaft steht: auf einem Festungsplatz, wo Kanonen starren und wo es den Gewehren lernender Soldaten als Zielscheibe dient. Die Deplaciertheit hat man wohl empfunden und stellte 1920 draußen im Park vor dem Wall ein zweites Monument, aber Büste und Backsteinunterbau sind konventioneller Kitsch.

Von der Wallonischen (Französischen) Kirche blieb noch ein Trakt, gerade der Altarteil, unter dem Komenskys Gebeine beigesetzt sind. Das hohe spitzbogige Fensterwerk ist vermauert und kleine quadratische Fenster ausgebrochen. Am Fuß eines der Strebepfeiler lehnt ein Schilderhaus. In weitem Karree schließt sich ein Komplex von Militärbauten an, die Weeshuiskaserne, in der das 7. Festungsartillerieregiment ubikiert ist; 1845 hat das Kriegsministerium das Eigentumsrecht an der Wallonischen Kirche erworben und diese als Magazin der Genietruppe verwendet, bis 1861 eine Schützenkompanie hier untergebracht wurde, was den Umbau der Kirche nötig machte; am 10. April 1861 war die Verweltlichung des Sakralbaues vollendet, und mit Ausnahme einer im Jahre 1896 aufgeführten Wand findet sich im „Buch der Naardener Garnison" (Niederländisches Archiv der Genietruppe) keine bauliche Veränderung verzeichnet, also auch keine Verlegung von Grüften.

Wir wollen zum Grab von Comenius, und der Torposten holt, nachdem er uns davon abgeraten hat, da gar nichts zu sehen sei, den Wachkommandanten, der uns gleichfalls vor übertriebenen Erwartungen warnt und aufschließt.

Aufschließt? Was schließt er auf? Er öffnet eine eisenbeschlagene Tür, über der mit Kalk gemalt ist: „Nr. 10 A." Und darunter: „Voor 3 Man." Das ist die Zelle des verschärften Arrests. Eine Tragbahre und zwei hölzerne Pritschen nebeneinander, der Wachkommandant lüftet den Fensterladen – durch das Gitterfenster dringt die Sonne des Gooilands nur trübe herein –, er hebt die Tragbahre und eine Pritsche auf, „da unten", er deutet auf die Steinfliesen,

auf denen jetzt bloß der Abortkübel und drei Garnituren von Hand- und Fußfesseln liegen, „da unten liegt Comenius begraben. An dieser Stelle war die Grabplatte, die jetzt in Prag im Museum ist."

Hier also dürfen wir die bewußte Weihe des Ortes empfinden, die wir vorher vermißten, hier, wo jetzt der Eimer steht, stand der Altar, das vergitterte Kerkerfenster war einst eine hohe, fromm bemalte Scheibe, durch die der Himmel kam, und unter den drei Ketten mit Schließen und Schlössern schläft der große Humanist den Schlaf der Ewigkeit.

Der Wachposten hatte recht: Es gibt wenig zu sehen, die Wände sind beschrieben, ein Arrestant hat mit dem Fingernagel ein Schiff in die Tünche gekritzelt, die anderen, denen ein Bleistift verblieben war, verewigten Namen und Datum auf der Mauer.

Wird dieses Arrestlokal viel benützt?

„Nein, fast überhaupt nicht mehr." Da der Wachkommandant bemerkt, daß ich ein Datum von voriger Woche an der Wand entziffere, fügt er hinzu: „Nur wenn die anderen Zellen besetzt sind."

Ich lasse mir den Gebrauch der Spangen erklären, mit Neugierde, mit gespielter, denn ich kenne dieses Instrument der Folter, ich war als k. u. k. Mannschaftsperson ohne Chargengrad im Manöver ... Der Wachkommandant zieht den Schlüssel hervor und zeigt die Konstruktion, eine Schelle legt er mir über den rechten Fußknöchel, die andere über den rechten Handknöchel, und die Kette macht die beiden Eisenklammern zu einem kommunizierenden Gefäß, ich sitze gekrümmt da, wie 1905 im Berauner Kaisermanöver.

„Aber das wird nicht mehr angewendet", sagt der junge Wachkommandant, obwohl ich, von einem Naardener Bürger eingeführt, keines Verrats verdächtig bin.

Wozu haben Sie dann die Schlüssel?

„Na ja, wenn doch jemand ganz renitent ist ..., betrunken zum Beispiel."

Und die Tragbahre, die ist doch auch für Betrunkene?

„Für Kranke überhaupt."

Die Tragbahre für Kranke müßte doch im Marodenzimmer sein?

„Dort sind auch welche."

Warum werden die Gebeine von Comenius eigentlich nicht exhumiert?

„Ja, unter dem Altar der Wallonischen Kirche sind vier Menschen beerdigt. Man könnte schwerlich feststellen, welches der richtige ist. Während man jetzt wenigstens die Stelle verehren kann, wo er begraben ist."

Ein würdiger Platz für Verehrung: über dem großen Humanisten des Internationalismus und der Pädagogik sitzen verhaftete Soldaten, der eine, betrunken, ist an Arm und Bein festgekettet, der andere benützt den Kübel, der dritte kratzt seinen Namen in die einstige Kirchenwand.

Ein Bild, das Johann Amos Comenius niemals in seinen Orbis pictus aufgenommen hätte!

FOLGENDERMASSEN ERZÄHLT EIN MIME SEIN DELIKT

Dieser Kriminalfall, diese Darstellung dieses Kriminalfalles – echtestes Rokoko. Oh, nicht etwa, daß es im preziösen Zeitalter weniger blutige Tragödien des Verbrechens und der Leidenschaft gegeben hätte als in anderen, heroischeren Epochen! Aber eine Mordszene mit Augenrollen und Galanteriedegen, eine Strafhaft mit Hochlebenlassen und Unterricht im Menuettanz und vor allem ein Pathos des triefenden Edelsinnes, das der Memoirenschreiber für die Deklamation dieser Begebenheit aufwendet, sind allzu kennzeichnend für den Helden- und Abenteurerbegriff einer aufs Zierliche bedachten Welt, als daß man es unterlassen könnte, das solcherart kriminalistische Genrebildchen zu reproduzieren und mit der nüchternen Federzeichnung der Polizeiakten zu vergleichen.

Mr. Joseph Anton Christ, dessen Selbstgefälligkeit wir die Niederschrift zu danken haben, war um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, als aus den Hanswurstspielen der Deutschen und aus der französischen Komödie die deutsche Schauspielkunst entstand, der Besten einer, und nicht nur Iffland hat ihm seine höchste Anerkennung gespendet. 1744 einem kaiserlichen Archivar geboren, kam er, nachdem er im Siebenjährigen Krieg als österreichischer Husar bei Liegnitz verwundet worden war und einige Zeit lang in Salzburg und Wien Theater gespielt hatte, achtundzwanzig Jahre alt, ans Prager Nationaltheater in der Kotzengasse, um hier das Rollenfach „der sanften Helden, der zärtlichen Liebhaber und Petitmaîtres, sowie als Tänzer in den Balletten, zu Zeiten auch Solo und Pas de deux" zu agieren.

Gleich in der zweiten Saison seines Aufenthaltes hatte er mit einer Kollegin, Madame Naumann aus Karlsruhe, jenes Rencontre, dem er es verdankt, die Bekanntschaft der Prager Behörden zu gewinnen. Die angebliche Urheberin des Streites hat dem Ensemble nur eine Saison angehört, denn

im Gothaer Theateralmanach von 1775, worin der vorjährige Personalstatus der Prager Bühne angegeben wird, kommt der Name der Frau Naumann nicht mehr vor. Christ schildert sie teils nachträgerisch mit Haß, teils selbstgefällig (will er sich doch damit brüsten, ihren Antrag verschmäht zu haben) in folgender Weise: „Sie war unlängst Wittib geworden und besaß eine schöne Figur. Die Pocken hatten ihr Gesicht etwas stark mitgenommen, aber ihr einnehmendes Betragen machte sie bei jedermann beliebt."

Sie hat Christs Bekanntschaft in dessen Wohnung gemacht, die sich im Montischen Hause „Zur goldenen Feder" in der Perlgasse, zweite Etage, befand. „Schon bei ihrem ersten Besuch, den sie der Gesellschaft machte", erzählt Christ, „gefiel es der Madame Naumann in meinem Hause so sehr, daß sie den Theaterdiener, der sie herumführte, fortschickte mit dem Bedeuten, hier gefiele es ihr, sie wolle heute keine weiteren Besuche machen und bei uns bleiben. Diese Artigkeit wirkte so auf mich, daß ich, ob ich gleich unpaß war und im Schlafrock auf dem Bette lag, mich in die Kleider warf und ihr Gesellschaft leistete. Sie nahm mit unserem frugalen Abendbrot fürlieb, wir unterhielten uns lang und breit über die Kunst, und meine Frau* fand Geschmack an der Dame. Da es Zeit war, nach Hause zu gehen, war sie verlegen, weil sie in Prag noch fremd sei und nicht wisse, wie sie sich zurechtfinden solle, da sie sehr entfernt von uns wohne. Der Wohlstand gebot mir, und auch meine Frau ersuchte mich darum, die Dame nach Hause zu begleiten, und ich tat's, denn galant war ich immer.

Schon unterwegs sagte sie zu mir: ‚Es ist schade, lieber Christ, daß Sie verheiratet sind; wir wären ein nettes Paar geworden. Sie können wohl nicht sehr glücklich leben, denn Ihre Frau scheint älter wie Sie zu sein.' – ‚Das ist wohl wahr, meine Frau ist ein Jahr zehn Monate älter wie ich, aber wir leben, etwas Eifersucht von ihrer Seite abgerechnet, sehr zufrieden.' – ‚Ja, eifersüchtig soll Ihre Frau sein, das habe ich schon gehört, und ich wundere mich, daß sie

* Die erste Gattin Christs war die junge Schauspielerin Isabella Maria Peixoto de Costa aus Lissabon. Im Personalstand von 1772 finden wir aber angeführt: „Mad. Elisabeth Christ, Liebh., junge Mütter, Vertraute; in Opern dritte Rollen. – In Kinderrollen: Josepha Christ, Johanna Christ."

Ihnen erlaubt, mich nach Hause zu bringen.' – ‚Ei, wer hat Ihnen denn das schon erzählt? Diese geschwätzigen Personen haben vergessen zu sagen, daß sie auf honette Damen – und dafür hält sie Sie gewiß – nie eifersüchtig ist.' Unter diesem Gespräch gelangten wir an ihre Wohnung."

Nun wollte sich Mr. Christ empfehlen, denn so galant er auch zeitlebens gewesen sein will, so ist er doch ein Kind des moralisierend entarteten Zeitalters und ist siebzig Jahre alt, da er sich dieser Aventiure schriftlich erinnert. Außerdem will er ja die Eva zur Schuldigen an allen nachkommenden Vorkommnissen stempeln, und so ist sie es, die ihn nötigt, und er es, der ihr widerstrebend folgt.

„In ihrer Stube bewillkommte sie mich mit einem Kusse. Ich stutzte zwar, da wir uns doch erst vor wenig Stunden hatten kennengelernt, aber ich küßte sie wieder. Sie zog mich neben sich aufs Sofa und fing an (weil sie sich sehr über Hitze beschwerte), sich auszukleiden. Sie bat zwar um Verzeihung, weil es so ihre Gewohnheit wäre, aber da ich mich des Wohlstandes wegen entfernen wollte, ließ sie mich doch nicht fort und zeigte mir bei dieser Gelegenheit wie von ungefähr einige ihrer welken Reize, die aber auf mich durchaus nicht wirkten. Ich sah nach meiner Uhr, und da es schon dreiviertel auf zehn war und ich keine Laterne bei mir hatte, entriß ich mich unter diesem Vorwand ihren Anlockungen und kam ganz durchschwitzt in meinem Hause an. Wäre dieses Weib nicht so unverschämt frech gewesen und delikater zu Werke gegangen, wer weiß, ob ich meiner Pflicht treu geblieben wäre – aber solche Unweiblichkeit muß wohl jeden Mann, der noch seiner Sinne mächtig war, von sich zurückscheuchen, statt anzulocken. Kurz, ich entging diesen Netzen, machte mir aber dieses Weib dadurch zur unversöhnlichen Feindin."

Und nun erst, von Mr. Christ zurückgewiesen, also um sich zu trösten und um Gelegenheit zur Rache an dem sie Verschmähenden zu haben, soll Madame Naumann ihre Netze nach dem Regisseur Bergopzoom ausgeworfen haben. Bald zappelt der Fisch, und es ist ein besonderer Fang: Johann Baptist Bergopzoom ist der wahre Herrscher am Prager Theater. Ausgelernter Buchdrucker, hatte er bereits in seiner Vaterstadt (er wurde 1742 in Wien geboren), ferner

in München schauspielerisch gewirkt. Als Regisseur und artistischer Leiter für das Schauspiel ans Prager Kotzentheater engagiert, betrat er am 25. Oktober 1771 in der Rolle des Zapor, des Helden einer Tragödie „Der Renegat", zum erstenmal diese Bühne. Bergopzoom hatte als Schauspieler den nach Wien abgegangenen Peter Senefelder zu ersetzen; dem Mr. Senefelder war zu Prag im selben Jahr ein Sohn Alois geboren worden, und dieser füllte als Erfinder der Lithographie bald die Lücke reichlich aus, welche die graphischen Künste durch das Abschwenken des Typographen Bergopzoom erlitten haben konnten. Bergopzoom aber reformierte das Schauspiel in Prag, insbesondere durch Beseitigung der extemporierten Burlesken. Auch er ging 1774, ein Jahr nach der von Christ geschilderten Episode, an das Wieder Hof- und Nationaltheater ab.

Vorerst war er aber noch allmächtiger Regisseur in Prag und ließ sich, wenn wir unserem Herrn Christ Glauben schenken wollen, von Madame Naumann dazu verleiten, diesen zu schikanieren: „Er schickte mir zum Beispiel drei sehr gute und zwei äußerst mittelmäßige Rollen; ich möchte mich mit ihnen ehestens bekannt machen, weil die Stücke herauskommen sollten, sobald ich fertig wäre. Ich gab mir Mühe; die schlechten wurden gegeben, die guten kamen nicht zum Vorschein. Ich war für Helden und zärtliche Liebhaber engagiert und bekam Intriganten. Beschwerte ich mich darüber, so sagte er sehr freundlich: ‚Lieber Christ, tun Sie es mir zu Gefallen, ich habe niemand andern, dem ich diese Rolle anvertrauen kann, die anderen verderben sie mir.' – Da wir sahen, daß Bergopzoom sich mit Madame Naumann sehr eng verband und einen Ton annahm, als wäre er regierender Herr und wir seine Untertanen, so fanden wir, ich, Spengler, Frank und Henisch*, für notwendig, auch uns enger zu verbinden und ein Schutz- und Trutzbündnis gegen ihn zu errichten. Dahingegen Herr Bergopzoom mit seiner babylonischen H. Madame Naumann, den

* Spengler war Schwabe, spielte Landjunker und Charaktere, worinnen Vorsicht und verbissene Wut herrschten, Franz Frank gab hoch- und niedrigkomische Bediente und lächerliche Liebhaber, Carl Franz Henisch zweite Alte, gesetzte Liebhaber, Pedanten und Karikaturen; Henischs Gattin, Caroline, geb. Jiraneck (junge, tragische Liebhaberinnen), ging ihm später mit Spengler durch, der hernach ihr Mann wurde.

beiden Herren von Griechern, Herrn Baron Hennet* und dem Apotheker Heli wieder einen aparten, freilich viel vornehmeren Zirkel bildete. Die Spannung wurde immer stärker. Madame Naumann, die doch inzwischen die Jahre zu Mutterrollen erreicht hatte, wollte jugendliche Rollen spielen, und von ihrer Fraktion und dem Regisseur unterstützt, behauptete sie sich in allem, was gut und dankbar war. Madame Frank und Madame Henisch bekamen nur, was jene nicht mochte, und so wuchs die Unzufriedenheit immer mehr.

So standen die Sachen, als ein Stück gegeben werden sollte, ‚Die Koterie' betitelt. Es war eine Parodie auf einen in Garnison stehenden Leutnant Baron von Hutten. Ich erhielt die Rolle des Barons und die Vorschrift, mich so zu kleiden: grüner Frack mit rosa Chemisett, paille Hosen, gewichste Stiefel, silberne Sporen, um den Hals eine Handquehle und am stark gepuderten Kopfe einen armdicken Zopf.

Den Tag vor Aufführung des Stückes kam des Morgens um zehn Uhr Herr Baron von Hutten samt den beiden Herren von Griechern, jeder mit einem tüchtigen spanischen Rohre bewaffnet, auf meine Stube. Von Hutten führte das Wort: ‚Sie wissen, wer ich bin und haben die Frechheit, mich auf dem Theater parodieren zu wollen?' Ich stutzte, faßte mich aber gleich wieder und sagte: ‚Sie parodieren zu wollen, ist mir noch nie in den Sinn gekommen, aber je mehr ich Sie ansehe, Herr Baron, je ähnlicher finde ich die mir vorgeschriebenen Kleidungsstücke.'

‚Was, vorgeschrieben? – Man hat mir gesagt, daß es Ihre eigene Erfindung sei, mich in meiner mit Geschmack gewählten Kleidung lächerlich zu machen, und wenn Sie sich unterstehen, dieses zu tun (indem er seinen Stock schwang), so will ich Sie so zerknüppeln, daß Ihnen die Idee, einen Offizier lächerlich zu machen, gewiß auf immer vergehen soll.'

‚Herr von Hutten, das Drohen und Stockschwingen in meinem Quartier verbitte ich mir; auch Sie haben Vorgesetzte, und der Weg zum Generalfeldzeugmeister ist mir nicht abgegraben. Schon dieser Überfall mit noch zwei ebenso wie Sie bewaffneten Männern ist gesetzwidrig.

* Gubernialrat Joh. Marcellus von Hennet hatte 1772 als Theatral-Administrator die Organisation der Prager Bühne übernommen.

Warten Sie es erst ab und dann handeln Sie, aber so, wie es einem Kavalier zukommt. Ich werde erscheinen, wie es mir vorgeschrieben ist. Finden Sie sich dann beleidigt, so halten Sie sich an den Verfasser', und somit machte ich meine Verbeugung.

Die drei Herren, über meinen festen Ton etwas verlegen, steckten die Köpfe zusammen und murmelten: ‚Sollte uns das Weib belogen haben?' – Ich hörte diese wenigen Worte und fragte: ‚Welches Weib? Doch wohl nicht Madame Naumann?' – ‚Ja – nein – sie wohl eben nicht, aber – – –'

‚Aber?' fiel ich ein, ‚Sehen Sie, Herr Baron, hätten Sie mich gleich bei Ihrem Eintritt in mein Haus artiger behandelt, so wäre es zu all diesen Auseinandersetzungen nicht gekommen. Ich hätte sofort getan, was ich nun jetzt erst tue, hätte Ihnen meine Rolle vorgelegt, und Sie würden daraus ersehen haben, daß man Sie belogen, und daß mir derselbe Anzug vorgeschrieben ist, in welchem ich Sie gegenwärtig vor mir sehe.'

Er nahm meine Rolle, las die Vorschrift des Anzugs, bat mich um Vergebung, fluchte über die Naumann, die ihm gesagt, ich wolle ihn lächerlich machen, und bot mir seinen ganzen Anzug zur morgigen Vorstellung an.

Der ältere Herr von Griechern wollte Madame Naumann, welche sowohl seine, wie Bergopzoomers intime Freundin war, verteidigen. Ich aber sagte ihm rund heraus, sie tauge nichts, denn seitdem sie Herrn Bergopzoomer und mehrere andere Herren aus der Stadt (wobei ich ihm scharf ins Auge sah), bestrickt habe, sei es bei unserer Gesellschaft gut gewesen! Überhaupt wäre es traurig, daß Herr von Brunian* sich seine Rechte so aus den Händen winden lasse. Wäre ich an Brunians Stelle, Madame Naumann, diese Meisterin im Bolzendrehen, bekäme künftigen Freitag ihre letzte Gage,

* Joh. Jos. Brunian, geb. 1733 als Sohn des Grafen Brunian, entlief als Kind von zu Hause, wurde Marionettenspieler, Hanswurst und – Tänzerin; in Prag, wo er 1761 bei Kurz-Bernardon engagiert war, verlangte Obrist Graf von Brunian seine sofortige Entfernung, widrigenfalls er ihm eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Ende 1768 trat er als Subpächter des Schauspiels im Prager Kotzentheater eine künstlerisch ersprießliche Tätigkeit an, die aber nicht lange währte; er hatte den emphiteutischen Besitzer des Theaters Bustelli, den Administrator von Hennet, seinen „Finanzsekretair" Wenzel Lieber, die Last der in Graz zurückgelassenen Schulden und den artistischen Leiter Bergopzoom über sich, so daß er zur Zeit des geschilderten Vorfalls wahrhaftig nicht mehr als ein Strohprinzipal war.

denn sie sei ein eiterndes Geschwür an unserem sonst so gesunden Körper und müsse abgeschnitten werden.

Die Herren verließen mich, um geradehin zu Bergopzoomer zu gehen oder zur Madame Naumann, welches ebensoviel war, denn beide wohnten zusammen, hatten ihre gemeinsame Ökonomie, und Gott weiß, was sie noch zusammen hatten. Als Herr von Griechern Madame Naumann meine Äußerungen erzählte, sprang sie auf, fluchte wie eine erzürnte dame de halle und schwur meinen Untergang. Inwiefern sie ihren Schwur erfüllte, wird die Folge zeigen.

Am anderen Tag* war die Komödie angekündigt, das Haus zum Brechen voll, selbst der Oberste Burggraf** fuhr von seinen Gütern herein, diese Parodie zu sehen. Der Wagen kam, mich abzuholen. Ich fuhr bei Bergopzoomer vor, um ihn und die babylonische H. einzunehmen; denn beide hatten im Stück zu spielen. Mit Lächeln empfingen sie mich, machten mir Komplimente über meinen Anzug und freuten sich im voraus über die gewiß glücklich gelingende Vorstellung. An der außerordentlichen Freundlichkeit des lieben Paares merkte ich gleich, daß etwas in ihnen brütete, und war auf meiner Hut.

In der Garderobe begab ich mich gleich auf meinen Platz und nahm meine Rolle zur Hand, um mich nicht zu zerstreuen. Aber es währte nicht lange, so hörte ich ein grausames Lärmen und Schimpfen. Bergopzoomer und Henisch waren es, welche sich wie John Hagel betrugen und sich wechselweise die abscheulichsten Dinge vorwarfen.*** Endlich schrie Henisch: ‚Ja, es ist wahr, alle Rollen, welche meiner Frau oder Madame Frank gehören, geben Sie der Frau Naumann, die lieber alte Weiber und Kupplerinnen als jugendliche Liebhaberinnen spielen sollte; aber freilich, die Konkubine muß alles und ehrliche Weiber dürfen nichts bekommen!'

‚Das spricht ein Schurke!' war Bergopzoomers Antwort.

* 15. September 1773.

** Fürst zu Fürstenberg.

*** Laut Eingabe von Hennet an das Gubernium hatte der Acteur Henisch während eines auf der Bühne entbrannten Rollenstreits ausgerufen, der Teufel werde ihn wohl auch noch einmal von dieser Direktion befreien. Bergopzoom antwortete, Henisch könne glücklich sein, unter dieser Direktion zu stehen, die Schauspieler seien ohnedies lauter schlechte, undankbare Leute.

Das schreckte mich auf. ‚Was?' rief ich, ‚mein Kamerad ein Schurke? So spricht kein rechtlicher Mann!'

‚Ha', schrie Bergopzoomer, ‚rührst du dich auch, du Komplotteur? Du Bube!' Und schlug nach mir.

‚Bube?' wütete ich und gab ihm mit der linken Hand eine Ohrfeige aus Leibeskräften, wollte nach meinem Stock greifen, erwischte aber in der Wut meinen Degen, der eine Schilfklinge hatte und daher sehr leicht aus der Scheide ging, und fuhr ihm damit beim rechten Schlaf an die Hirnschale. Er stürzte zu Boden. Ich stand leblos, wie angenagelt, die Augen an den Boden geheftet.

Der Lärm verbreitete sich ins Parterre und in die Logen zugleich; wie ein Lauffeuer lief es herum: Christ hat Bergopzoomer erstochen.* Auf Befehl des Oberstburggrafen besetzte die Militärwache sogleich die Türen der Garderobe. Es mußte ein anderes Stück gewählt werden, denn Bergopzoomer war außerstande, zu spielen. Man wählte den ‚Sklavenhändler von Smyrna'**, worin ich mitzuspielen hatte. Es war sehr herzerhebend, wenn meine Szene kam und die Wache mich bis in den Flügel brachte, dort wartete, bis meine Szene vorüber war, und mich dann ins Ankleidezimmer zurückführte.

Nach der Komödie wurde ich mit Herrn Spengler und Herrn Frank, welche sich in das Handgemenge gemischt hatten und mit mir unter die Aufsicht der Wache gesetzt worden waren, auf die Altstädter Hauptwache gebracht, unter dem Zulauf von mehr als tausend Menschen und dem Gesang der Pöbelbrut: ‚Satracini Komedianski! Taschkarschi!'*** Zu unserem Glück hatte ein Graf Harrach, der kein Freund der Bergopzoomerschen Fraktion war, die Wache;

* Dem Hennetschen Rapport zufolge hat Bergopzoom den sich einmischenden Christ als Hetzer bezeichnet, worauf der „Provocateur Christ" mit „Hundsfott" geantwortet, Bergopzoom replizierte mit einer Ohrfeige, worauf Christ und sein Kollege Spengler den Regisseur dergestalt mit Stöcken bearbeiteten, daß Bergopzoom wegen arger Verletzung über dem Auge unfähig war zu spielen. Von besagten Schlägen wollte beim Verhör niemand außer der Aktrice Naumann etwas wissen. Dem Administrator, als er auf der Bühne Ruhe geboten, habe Christ frech geantwortet, auch auf der Wache vor mehreren Offizieren ihn gröblich beschimpft.

** Das Stück hieß richtig „Der Warenhändler von Smyrna" und war eine von Andreas Holly (geb. 1747 zu Böhmisch-Luhe) komponierte Operette, die 1775 in Berlin im Klavierauszug erschien.

*** Tschechisch: „Zatracené komedianti! Taškaři!" („Verfluchte Komödianten! Gaukler!").

er nahm uns freundlich auf und ließ uns hochleben, wir durften in der Offiziersstube speisen und schlafen. Des anderen Tages aber wurde er von dem Hauptmann von la Motte abgelöst. Dieser, ein Freund der Frau Naumann, hatte sich vorgenommen, uns in die Kommißstube zu sperren und unter die Pritsche stecken zu lassen. Der edle von Harrach erfuhr aber kaum die schändliche Absicht la Mottes, als er ihm auf der Stelle ankündigte, daß er, wenn er uns das geringste zuleide tun würde, sich mit ihm am Morgen nach der Ablösung schießen müsse. Diese Drohung wirkte so sehr, daß es la Motte nicht wagte, uns nur ein Haar zu krümmen.

Wir mußten noch den Mittag auf der Hauptwache zubringen, wohin uns Graf Harrach das Essen schickte. Den ganzen Tag ward es nicht leer, so viele Besuche erhielten wir von Gut- und Übelgesinnten. Aber von meinen Freimaurerbrüdern* ließ sich auch nicht ein einziger sehen, und da ich auf deren Hilfe nicht wenig baute, so stieg meine Verwunderung mit jeder Minute. Indes tat ich den guten Brüdern höchst unrecht. Denn einzig dem geheimen Betriebe des ebenso humanen als klugen Grafen Kaspar Hermann von Kinigel und seinem mächtigen Einflusse hatten wir es zu verdanken, daß wir sozusagen noch mit einem blauen Auge davonkamen.

Des anderen Tages nachmittags, um vier Uhr, wurden wir von der Hauptwache nach dem Altstädter Rathause gebracht, wo wir vom Stockmeister sehr artig empfangen wurden. Die Besuche waren da noch zahlreicher als auf der Hauptwache, der Wein floß, unsere Freunde ließen uns hochleben. Unsere Gegner hatten aber auch Spione genug dabei, die jedes Wort auffingen, um am gehörigen Orte wieder davon Gebrauch zu machen. Diesen vortrefflichen Spionen hatten wir es zu verdanken, daß ich und Frank

* Christ war in Wien in eine Freimaurerloge aufgenommen worden, hatte es jedoch unterlassen, sich das Akkreditiv an die Prager Brüder geben zu lassen; um deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, machte er während des Spieles maurerische Zeichen, bis ihn daraufhin ein Kaufmann ansprach und in den Maurerkreis einführte. Christ wurde gleich nach der Einweihung zum ersten Vorsteher bei den „drei gekrönten Säulen im Oriente Prag" ernannt, unter welchem Namen die 1743 im Hause „zu drei Säulen" auf der Kleinseite gegründete und 1766 auf Betreiben der Jesuiten eingestellte Loge eben reaktiviert wurde; auch bei einer französischen Loge in Prag wurde Christ „Apprentif", „Compagnon" und „Maître écoussé".

noch den dritten Tag vermöge Reskripts der Regierung mit der Polizei-, oder wie man es im Kaiserlichen nennt, Rumorwache, vom Altstädter Rathause weggebracht wurden, und zwar ich auf die Klein-Seite, Herr Frank auf die Neustadt. Herr Spengler blieb auf dem Altstädter Rathause sitzen. Durch einen mir noch heute unerklärlichen Irrtum ging hier eine Verwechslung vor; denn das Neustädter Gefängnis, wohin der arme Frank zu sitzen kam, war mir zugedacht, weil ich als zuerst Ausschlagender der Schuldigste war. Frank lag unter der Erde, weder von der Sonne noch von dem Monde beschienen, kein Messer oder Gabel, kein Barbier wurde ihm zugelassen, das Fleisch, so ihm seine Frau schickte, mußte er mit den Händen fassen und den Zähnen zerreißen. Ich saß zwar auch auf keinem Rosenbette, aber ich hatte ungleich mehr Bequemlichkeit.

Allein da Bergopzoomer sich sehr krank stellte, weil ein unwissender Barbiergeselle seine Wunde untersucht und den Stoß für tödlich erklärt hatte, wurde auch ich in einen Kerker gebracht, wo sich Wesen befanden, denen sich der Strang oder das Schwert im Prospekte zeigten. Doch dauerte diese Härte nur sechs Tage, denn da seit verübter Tat neun Tage um waren und Bergopzoomer während dieser neun Tage an seiner Verwundung nicht gestorben war, so war mein Hals vermöge dem Gesetze gerettet.

Ich wurde daher über die Erde (denn vorher war ich im Keller) zum Gerichtsschreiber Wilde in eine Kammer gebracht. Dort durfte mich endlich meine Frau besuchen, die mich vor kurzem mit einer Tochter beschenkt hatte und noch Wöchnerin war. Vorher hatte ich mit keiner Seele sprechen dürfen.

Der redliche Gerichtsschreiber Wilde hatte Mitleid mit mir und ging manchmal abends heimlich mit mir spazieren, wozu er mir einen großen runden Hut aufsetzte und einen grauen Mantel umhing. Er wußte, daß er nichts wagte, denn er war Maurer, und ich gab ihm mein Bruderwort, nicht zu entspringen. Aber auch dies wurde verraten. Denn eines Abends, als ich schon zu meinem Spaziergang maskiert war, kam der Stadtrichter. Der Gerichtsschreiber riß mir geschwind Hut und Mantel ab, warf alles unter das Bett, rief mir zu: ‚Legen Sie sich nieder!' und ging dem Herrn Stadt-

richter entgegen. Ich warf mich, gekleidet wie ich war, in mein Bett, deckte mich bis an die Nase zu und schloß die Augen. In demselben Augenblick trat der Stadtrichter mit dem Gerichtsschreiber in meine Kammer und sagte: ‚I hab' halt g'hört, der Malifikant geht alle Abend' spazieren' – indem er nach meinem Bette sah –, ‚schauts, schauts, was das für Lugen san, da liegt er und schlaft. M'r hat mir g'sagt, er lief' alle Zeit, wann's dunkel wird, spazieren, und da liegt er hing'streckt in Federn, wie ani Sau mitten im D . . ck! Wart's nur, kummt's m'r nur wieder mit solchen Lugen!' Und so ging er zur Türe hinaus, befahl dem Gerichtsschreiber, gute Aufsicht über mich zu halten, und trollte mit seinem Stocklaternchen in der Hand wieder ab.

Da er fort war, verließ ich zwar mein Bett, aber da meine nächtlichen Wanderungen einmal verraten waren, wagten wir es doch nicht, unsere Spaziergänge fortzusetzen. Um mir also die Zeit zu verkürzen, gab ich Herrn Wilde Unterricht im Tanzen. Er war fleißig, und binnen den vierundzwanzig Tagen, die ich auf dem Rathause zubrachte, tanzte er eine leidliche Menuette.

Nun wurde ich vors Kriminalgericht gestellt. Hier wurde mir eröffnet, daß ich durch mein Betragen die öffentliche Ruhe gestört und den Burgfrieden gebrochen und deshalb verdient habe, daß mir die Hand abgehauen werde, daß jedoch der Oberste Burggraf aus angestammter Milde mir diese Strafe erließe und mir nur auferlegte, die Regierung der gestörten Ruhe wegen und den Regisseur wegen angetanen Schimpfs und höchst sträflichen Ausschlagens um Verzeihung zu bitten, dann aber nach Bezahlung sämtlicher Unkosten die Stadt Prag zu verlassen. Da mir noch drei Wochen vergönnt sein sollten, meine Geschäfte in Ordnung zu bringen, so müsse ich, damit Bergopzoomer nicht einen neuen Anfall von mir zu befürchten habe, das Juramentum de non offendendo schwören.

Meine Antwort war: ‚Herr Präsident! Daß ich durch das Aufbrausen meines Blutes die öffentliche Ruhe gestört habe, tut mir innigst leid. Was die Abbitte vor dem Regisseur betrifft, dessen Namen ich nicht nennen mag, so wird es nie geschehen, keine Gewalt der Welt soll mich dazu zwingen, diesen Buben einer Abbitte zu würdigen, und sollte ich

auch nie wieder auf freien Fuß kommen. Ja, eher würde ich aus Hunger meine drei Kinder eines nach dem anderen schlachten und essen! Dann müßten Sie mir Gerechtigkeit angedeihen lassen!' – ‚Mein Gott, lieber Christ', sprach der Herr Präsident. ‚Was reden Sie? Ich will das letztere gar nicht gehört haben, schwören Sie nur das Juramentum de non offendendo!'

Mein Freund Wilde umarmte mich und bat mich, den Herrn Stadtrichter zu besuchen und ihm für sein freundliches Benehmen zu danken. Ich tat es ungern, aber ich ging hin. Er gratulierte mir, daß ich von diesem sehr schlimmen Handel so wohlfeilen Kaufs weggekommen sei. ‚Wohlfeilen Kaufs?' antwortete ich, ‚nun, wenn das ein wohlfeiler Kauf ist: acht Tage unter der Erde, siebzehn Tage zwar über der Erde, aber in einer Kammer eingesperrt, wo meinem Weibe und den Kindern nicht erlaubt war, mich zu besuchen, und zur Bezahlung aller Gerichtskosten sowie auch der chirurgischen verurteilt! Dies alles stürzt mich in eine Schuldenlast von sechshundert Gulden. Überdies bin ich außer Brot und soll mit Frau und Kindern reisen, ohne noch sagen zu können, wohin. Das nennen Sie wohlfeilen Kaufes? Oh, wohlgeborener Herr Stadtrichter, ich glaube, Sie wollen über mich spotten.'

‚Ja, es ist halt hart, indessen muß ich mir noch von dem Herrn drei Gulden Quartiergeld für den Stockmeister ausbitten.'

‚Was', rief ich nun aus, ‚drei Gulden Quartiergeld für den Stockmeister, weil ich acht Tage unter der Erde unter Spitzbuben, Dieben, Mördern und Räubern gesessen habe?'

‚Ja, lieber Herr', sagte er, ‚es tut mir halt leid, aber das ist so de consuetudine, und wieviel hat denn gefehlt, daß der Herr nicht auch ein Mörder worden wäre? Also nur gezahlt und dann glückliche Reise!' Bei diesen Worten war ich aber schon zur Tür hinaus, und er war so gefällig, mich nicht weiter zu verfolgen."

Monsieur Christ wird nun von Gläubigern bedrängt, von Freunden geprellt, und er ist froh, da endlich die Kutsche aus dem Stadttor rollt, um ihn auf Umwegen nach Deutschland zu bringen, zu Lessing, in die Klassik des deutschen Lustspiels, nach Berlin und zum Ruhm.

DER KABBALISTISCHE ERZSCHELM

Es ist beileibe nicht bewiesen, daß er den um fünfzehn Jahre jüngeren Sabbathai Zewi ausdrücklich als Messias anerkannt, direkt zur Sekte der Sabbatianer gehört hat. Nehemia Chija Chajon war Abenteurer, Narr oder Schwindler auf eigene Faust.

Um 1650 ist er in Sarajewo geboren, aber er lügt bald den Ort seiner Geburt um, behauptet ein Safetianer zu sein oder Obergaliläer, auf der Wallfahrt seiner Eltern ins Heilige Land zur Welt gekommen. Neunzehnjährig, taucht er wieder in Bosna-Serai auf, heiratet angeblich; gewiß ist, daß er am Sabbat die Sklavin eines gewissen Molina entführt. In Valona nimmt man ihn einige Jahre später aus einer uns unbekannten Ursache fest, ahnungslos ernennt man ihn in Ueskürb zum Rabbiner; bald seines Amtes entsetzt, verschwindet er aus Albanien, keineswegs jedoch vom Balkan; abermals erscheint er in seiner Geburtsstadt, dann in Belgrad, in Adrianopel, auch in Livorno und Saloniki und geht am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die palästinensischen Städte. Als Bettler, Hauslehrer, Prediger, Kaufmann, Frömmler, Schwindler, Zauberer. In Smyrna beginnt er 1708 an Hand eines sich sehr gelehrt gebenden Manuskripts seine Tätigkeit als religiöser Propagator; der Smyrnaer Rabbi entlarvt ihn als Ketzer, und das Rabbinat von Jerusalem, wohin sich Chajon wendet, tut ihn in strengen Bann. Er wandert nun nach Ägypten und nach Italien, hat wenig Erfolg, obwohl die Venezianer Rabbinatsbehörde aus Schlamperei und mehr noch aus Angst, sich als Nichtversteherin der kabbalistischen Mystagogie bloßzustellen, seiner Broschüre „Raza di Jehuda" ihr Plazet erteilt; diese Schrift aber lehrt eine Trinität (vom heiligen Uralten, vom heiligen König und der Dame Schechina) und läuft dem Geist des Judentums polar zuwider; der Autor hat es mit spielerischem Zynismus gewagt, den Anfang des zotigen Gassenhauers „La bella Margherita" in seine neue Lehre

zu verflechten. Aus Venedig, Rom und Ancona muß er flüchten und aus Livorno, wo ihn Joseph Ergas, selbst ein Kabbalist, entlarvt.

Also nirgends hat er sich behaupten können, am Balkan hat man ihn auf unlauteren Wegen ertappt oder verfolgt, in Afrika hat man ihn gefühlsmäßig durchschaut, in Kleinasien verstandesmäßig überwiesen, aus Italien vertrieben. Wo kann der wanderlustige Abenteurer noch sein Glück versuchen? In Prag. Und hier findet er es auch.

Prags Juden sind seltsam. Hier mischt sich Wissen mit Mystik, in keiner so weit nach Westen vorgeschobenen Gemeinde prägt sich die Identität von Glauben und Aberglauben deutlicher aus. Hier ist David Oppenheim Oberrabbiner, in den Dunstkreis der Kabbala eingesponnen und bibliophilen Neigungen hingegeben (seine Bibliothek ist heute der Kern der „Bodleyana" in Oxford), und der Kabbalismus seines Sohnes Josef Oppenheim ist noch weniger kritisch. Auch Naphtali Kohen hat in Prag ein Refugium gefunden, betreibt die Beschwörungskabbalistik, und in seiner Rabbinatswohnung hängt als Talisman gegen Feuersgefahr ein mit Kritzeleien gefüllter Hirschkopf.

Es treffen sich sonderbare Schwärmer aus böhmischen Provinzstädten und aus Mähren, wo Landeshauptmann Graf Dietrichstein Kundmachungen gegen die Ausschreitungen des Sabbatianismus vergeblich erlassen hat und die messianische Narretei noch immer epidemisch ist. Sehr gelehrt und geehrt ist in Prag der junge Jonathan Eibeschütz, der später durch krypto-sabbatianischen Hokuspokus die Judenheit der Welt in die gleiche Aufregung versetzen wird, wie jetzt Chajon und vor ihm Sabbathai Zewi getan. Löbele Proßnitz hat den Namen Gottes in Rauschgold auf die Brust geklebt und mit phosphoreszierender Substanz beschmiert; in dunklen Konventikeln entblößt er den Busen, und wie früher die mährischen Landjuden, staunen jetzt die Prager das leuchtende Wunder an. Mose Gerson Kohen aus Mitau taucht auch in Prag auf, studiert bei Eibeschütz den Talmud, wird sich bald taufen lassen, in Helmstedt den Namen Karl Anton annehmen und nun vom christlichen Standpunkt aus die Schwindelamulette gutheißen, die sein ehemaliger Lehrer Eibeschütz gegen Kindbettfieber ausgestellt hat.

Nicht weniger als einundsechzig Jahre alt ist der ewig wandernde, ewig vertriebene und ewig zu neuer Aventiure aufgelegte Nehemia Chija Chajon, da er – Oktober 1711 – in Prag eintrifft, diesem Hexenkessel des religiösen Okkultismus und der Schmockerei. Nur wenige Tage will er sich aufhalten, möglichst rasch die Rückreise nach Palästina antreten. Aber er bleibt mehr als ein halbes Jahr. Warum auch nicht? Wird er doch im Hause des Oberrabbis aufgenommen, und da der Vater meist auf Reisen ist, überhäuft dessen enthusiasmierter Sohn Josef Oppenheim den „palästinensischen Sendboten" mit Huldigungen und Aufmerksamkeiten. Und für den geistigen Kredit sorgt Naphtali Kohen: er gibt den sophistischen, gegen den Sinn des Judentums verstoßenden Predigten, deren Niederschrift Chajon innerhalb dreier Prager Monate vollendet hat, eine Empfehlung.

Auch David Oppenheim stellt am 9. Februar 1712 dem Buche seine Approbation aus, obwohl er das dicke Manuskript hebräischer Kursivschrift und mystischen Dunkels noch weniger studiert hat als Naphtali, der schon am 4. November 1711 dem Neuankömmling für ein anderes, viel ketzerischeres Buch, den „Eser Lelohis", ein panegyrisches Vorwort geschrieben hat. (Selbst hohe Autoritäten fühlen sich geehrt, wenn sie gedruckt auf der ersten Seite eines Buches figurieren; und eine Approbation ist – ebenso wie eine zustimmende Kritik – viel bequemer als eine Ablehnung, die man erst genau begründen muß und die nur Feindschaft einträgt.) Im gegebenen Fall ist Naphtali Kohen nicht bloß geschmeichelt, sondern auch von der außergewöhnlich vitalen Persönlichkeit und dem schlagfertigen Sarkasmus dieses Cagliostro geblendet.

Wie alle Welt in Prag. Chajons Predigten erfreuen sich strömenden Zulaufs von weit her, besonders die Jugend schwärmt für den witzigen Rhetor und seine okkulten Metaphern; zwischen den Zeilen seiner Reden deutet er Blasphemien von jener Art an, wie sie von der Witwe Sabbathai Zewis, von dessen angeblichem Sohn Jakob Querido-Zewi und ihrem Kreise zu Saloniki verbreitet werden: die Sündhaftigkeit der Welt könne nur durch ein Übermaß von Sünde überwältigt werden.

Durch einen aus Venedig mitgebrachten Famulus läßt

Chajon seinen Prager Getreuen unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählen, er könne die Gottheit zwingen, sich ihm zu offenbaren, er verkehre mit dem Propheten Elias und mit der Schechina, dem weiblichen Mitglied der von ihm behaupteten Dreieinigkeit, er habe die Macht, Tote zu erwecken und neue Welten zu schaffen. Es finden sich viele, die vieles davon glauben, so daß Chajon offen auftreten, für hohe Honorare Amulette verfassen und in fröhlicher Gemeinschaft L'hombre spielen kann.

Viele Monate weilt er bereits in Prag, bevor Naphtali Kohen auf seine Schliche kommt; aber Nehemia Chija Chajon denkt gar nicht daran, die einmal erlangte Approbation seiner Bücher gutwillig herauszugeben; und auf die Vorwürfe wegen des Verkaufs von Amuletten und wegen seiner Gotteslästerungen hat er nur Dreh und Prahlerei zur Antwort. Er kann die Protektion des Rabbi Naphtali schon entbehren, er hat Anhang genug. Retabliert und akkreditiert, verläßt er im Frühjahr 1712 Prag, fährt nach Wien, Nikolsburg, Proßnitz und über Schlesien nach Berlin. Hier läßt er seine Bücher mit den in Prag erschlichenen Empfehlungen drucken und siedelt sich in Amsterdam an, um Kampf und Ausschreitungen zwischen der portugiesischen und der deutschen Gemeinde zu entfesseln; der deutsche Rabbi Zewi Aschkenasi, genannt Chacham Zewi, und der jerusalemitische Talmudist Mose Chages haben gegen die Schriften Chajons, der inzwischen von der portugiesischen Gemeinde ehrenvoll aufgenommen wurde, den Bannstrahl geschleudert. Das portugiesische Rabbinat vermutet hinter diesem Urteil Konkurrenzneid, Gehässigkeit und Einmischung, spricht Chajon von den Beschuldigungen frei, überhäuft ihn provokativ mit Huldigungen, entzieht dem Mose Chages und seiner Familie alle Subsistenz, verbannt und verjagt ihn und hetzt gegen Rabbi Chacham Zewi, und der muß gleichfalls von dannen.

In diesem die Judenheit dreier Weltteile aufwühlenden Fraktionskampf machen sich die Beziehungen, die sich Chajon in Böhmen und Mähren erworben, stark geltend. Aber nicht zu seinen Gunsten. Zeitlich und räumlich hat man nun Distanz zu ihm gewonnen, die unmittelbare Wirkung seiner gewiß suggestiven Persönlichkeit macht kritischer Erinne-

rung Platz, und man erkennt in Prag, mit wem man es zu tun gehabt. Aus Nikolsburg trifft der Bann gegen ihn ein. Naphtali Kohen legt in einem Sendschreiben dar, daß er seine Approbation längst bedauert habe, schildert die Schliche Chajons, seine Niederträchtigkeiten und Blasphemien. Auch David Oppenheim, der Oberrabbi Prags, erklärt, er mißbillige Chajons Ketzerei.

1714 reist Chajon aus Amsterdam ab und treibt sich jahrelang im Morgenlande umher.

Während der Zeit seiner Abwesenheit setzt in Podolien eine große sabbatianische Agitation ein, die hauptsächlich nach Böhmen und Mähren Kuriere sendet, um neue Anhänger für ihren messianischen Glauben zu werben und mit den alten Anhängern in Fühlung zu treten. Ein solcher ist Löbele Proßnitz, der noch immer den phosphoreszierenden Gottesnamen auf seiner inzwischen gealterten Brust trägt, und ein solcher soll auch Rabbi Jonathan Eibeschütz in Prag sein. Als aber der Plan der großen sabbatianischen Restauration verraten wird und sich das bibeltreue Judentum vehement zur Abwehr rüstet, spricht Jonathan Eibeschütz im Verein mit anderen Rabbinern und Tempelvorstehern am 16. September 1725, dem Vorabend des Versöhnungstages, in der Synagoge den Bann über alle Sabbatianer aus.

Das ist wahrlich eine sehr schlechte Zeit für Nehemia Chija Chajon, der eben – er ist schon mehr als fünfundsiebzig Jahre alt – zu Schiff wieder nach Europa gekommen ist, sein Glück von neuem zu versuchen! Es scheint, daß dieser ungebrochen tatkräftige und noch immer lebenslustige Greis den Plan hegt, Haupt der Sabbatianersekte zu werden. Um vor Verfolgungen sicher zu sein, geht er zuerst nach Wien, erlangt mit Hilfe christlicher Beziehungen Zutritt zur Kaiserburg und deutet an, daß er durch seine Lehre von der Dreieinigkeit die Juden zum Christentum bekehren wolle; manchmal gibt er sich als Mohammedaner aus. Es gelingt ihm, einen Schutzbrief vom Hofe Karls VI. zu erlangen, und in vierfacher Maske durchstreift nun dieser leibhaftige Ahasver Europa: als Türke, als Proselytenmacher für den Katholizismus, als sabbatianischer Thronprätendent und als rechtgläubiger Rabbi. Eine Geliebte mit sich führend, erscheint er in Mähren und sucht Anhang. Erfolglos.

Die Prager, die ihn einst so gefeiert, verweigern ihm den Eingang ins Getto. Bloß die Gattin des Jonathan Eibeschütz und dessen Schwiegermutter bringen ihm Speisen auf die Straße, um ihn vor dem Verhungern zu schützen. Chajon läßt Eibeschütz bitten, seine Aussöhnung mit der Judenheit in die Wege zu leiten; aber er erhält nichts als den Rat, sein Wanderleben einzustellen. Weiter zieht der jüdische Bosniak, bettelnd und hungernd schleppt er sich nach Hannover, wo man seine Papiere konfisziert, nach Berlin, wo er mit seiner Taufe droht, nach Amsterdam, wo man ihn ächtet und verbannt, nach Altona, wo der von ihm und seinen Amsterdamer Anhängern einst bis aufs Blut verfolgte Mose Chages als Rabbi lebt. Schließlich kehrt er in den Orient zurück. Irgendwo in Nordafrika stirbt er, nach sechsundsiebzig Jahren eines Lebens, das unruhvoller und unruhstiftender war als je ein anderes.

Sein Sohn, getauft, tritt später in Rom als sein Rächer auf, beschuldigt das Judentum der Christenfeindschaft und zieht Juden und Judenbücher vor die Inquisition – hüben wie drüben gibt die Religion dem Geschickten Gelegenheit zum Ausleben seiner Gelüste.

KÄSEBIER UND FRIDERICUS REX

Im Sommer 1757, nach der Schlacht bei Prag, belagerte Friedrich II. fast mit seiner ganzen Wehrmacht die Stadt, in die sich die österreichische Armee unter Führung des Herzogs Karl von Lothringen zurückgezogen hatte. Obwohl in Prag Hungersnot und Bombardement furchtbar wirkten und die Stadt so hermetisch abgesperrt war, daß weder Nahrungsmittel noch Boten vom Hofe Maria Theresias hinein konnten, erfolgte keine Übergabe. Auch die Preußen vermochten es nicht, Kundschafter in die Stadt zu bringen, um den wahren Zustand der belagerten Armee und der Verteidigungslinien auszuspionieren. Da ließ König Friedrich den durch seine Schlauheit und Waghalsigkeit, Verkleidungen und Streiche geradezu weltberühmten Dieb Christian Andreas Käsebier (einen gebürtigen Hallenser) mittels Eilstafetten in das Lager kommen, damit er sich in die Stadt einschleiche und entweder Nachrichten bringe oder gar durch Bestechung von Wachtposten Prag in die Hände der Brandenburger liefere. Die Eskorte traf am 12. Juni 1757 um neun Uhr dreißig aus dem Stettiner Strafhause im Schloß Stern ein, und der Dieb wurde sofort vom König in einer einstündigen Audienz empfangen.

Schon die ersten Worte, die Friedrich und Käsebier wechselten, verrieten den kommenden Konflikt. Käsebier trug nämlich an den Händen eine große Kette, an der eine eiserne Kugel hing. „Er war die ganze Reise so gefesselt?" fragte der König. – „Nein, Majestät, erst beim Betreten des Lagers hat mir der Transportkommandant die Kette angelegt." – Der König mit unverhohlener Verachtung: „Es ist nicht vornehm, diese Nachsicht zu verraten." – „Majestät", versetzte darauf Käsebier, „ein preußischer Lieutenant, der glaubt, der große Käsebier werde flüchten, wenn ihn der große König ruft, wäre nicht wert, ferner in den Diensten des großen Königs zu stehen." Über diese Antwort soll Fridericus, der durch sie eines voreiligen Urteils überführt wurde, sehr betroffen gewesen sein.

Sein Ärger steigerte sich, als er mit einem, wie er meinte, überraschenden Auftrag herausrücken wollte und Käsebier ihm ins Wort fiel, exakt erklärend, auf welche Weise er sich nach Prag einzuschleichen beabsichtige und durch welche Mittel er für den König die Stadt gleichsam stehlen wolle. Der König hatte zu den Vorschlägen Käsebiers nur hinzuzufügen, daß sie binnen drei oder vier Tagen vollzogen sein müßten. Darauf reagierte Käsebier mit den Worten:

„Aha, die Entsatzarmee ist schon so nahe!"

Diese Bemerkung versetzte Friedrich II. und den anwesenden Marschall Keith in die peinlichste Überraschung. Tatsächlich ralliierte sich nämlich seit zirka einer Woche der österreichische Feldmarschall Daun mit der zum Entsatz von Prag bestimmten Armee bei Kolin, und es mußte binnen vier Tagen zur Entscheidungsschlacht kommen. Friedrich vermutete aber mit Recht, daß die Nachricht vom Herannahen der Entsatzarmee in der so lückenlos abgeschlossenen Stadt Prag nicht bekannt sei. Diese Ahnungslosigkeit der Prager war für Fridericus ungeheuer wichtig, da er drei Viertel der Belagerungsarmee abziehen und gegen Daun werfen wollte. Würde nun die in Prag eingeschlossene Armee von der Nähe eines Entsatzes erfahren, so könnte sie eine allfällige Absicht der Übergabe hinausschieben und sogar gegen die geschwächten Belagerer einen erfolgreichen Ausfall unternehmen. Und nun sollte der König einen Gauner als Spion in die Stadt lassen, der das Vorhandensein der Entsatzarmee erraten hatte!

„Was fällt Ihm ein", schrie Marschall Keith, „wer spricht von einer Entsatzarmee? Von einer Entsatzarmee ist keine Rede."

Käsebier ließ sich aber dadurch nicht beirren und verneigte sich nur ironisch: „Wie Herr Marschall befehlen." Während der ziemlich erregten Audienz zog Marschall Keith den König beiseite und warnte ihn abermals, den Dieb, der ein so gefährliches Kriegsgeheimnis wisse, zum Feinde zu lassen. Friedrich II. aber, der nun schon einmal den Kriminalverbrecher aus Stettin herbeigeholt hatte, wollte ihn auch verwenden und erwiderte bloß: „Man wird ihm unten nicht glauben. Er war bereits im Prager Stock-

haus eingesperrt und auf dem Pranger gestanden. Der Aussage eines solchen Menschen schenkt man keine Bedeutung."

Er wandte sich an Käsebier, und um ihn einigermaßen zu versöhnen, forderte er ihn auf, eines seiner berühmten Gaunerstückchen zu erzählen. Dies lehnte der Dieb ab, indem er sagte, er vermöge es nicht, wie ein Schauspieler oder ein Fabeldichter auf Kommando eine Geschichte vorzubringen, er könne nur im Freundeskreise bei einem Gläschen Bier sehr lustig erzählen. „Ich werde Ihn doch nicht zur Hoftafel einladen!" brauste da der König von neuem auf.

Darauf soll Käsebier wörtlich geantwortet haben: „Spotten Eure Majestät nicht. Wenn ich wiederkehre, kann es leicht geschehen, daß Majestät mich an der Hoftafel sitzen lassen. Im Kriege kann als Verdienst aufgefaßt werden, was unter anderen Umständen als Kriminalverbrechen gilt: wenn jemand den Feind tötet, so ist er kein Mörder, sondern ein Mordskerl, wenn jemand in eine feindliche Stadt einbricht, so ist das kein Einbruchsdiebstahl, sondern ein siegreicher Einbruch. Und wenn da unten in Prag morgen das kaiserliche Hauptquartier in Flammen aufgehen sollte, so werden Eure Majestät schwerlich sagen, daß der Käsebier ein ‚Brandstifter' ist, sondern: ‚ein Feuerkopf'. Deshalb kann es sehr leicht sein, daß ich nächste Woche an der Hoftafel sitze und Eurer Majestät lustige Kapitel aus dem Kriminalroman ‚Leben und Taten des Andreas Christian Käsebier' erzähle."

Bei der Erwähnung der Brandstiftung stampfte der König unwillig auf und rief erbost: „Er wird auch mit anderer Rekompense zufrieden sein. Er wird begnadigt werden und Geld erhalten." Damit war die Audienz zu Ende.

Tatsächlich gelang es Käsebier, durch die Tore zu kommen. In einer Spelunke am Moldauufer, nahe dem Spital der Barmherzigen Brüder, begann er seine Recherchen. Dort wurde er von einer jungen Dirne erkannt. In ihrer Kinderzeit hatte sie ihn am Pranger stehen gesehen. Das Mädchen ließ sich mit Käsebier ein, und als sie Gewißheit hatte, daß er ein preußischer Späher sei, soll sie versucht haben, ihn davon abzubringen, den Preußen Kriegsdienste zu leisten.

Käsebier beharrte darauf, binnen vier Tagen die Ent-

scheidung herbeizuführen und solcherart seine Geschicklichkeit dem König zu beweisen. Daraufhin denunzierte besagte Dirne ihren neuen Liebhaber mit lauter Stimme bei einem österreichischen Konfidenten, der gleichfalls in der Spelunke zu Gast war. Der Spitzel trat aber auf den Entlarvten zu und – bat Käsebier, ihm bei der preußischen Armee Beschäftigung zu verschaffen. Der erstaunte Käsebier erfuhr, daß die Übergabe der Stadt vom österreichischen Generalstab bereits beschlossen sei und daß der Obristleutnant Laudon um sechs Uhr abends den Preußen die Kapitulation anbieten werde. Zu diesem Schritt habe sich der Generalstab veranlaßt gesehen, weil die Stadt vollkommen ausgehungert und stark zusammengeschossen und die Hoffnung auf Herannäherung einer Entsatzarmee geschwunden sei. Daraus erkannte Käsebier, daß er dem König keinerlei Dienste mehr leisten und ihm seinen Wert als genialer Verbrecher nicht mehr beweisen könne. „Wenn ich die Stadt nicht für den König stehlen kann, so will ich sie wenigstens dem König stehlen", soll er gesagt haben. Er ließ sich durch den Konfidenten ins Clementinum führen, wo das österreichische Generalkommando tagte, und machte davon Mitteilung, daß die Entsatzarmee Dauns ganz nahe sei. Man benachrichtigte sofort Herzog Franz, die bereits beschlossene Übergabe wurde hinausgeschoben und Käsebier in vorläufige Verwahrung genommen, bis sich die Richtigkeit seiner Angaben herausgestellt hätte.

Vier Tage später fand die Schlacht bei Kolin statt. König Friedrich, der den Kern seiner Armee vor Prag hatte zurücklassen müssen, wurde vernichtend geschlagen. Über Nimburg flüchtete er zu den Truppen vor Prag zurück, wo er die Belagerung abzubrechen befahl. Während des Abzuges erschien ein österreichischer Parlamentär mit einem Transport von 122 preußischen Offizieren, die, vor Monatsfrist in der Prager Schlacht verwundet, im Lazarett der Barmherzigen Brüder gelegen hatten und nunmehr von den Siegern zu ihrer Armee zurückgeschickt wurden. Der von einem Trompeter mit weißer Fahne begleitete Unterhändler wurde vom König im Schloß Stern empfangen und bedankt. Bei dem letzten Hofsouper vor Prag, dem der österreichische Offizier selbstverständlich zugezogen wurde, erzählte er:

die Stadt habe sich vor einer Woche ergeben wollen, doch sei diese Übergabe (die den Krieg zugunsten Preußens entschieden hätte) im letzten Augenblick durch die Mitteilungen eines gewissen Käsebier abgesagt worden. „Hätte ich diesen Schurken hier", schrie Fridericus, als er das hörte, „ich würde ihn auf der Stelle füsilieren lassen." Da nimmt der österreichische Offizier die Allongeperücke ab und gibt sich als Käsebier zu erkennen, während gleichzeitig der begleitende Trompeter die weiße Fahne über ihm schwingt. „Mich schützt das Völkerrecht!" Der König hebt die Tafel auf, der Parlamentär reitet nach Prag – er hat, Käsebier, doch an der Hoftafel gesessen!

Im Nachwort zu meiner Komödie „Die gestohlene Stadt" (Erich Reiß Verlag, Berlin 1925) ist angegeben, wie der König Friedrich diese Episode unterdrückt hat, wie er eine weitere Befassung mit den volkstümlich gewordenen Diebsstreichen Käsebiers verbot, den vorher die Dichter Bürger, Weiße, Seume und Lichtenberg besungen hatten, und wie auch die Autobiographie des Meisterdiebes nicht zur Drucklegung zugelassen wurde. Von Käsebiers ferneren Schicksalen weiß man bloß, daß er in Sachsen ein Gut gekauft, geheiratet hat und dort zwanzig Jahre später friedlich gestorben ist.

„*Konrad:* Doch ist es jetzo nicht geheuer,
Denn droben auf der Kulmer Höh',
Da spukt seit ein'ger Zeit viel freier
Das Raubgesindel. – Auf dem Schnee
Entdeckten Leute, die dort fuhren,
Erst heute Mittag blut'ge Spuren.
Ottomar: Sie treiben's arg.
Konrad: Dess ist Gott Zeuge,
Viel Unheil stiften sie im Land."

Cuno: „Die Räuber auf Maria-Kulm"
Erste Handlung, III. Szene

Jetzo nicht mehr. Jetzo ist es wieder geheuer droben auf der Kulmer Höh. Nur die Wallfahrer, nachdem sie in der Gnadenkapelle ihr Gebet verrichtet, lassen sich vom Küster die Mördergrube aufschließen, um angesichts der aufgeschichteten Totenschädel und Gebeine das Gruseln zu lernen.

„Ma gottsölige Mutta hoat sich nu d'erinner kinna an die Reiber. Des woar'n grausige Zeit'n."

Es war eine uralte Frau, die mir das angesichts von Geripp und Totenbein beteuerte, aber trotzdem muß an diese Äußerung ein Zweifel geknüpft werden: so ganz genau kann sich ihre Mutter unmöglich an die Reiber erinnert haben und an die von ihnen verursachten grausigen Zeit'n, sintemalen die argen Mordgesellen bestenfalls im vierzehnten Jahrhundert ihr Unwesen trieben. Bestenfalls. Urkundlich findet sich nichts vor, was ihre Existenz bestätigt, es sei denn, daß man der Zeugenaussage meiner alten Nachbarin, beziehungsweise ihrer gottsöligen Mutta, dokumentarische Kraft beizumessen geneigt wäre.

Wie dem auch sei, ob die Räuber auf Maria-Kulm lebten oder nicht, sie haben in mehr als einer Beziehung ihre Aufgabe erfüllt.

Vorerst dienten sie nur ad maiorem Mariae gloriam. In

der Geschichte des Wallfahrtsortes wird von einer Räuberbande, die der Sage nach nahe der Kapelle nistete, erzählt und von ihrer Unschädlichmachung vor der Heiligenstatue. Dann hat 1814 der Besitzer der von Goethe bedichteten Karlsbader Leihbibliothek, Heinrich C. Cuno, ein Drama daraus gemacht und sechs Jahre später der Graslitzer Maler Andreas Dietz auf vier Gemälden den Verlauf der Moritat schaurig-schön dargestellt. Und so kommt es, daß die Pilger unmittelbar aus der Kapelle der Barmherzigkeit in das Gewölbe der Grausamkeit zu tappen wünschen, was wiederum dem Küster, der den Schlüssel zur „Mördergrube" in Händen und ein Traktätchen über die Räuber feilhält, etwas Geld einbringt; daß die Skelette von dem aufgelassenen Kirchhof stammen, hat für die Gläubigen, die das Gruseln lernen wollen, nichts zu bedeuten.

Den größten Erfolg hatte das Drama teils für sich selbst, teils als Propaganda für das stille Gnadenkirchlein ob der Eger. Nahezu hundert Jahre lang hausten „Die Räuber auf Maria-Kulm oder Die Kraft des Glaubens, Gemählde aus der vaterländischen Geschichte des XIV. Jahrhunderts" auf dem Spielplan der deutschen Theater, zuvörderst auf dem der großen (keine Geringere als Sophie Schröder glänzte in der Rolle der Bibiana!), dann auf dem der Wanderschmieren, und heute wird das Stück neben der Schauertragödie vom Räuberhauptmann Karasek auf den Puppenbühnen der böhmisch-sächsischen Grenzgebirge agiert.

Es bringt alles mit, wessen ein Publikum bedurfte, Ritterromantik, Räuberromantik und Religionsromantik, Großmut, Grausamkeit und Geilheit, vortrefflich eingeteilt, so zwar, daß in jedem der fünf Akte von jeder dieser Ingredienzen eine starke Dosis verabreicht wird.

Vor allem aber war das Drama durch einen unsäglichen Mangel an Logik zum Erfolgsstück prädestiniert; die Naivität des Autors wird nur noch von der Naivität seiner Ritter und die Dämlichkeit seiner Ritter nur noch von der Dämlichkeit ihrer Räuber übertroffen. Wohl stecken die Keime dieser Mängel schon in der lokalen Kirchenlegende, die Heinrich C. Cuno ziemlich mechanisch dramatisiert hat, aber das, worüber man bei der Prosaerzählung der Patres leicht hinwegliest, wird zum kompletten Unsinn, wenn sich,

abendfüllend ausgedehnt, ein Fehler fortzeugend vom ersten bis zum fünften Akt schleppt.

Die Sache ist die: Der alte Heinrich von Reisengrün, Herr der Feste Katzengrün, ist ausgeritten, um mit dem Burgherrn von Falkenau Schach zu spielen. Die Gelegenheit benützt der edle Juniorchef von Burg Katzengrün, Junker Ottomar, dazu, der schönen Bibiana, des Burgvogts Töchterlein, seine Minne zu gestehen; er tut dies teils in Versen, teils in ebenso geschwollener Prosa, und sie erwidert, züchtig und geschraubt, diese Liebe.

Bald darauf – die Nacht ist bereits hereingebrochen – kehrt Vater Heinrich zurück, setzt sich zum Abendbrot und vermißt plötzlich sein mit Edelsteinen reich verziertes Brettspiel. Oben auf der Kulmer Höhe, wo man kurz vorher, in einer Haselstaude versteckt, ein holzgeschnitztes Bildnis der heiligen Jungfrau mit dem Christuskindlein entdeckt und ihr zu Ehren eine Kapelle errichtet hat, ist der Alte vom Pferde gestiegen, um zu der heiligen Mutter Gottes zu beten, und als er wieder aufsaß, blieb das Spielbrett liegen. „Lauf, Ottomar", sagt er, da er sich in der Burg daran erinnert, zu seinem Sohn, „und hol' es mir."

„*Ottomar:* Ich? Jetzt bei Nacht? Was denkt Ihr, Vater?
Heinrich: Ich glaub' der Bube fürchtet sich?
Ottomar: Ich habe Muth, dess seyd Ihr Zeuge.
Heinrich: Beweise ihn, und hol' das Bret!
Ottomar (gekränkt):

Gern will ich 's Leben in die Schanze schlagen,
Wenn es die Rettung eines Menschen gilt.
Doch um ein Spielwerk möcht' ich es nicht wagen,
Da heiß mein Blut für edl're Taten quillt.

Burgvogt Konrad: So schickt doch lieber einen Knappen.
Heinrich: Dem Ottomar hab' ich's befohlen! Und wenn ich einmal Etwas sage, so nehm' ich nie mein Wort zurück. (Zu Ottomar:) Du gehst!
Ottomar: Ich gehe, Vater! doch wenn Räuber –
Heinrich: Was Räuber! Nimm dein Schwert mit dir.
Konrad (bittend): So schickt doch einen Knappen, Ritter!
Heinrich (böse): Der Knapp' ist Mensch, so wie mein Sohn. Und hat der Knappe Muth zu gehen, so soll ihn auch der Bube haben.

Bibiana (ängstlich): Laßt mich –
Heinrich (ärgerlich): Nichts da!
Bibiana: Ich will es holen!
Heinrich (streng): Der Bube geht, du bleibst daheim! (Er geht zürnend in sein Kabinett.)"

Was geschieht nun? Wird der Sohn mit einigen Knechten losreiten, wodurch sich die Gefahr vermindert und er den Befehl des halsstarrigen Alten wenigstens zur Hälfte befolgt? Wird Ottomar einen seiner Reisigen schicken, trotzdem der Vater dies verboten hat und trotzdem er sich damit als Feigling erweist?

Noch schlimmer! Junker Ottomar überläßt es seiner Bibiana, einem Knappen den Auftrag zum Ritt in das Räubergebiet zu geben.

Aber es ist Bibiana selbst, die den unheimlichen Weg antritt. Der Autor und wahrscheinlich auch sein Publikum haben nicht bemerkt, daß Ottomar weit feiger dasteht, wenn ein Mädchen ihn dergestalt beschämt, und so wandert der junge Ritter auch weiterhin als sympathischer Held durch die fünf Akte.

Nun, Bibiana kommt zur Gnadenkapelle und erlauscht, vor nahenden Schritten sich versteckend, ein Gespräch der Bandenmitglieder Rupert, Kral und Lutz, worin sie ihre Geschäftsgeheimnisse ausplaudern. Sie erzählen, daß sie bei allen auf den nahen Burgen abgehaltenen Festlichkeiten als fahrende Ritter erschienen.

„Unser vorzüglichstes Augenmerk ging auf die Weiber und Töchter des Landes, die hier, so wie es überall ist – das Fremde dem Heimischen vorziehen. Wir buhlten um ihre Gunst, und hatten wir ihre Liebe errungen, so suchten wir sie durch Überredung, List oder Gewalt zu entführen.

Lutz: Versteht sich, daß sie ihre Schätze und Kostbarkeiten mit sich nehmen mußten.

Rupert: War es uns nun gelungen, unsern Raub ins Freie zu locken, so führten wir sie hierher, hier konnten sie sich mit ihrem Gewissen abfinden, und wenn wir denn noch so mancherlei Kurzweil mit ihnen getrieben hatten, gaben wir ihnen den Laufpaß in die Ewigkeit, theilten

ihr Eingebrachtes und warfen die Leichen da links in die Grube neben der alten Eiche."

Nicht nur ihre Taktik breiten die ahnungslosen Halunken vor der versteckten Lauscherin aus, Bibiana wird auch entsetzte Zeugin zweier Mordszenen. Die erste gilt einem Knappen, der seine Herrin im Auftrage der Räuber verraten hat und nun von diesen den Dolchstoß zum Lohn erhält. Die zweite aber ist noch schauerlicher: Ein Burgfräulein namens Leokadia (angetan mit einem prächtigen Staatskleid, über dem sie einen Reiserock trägt) erscheint mit dem Grafen Hugo von Felsenburg, um sich heimlich trauen zu lassen. Jedoch, o Schrecken, der Bräutigam befiehlt ihr: „Leg' ab den Schmuck, entlade dich der Kleider, denn beides nützt dir ferner nicht." Er sagt ihr, daß sie sterben muß, und stellt sich vor: „Ich bin nicht Ritter und nicht Graf, ich bin das Haupt von (sic!) einer Räuberbande." Während sich das tödlich erschrockene Mädchen auszieht, macht der Räuberhauptmann, der, wie wir aus dem Theaterzettel wissen, Kust heißt, seine Bemerkung darüber, daß sie so rasch bereit ist, sich ihrer Kleider zu entledigen:

> „Du Törin, du! Nicht lüstern bin ich mehr nach deinen Reizen – nach deinem Blute dürste ich. Nur mach' es kurz, damit ich dich zur Ruhe fördern kann. Ein gutes Mahl und alter Wein sollen mir nach dieser Arbeit trefflich schmecken.

Leokadia (ihr Haar hängt aufgelöst über die Schultern herab; sie trägt auf dem Arme die Kleider und den Schmuck; sie ist nur noch mit einem weißen Gewand bekleidet):

> Was deine Habsucht immer heischen kann, das hast du nun erhalten, vergönne mir die einz'ge Hülle, die mich noch deckt, – laß sie zum Leichentuch mir dienen, und nimm dafür hier dieses gold'ne Halsgeschmeide, welches dir hundertfach den Werth ersetzt. (Sie bindet die Halskette ab und gibt sie an Kust.)

Kust: Es sey!"

In der Zeit, da Kust mit der Abschlachtung seines Opfers beschäftigt ist, gelingt es Bibiana, sich unbemerkt davonzuschleichen, nicht ohne das Schachbrett ihres Burgherrn

mitzunehmen sowie die Kleider und den Schmuck der armen Leokadia. Kust, den blutigen Mordstahl in der Hand, sucht seine Beute und erspäht in der Szene einen fliehenden Menschen:

> „. . . Blut und Mord!
> *Das* sollst du mir mit Tod und Qualen –
> Mit tausendfacher Pein bezahlen –,
> Dein Schmerz soll Höllenmartern gleichen!
> (Stürzt ab.)
> Ihm nach! Noch kann ich ihn erreichen! (Ab.)
>
> (Man erblickt Bibiana, von Kust verfolgt, auf dem Gipfel des Berges, und so wie sie beinahe von ihm erreicht wird, sinkt der Vorhang nieder.)"

Welch ein Zwischenakt, welche Marter für das Publikum! Und welch eine Nacht für den Junker Ottomar, der sich um das Schicksal des vermeintlich davongerittenen Knappen bangt und schließlich gar erfährt, seine Heißgeliebte habe allein den fürchterlichen Weg gewagt. Was Wunder, daß er in klafterlange Monologe ausbricht! Da kommt Bibiana, blaß und atemlos; indem sie Blick und Hände gen Himmel hebt, erzählt sie den Verlauf ihrer Flucht vor dem Mordbuben, „wobei ihr oft der Athem mangelt, weshalb sie zuweilen inne hält":

> „Schon hatt' er mich gefaßt am Kleide –
> Es riß – er fiel – wir rangen Beide –
> Bis mir die – neue – Flucht gelang. –
> Auch er – verfolgte – mich auf's Neue –
> Schon klirrte wieder nah sein Sporn. –
> Da tönt des Wächters gellend Horn –
> Von dieser Burg – hinaus in 's Freie. –
> Das Raubtier – horcht – und stutzt – und sieht –
> Indess – die Taube – ihm entflieht."

Zwei Akte folgen, in denen sich die Albernheiten geradezu überstürzen. Auf Feste Katzengrün wird sofort ein Fest veranstaltet, damit sich die Räuber hier einfinden. Und sie finden sich wirklich ein, auch Kust, obwohl er doch weiß, daß er in der vorhergegangenen Nacht beobachtet wurde,

daß die Lauscherin schnurstracks in die Burg Katzengrün flüchtete, also dort alle unterrichtet sein müssen und das Mädchen ihn erkennen wird. Zum Überfluß trägt Bibiana auf dem Ball die Kleider der ermordeten Leokadia. (Zum Überfluß? Gerade diese neuerliche Verwendungsmöglichkeit einer prunkvollen Toilette mag das Stück für Bühnen mit spärlichem Fundus erschwinglich gemacht haben. Ebenso erscheint ja in Grillparzers „Ahnfrau", die mit den „Räubern auf Maria-Kulm" mancherlei Ähnlichkeit aufweist, dem als Ritter eingeschlichenen Räuber das Schloßgespenst in Bertas Gewandung.)

Wie Bibiana seherisch verkündet hat, unternimmt der adelig verkleidete Kust den Versuch, das Mädchen, mit dem er heute nacht gerungen und das, um jeden Zweifel auszuschließen, seine ihm abhanden gekommene Beute auf dem Leibe trägt, zur gemeinsamen Flucht zu bereden. Bibiana willigt ein und sagt, mit Recht, beiseite:

„Ha, Ungeheuer! Wie ist es doch mit Blindheit geschlagen, sonst müßte es die Schlinge seh'n, die jetzt ein unerfahr'nes Mädchen ihm gelegt."

Bibiana flieht mit dem Kerl, dem sie gestern beim Meucheln zugesehen, alldieweil ihr Plan dahin geht, die blutrünstigen Gauner nicht schon beim Fest überwältigen zu lassen, sondern erst vor der heiligen Jungfrau von Maria-Kulm. Warum solches in der Legende steht, ist klar; aber warum wird im Drama dieser Kulissenwechsel vollzogen? Damit man bei der Kapelle aller Banditen habhaft werden könne? Als ob der langgediente Räuberhauptmann zur Abschlachtung eines Mädchens die Mithilfe seines ganzen Ensembles benötigen würde!

Nun, wir brauchen einen fünften Akt, und da dieser hereinbricht, kommt Bibiana eben mit ihrem Häscher in die Kapelle. Ihre Situation wird brenzlich. Schon hat der Bube das keusche Mädchen gezwungen, sich vor seinen Augen (und vor denen des Theaterpublikums) halb zu entkleiden, schon hätte er zehnmal Zeit gehabt, Bibiana das Messer in den knospenden Busen zu stoßen. Durch ihre fromme Zuversicht versetzt sie ihn derart in Wut, daß er – um sie martern zu lassen – durch drei gellende Pfiffe seine Spieß-

gesellen aus ihren Schlupfwinkeln herbeiruft. Spornstreichs kommen sie allesamt.

Also hatten wir unrecht, Bibianens Plan für blödsinnig zu halten. Die Gesamtheit der Räuber kann nun von den Edlen umzingelt werden.

Auf Kust stürzt sich Junker Ottomar und – wird überwältigt. Der Räuberhauptmann will zustoßen – ha, die prächtige Bibiana entreißt ihm in diesem Augenblick den Dolch und rettet solcherart dem alten Heinrich den Sohn. Was kann daraufhin der gerührte Burgherr anderes tun, als sie – die Bürgerliche – zur Schwiegertochter zu erheben!

Gefesselt wird die Mörderschar, durchsucht die Höhle und die darin gefundene Beute auf Antrag Bibianens zum Bau einer Kirche bestimmt, dem Bilde der heiligen Maria zu Ehren.

„(Sie kniet vor demselben nieder, alle Anwesenden folgen ihr und knien im Kreise mit aufgehobenen Fackeln um sie her.)

Ich beug' in Demuth Herz und Sinn!
Du, die so wunderbar, so göttlich heute
Mich mütterlich aus Räuberhand befreite –,
Dank', Dank' dir, Himmelskönigin!

(Sie beugt sich mit der Stirne zur Erde, alle Anwesenden mit ihr, indem sie die Fackeln senken.)
(Der Vorhang sinkt sanft nieder und verhüllt das Gemälde.)"

Das ist das Ende der Räuber von Maria-Kulm, die das schlimmste je von einer Räuberbande erlittene Schicksal zu erleiden hatten: das Schicksal, niemals gelebt zu haben.

Nur die gottsölige Mutta des Egerländer Weibleins, das an meiner Seite den Haufen von zerfallenen Friedhofsknochen schaudernd betrachtet, hat sich noch an die Reiber d'erinner kinna und an die von ihnen verursachten grausigen Zeit'n.

KARASEK, GEFESSELT

Johannes Karasek, geboren 1765 zu Smichow bei Prag, wurde am 14. September 1801 in Bautzen verurteilt, zur Richtstätte geschleift, um gerädert zu werden, beim Appellationsprozeß milderte der Schöffenstuhl zu Leipzig am 24. Mai 1802 das Urteil auf Hinrichtung mittels Stranges herab, und am 24. Februar 1803 wurde Karasek (mit acht Mitgliedern seiner Bande) vom Kurfürsten von Sachsen zu lebenslänglicher Haft auf der Dresdner Zitadelle begnadigt. In dreißig Pfund schweres Eisen eingeschmiedet, lieferte man Karasek nach Dresden ein. Zwischen dem Pirnaischen und dem Seetor sowie vor der Bastion drängten sich tagelang die Menschen, als erwarteten sie, der Berühmte werde plötzlich sein Gesicht aus dem fensterlosen Gemäuer hervorstecken. Dresden sprach von nichts anderem als vom neuen Mitbürger. Am Sonntag, wenn die katholischen Sträflinge über die Straße in die Gefangenenkirche geführt wurden, sammelten sich viele hundert Neugierige vor dem Eingang, den großen Karasek zu sehen. Darüber war er wütend. Einem Dienstmädchen, das ausrief: „Das ist er!", versetzte er einen Schlag über den Kopf, einem Mann, der ihn anstarrte, spie er ins Gesicht.

Man hatte ihm eine besondere Kleidung gegeben, ihn allen kenntlich zu machen, eine Flucht zu erschweren. Aus bunten Friesstücken war sein Anzug zusammengesetzt, bei der Ärmelweste die rechte Seite braun, die linke grau, die Kappe in gleicher Weise geteilt, und ebenso wechselten die Strümpfe.

Ein Justizsoldat stand immer neben ihm in der Zelle, drei begleiteten ihn, wenn er zur Arbeit ging. Trotzdem unternahmen die noch in Freiheit befindlichen Mitglieder seiner Bande wiederholt Versuche, ihn herauszuholen.

Der dritte dieser Fluchtversuche wurde bloß durch Zufall vereitelt, und nun begann man ihn mit Sicherheitsmaßregeln zu umgeben, die brutaler als jede mittelalterliche Folter

waren: auf einer Pritsche ausgestreckt lag Karasek da, auf der ihn ein über seine Brust gespannter Eisenreifen festhielt, zwei Ringe fesselten seine Füße, zwei andere seine Arme. Nur wenn der Aufseher dem Gefangenen die Nahrung brachte – Brot und Wasser, nichts als Brot und Wasser! –, wurde der rechte Arm für eine Viertelstunde losgeschlossen. Vor dem Fenster der Zelle stand eine Schildwache, die den Festgeschmiedeten jede Viertelstunde anzurufen und von ihm Antwort zu empfangen hatte; eine bestialische Quälerei, an die sich Karasek aber gewöhnte, so daß er im Schlaf den Gegenruf gab.

Nun nützten die Wächter die Hilflosigkeit ihres Häftlings dazu, ihn zu einem einträglichen Objekt der Schaulust zu machen. „Karasek", erzählt der Reiseschriftsteller Voigt, „ist heute die bedeutsamste Sehenswürdigkeit der Residenzstadt an der Elbe, und viele der nach Dresden kommenden Fremden lassen sich den berühmten Räuberhauptmann zeigen, welches Sache des Profos ist, der sich nicht schlecht dabei steht; der Malefikant empfängt aber diese Besuche selten mit Artigkeit, wodurch sich der Ruf von seiner Wildheit und Grausamkeit noch mehr verbreitet ... Ich selbst sah in seiner Zelle eine Dame, die täglich hierher kommt, um eine halbe Stunde in stummer Betrachtung des gefesselten Karasek zu verbringen ..."

Eine Dame des Hofes erteilte dem in Dresden ansässigen Künstler Ludwig R. den Auftrag, von dem sächsischen Rinaldo ein Gemälde anzufertigen, das eine ganze Wand ihres Schlafgemaches bedecken sollte. Der Maler erschien in der Zelle, Karasek hörte aber die Anrede nicht an, und da sich R. gleichwohl ans Porträtieren machte, hielt das Modell keinen Augenblick ruhig, wendete (soweit ihm solches die Eisenklammern erlaubten) den Kopf hin und her, verzerrte unausgesetzt das Gesicht und spie den Maler wiederholt so heftig an, bis R. den Kerker verließ.

Von ganz Sachsen aus wurden geradezu Wallfahrten nach dem Grenzort Nieder-Leutersdorf unternommen, in dessen südlichem Vorort, dem Böhmischen Dörfel, die berüchtigtste Räuberbande ihrer Zeit Ubikation und Operationsbasis innegehabt hatte. Zuerst waren die Banditen von einem gewissen Josef Palm geführt worden, später haben sie den

„Prager" – unter diesem Namen stand Karasek in des nordböhmischen Landmanns Nachtgebet hartan an dem Teufel – zu ihrem Oberhaupt gewählt, was um so bemerkenswerter ist, als er der einzige Tscheche unter ihnen war. Allem Anschein nach hatte er der Konnationalität mit dem Amtmann von Rumberg seine besondere Stellung in der Räuberbande und diese ihre langjährige Tätigkeit in der Gegend zu danken.

Darauf weist ein Sprachenvorfall hin, der sich nächst Seifhennersdorf abspielte, als es einem von Bautzen aus aufgebrochenen sächsischen Kommando und einem von Rumberg aus hierher beorderten Détachement österreichischer Dragoner endlich gelang, die Bande auszuheben. Die einige Jahre später angelegten Gerichtsakten schildern die Szene: „Karasek verlangte nun, den Amtmann zu sprechen, welche Bitte ihm auch von dem anwesenden Lieutenant Zirkel nach kurzem Bedenken bewilligt wurde; der Offizier schrieb selbst an den Amtmann und benachrichtigte ihn von dem Wunsche des Gefangenen; ein schneller Bote wurde dann nach Rumberg gesandt, und dieser brachte die Nachricht, daß der Herr Amtmann, von dem Karasek viel zu hoffen schien, noch denselben Tag eintreffen würde. Er kam aber erst den folgenden Tag. Bloß der Korporal Vogel mit seinen Dragonern war bei dem Gefangenen, als der sehnlich Erwartete endlich erschien und zu Karasek trat; dieser redete ihn in böhmischer Sprache an, erhielt in derselben Sprache auch Antwort, und beide setzten diese Unterhaltung einige Zeit fort. Den zuhörenden Soldaten fiel dieses bald auf, sie schöpften Verdacht über das, was zwischen diesen beiden Männern verhandelt würde, und machten unter sich darüber hörbare Bemerkungen; endlich dauerte es ihnen zu lange, einer Unterhaltung zuzuhören, von welcher sie nichts verstanden, und ein Dragoner trat heftig vor, das Gespräch unterbrechend: ‚Bei uns wird deutsch gesprochen und nicht böhmisch!' rief er barsch. ‚Herr Amtmann, fahrt Ihr in solcher Sprache fort, so machen wir kurzen Prozeß, schließen Euch ohne Umstände ein und setzen Euch zu der Bande. Danach richtet Euch!' Die Dragoner gaben ihrem Kameraden Beifall und machten drohende Miene gegen den Amtmann; dieser wurde verlegen, schwieg und

ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort. Was Karasek und der Amtmann zusammen geredet, ist nicht festzustellen. Denn obgleich Ersterer über den Inhalt der Unterredung streng befragt wurde, so gab er entweder gar keine oder doch bloß ausweichende Antworten."

Die dickbäuchigen Räuberromane, sie haben sich keineswegs etwa damit begnügt, Karaseks Kommandantenstellung in der nordböhmischen Räuberplatte durch sein Bündnis mit dem Amtmann zu erklären, sondern begründeten seinen Häuptlingsrang mit einem Plus an Edelsinn und Heldenmut: soziale Empörung veranlaßt ihn, aus Prag zu desertieren, Verführungskünste eines Mädchens werben ihn zur Aktivitas in der Palmschen Bande, aber in der Greibich-Schenke lernt er wahre Liebe kennen, und Greibichs Tochter wird ihm Ehefrau (und schließlich seine Mitverurteilte), in Prag verrät ihn der rothaarige Ischariot seiner Bande an die Polizei, Karasek entkommt, und im Jahre 1797 steht er an der Spitze der Einbrüche von Sebnitz, Schirgiswalde, Georgenthal, Ebersbach, Zittau und Schönbach. Der vom Advokaten Theobaldus Theodorus Näse, fürstlich Liechtensteinschem Gerichtsdirektor in Bautzen, geführten Militärexpedition schlägt er ein Schnippchen, erleidet jedoch durch List und Mut des Trotzmüllers von Nieder-Kunewalde bei seinem nächsten Raubzug glatten Mißerfolg, wird bei einem Diebstahl an einem Garnsammler in Niederreichenbach festgenommen, über Reichenbach und Löbau nach Rumberg (aha, der Amtmann!) transportiert und flüchtet von dort. Kaum ein Tag vergeht ohne Raubüberfall, und Karasek wird berüchtigter als sein Vorgänger Palm und als sein Konkurrent Budich, der in der Nähe eine Bande leitet und auf dessen Kopf im Jahre 1785 ein Preis von hundert Dukaten ausgesetzt war; auf Karaseks Ergreifung steht schon der Riesenlohn von 500 Dukaten.

Das erste Jahr des Jahrhunderts ist das letzte seiner Freiheit, Zenit seiner Tatkraft. Die Mühleneinbrüche (in die Hammermühle bei Haida in Böhmen, in die Teichmühle bei Rosenhain, in die Engelmühle bei Obergrund, in die Obermühle bei Hainewalde) addieren zur Räuberromantik die Mühlenromantik. Girlanden von schrecklichen Sagen schlingt das Volk um den Überwinder der zaubereikundigen

Müller. Jedoch schon ist die Peripetie da. Bislang hatten Karaseks Gesellen ihre eigene Nachbarschaft verschont. Nun aber lockt das Geld des Herrn Gottfried Glathe, des Rittergutsbesitzers von Ober-Leutensdorf. Am 1. August 1800 unternehmen sie einen Einbruch in sein Haus, er gelingt, doch ist's ein Pyrrhussieg. Tags darauf sind sie in Haft.

Die Grausamkeit der königlich-sächsischen Angst hat Karasek nicht lange überlebt. Er starb am 14. September 1809, im vierundvierzigsten Jahre seines (wirklich) tatenreichen Lebens. Nun türmen sich Apologetik, Legendenbildung und Verherrlichung zu Bergen bedruckten Papiers, und das Volksstück „Johannes Karasek, der große Räuber des Erzgebirges" beherrscht die Bühnen.

Von jahrzehntelanger Dauer ist sein Ruhm. Aber dann dringen doch allmählich die Lehren der Humanisten aus den Gelehrtenstuben hinaus, Kants Kritiken der Vernunftskategorien brechen sich Bahn, einem Goethe wird von jedermann gehuldigt, die Aufklärung hat Zeit gewonnen, sich zu verbreiten. Da muß denn die Glorie Johannes Karaseks verblassen. Die neue Zeit verlangt einen neuen Helden. Und bald steht der neue Name mit goldenen Lettern auf dem Firmament: der Name des Räuberhauptmanns Wenzel Babinsky.

GOETHE, HENKER, STAATSKANZLER UND DIEB

Der Dichterfürst Goethe,
der Scharfrichter Huß,
der Staatskanzler Metternich,
der Dieb Pepik Semenetz,
wie reimt sich das zusammen?
Ja, wie?

Also: Goethe kam niemals von Karlsbad oder von Franzensbad nach Eger, ohne dem dortigen Scharfrichter Karl Huß einen Besuch abzustatten. Man findet in Goethes Tagebuchnotizen, insbesondere in der vom 5. August 1806, und in seinen Briefen, wie sehr er sich zweiundzwanzig Jahre lang für den „vortrefflichen Huß" interessierte.

Die böhmischen Henkersmeister hatten von alters her noble Freunde, war doch ihr Ahnherr des Königs Wenzel getreuer Freund und Oberhängemeister, „als welcher von sich rühmen durft', mehr Edelleut' geköpft zu haben, als ein Andrer seiner Gilde Bauern und Straßenläufer stäupt", und so brauchen wir auch nicht darüber erstaunt zu sein, daß Deutschlands vornehmster Dichter mit dem verfemtesten Bewohner Egers Verkehr pflog.

Um mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge zu halten: es war ebensowenig die Person wie der scharfrichterliche Amtscharakter des Meisters Huß, was Herrn von Goethe an diesen fesselte, sondern dessen Sammlungen von Mineralien, Münzen, Waffen, egerländischen Familiendokumenten, Gefäßen und Kuriosa. Das alles lag oder stand oder hing in der Henkerei, einem Fachwerkhäuschen, dort wo die Ameneigasse spitzwinkelig am Mühltor mündet. Und Goethe kam hierher, um die Sammlungen zu studieren („sie durchzusehen", schreibt er nach einem der Besuche, „hat mich fast mehr ermüdet als das Besteigen der Luisenburg"), zu notieren, was dem Herrn Huß an Münzen fehle, und

manches Stück zu tauschen. Er war auch scherzhaft geneigt, dem Henker Daumschrauben ansetzen zu lassen, „damit er bekenne den Standpunkt jener sogenannten Augiten, weil daran dem Geognosten gar viel gelegen ist und das Vorkommen eines Minerals Licht über das Mineral selbst verbreitet". Bei dem Scharfrichter traf Goethe auch den Egerer Kriminalrat Sebastian Grüner (für diesen Ursprungsort der Bekanntschaft hat sich der Kriminalrat geschämt und einen anderen angegeben). Jedenfalls erwähnt Goethe den Namen dieses Mannes, mit dem er bis zum Tage vor seinem Tode einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt, erstmalig beim dritten Besuch des Henkershauses (26. April 1820): „Zu Herrn Huß, seine Münzsammlung gesehen. Herr Polizeyrat Grüner kam dahin." Mit dem neuen Bekannten spinnt sich also die berühmte Korrespondenz an, in der selten Grüße Goethes und Erkundigungen über den vortrefflichen Huß fehlen, der schon vierzehn Jahre sein Bekannter ist.

Der Dichterfürst Goethe und der Scharfrichter Huß – so reimt sich das zusammen.

Wie aber reimt sich der Scharfrichter Huß auf den Staatskanzler Metternich?

Huß fühlte sich in Eger nicht glücklich. Obwohl er einer alten Scharfrichterfamilie entstammte, litt er unter den gegen seinen Stand obwaltenden Vorurteilen. In seiner Schrift „Vom Aberglauben" regt er sich darüber auf, daß man Armensünderfetzen, Galgennägel, Strick und Gebeine von Hingerichteten zum Zweck der Hexerei und Quacksalberei verschleiße mit der Versicherung, diese Zauberware bei einem Scharfrichter gekauft zu haben. „Nun frage ich: wieviel geprüfte Scharfrichter gibt es? In unserem Königreich kaum sechs an der Zahl, und von diesen Männern glaube ich nicht, daß einer von so niedriger und seichter Denkungsart sein wird. Nein. Jedem wird Ehre und guter Ruf wert sein, obwohl so mancher Dummkopf sich als Vielwisser erlaubt, Sachen zu erzählen, die von niemandem je gedacht worden und noch weniger geschehen sind."

Er sei schon öfters von geistig hochstehenden Personen gefragt worden, ob er wahrhaftig vor jeder Exekution ein Arkanum trinke, damit er von blutrünstiger Begierde befal-

len werde. Ebenso herrsche der Glaube unter den Leuten, bei Begnadigung des Delinquenten müsse der Scharfrichter eine schwarze Henne zerreißen, um nur Blut zu sehen und seine Grausamkeit zu befriedigen. Habe ein Scharfrichter schlecht hingerichtet, so sei dies darauf zurückzuführen, daß er drei Köpfe statt des einen vor sich zu erblicken glaubte. Bei einer Exekution durch den Strang drücke der Scharfrichter „den Delinquenten an den geheimen Ort, um ehender den Tod zu befördern". Huß zählt noch andere Behauptungen dieser Art auf und stößt den Seufzer aus:

„Woher aber diese Geringschätzung von Hohen wie von Niedern, warum sehet man den Scharffrichter als ein Wunderthier, als ein Auswurff der Menschheit an, mit welcher Verachtung und Herabsetzung begegnet man ihm, welcher Stolz entwickelt sich bey manchen mit den Scharffrichtern zu sprächen, warum schlüsset man ihn von der freundschaftlichen Gesellschaft, und vom Umgang der Größeren aus, auf diese Fragen? können und werden sie nichts wissen, als? und was? – daß er Scharffrichter ist, aber doch ein rechtlicher und redlicher Mann.

Wie kommt es aber doch? wann er ein rechtlicher und redlicher Mann, daß man ihm geringschätzet und Abscheu gegen ihm höget? Die Ursache liegt am Tage: Schon Eltern! wan ein Kind was verabscheuungswürdiges begehet, so sagen sie? Ey pfuj Henker, siehest du den Scharffrichter, wan du nicht Folge leistest und ungehorsam bist, so schneidet er dir den Kopf ab. Wird das Kind größer und sehet sich betrogen, findet anstat dessen Liebe und Gütte, so ist es denen Eltern schon nicht recht, wan ein Kind dem Scharffrichter die Hand küsset oder den Hut abziehet, da schreit die Mutter! gleich gehe herein, und da bekommt der kleine junge Herr oder Fräulein einen derben verweis! schämest du dich nicht, den Scharffrichter die Hand zu küssen, gehe nur noch einmal hin, er hauhet dir gewiß den Kopf ab. So ist die Abneigung schon eingepflanzt, sind es schon größere, ist es denen Eltern auch nicht recht, Bekanntschaft oder Umgang mit ihm zu haben, und so gehet es immer weiter. Selbst die Ansehnlicheren meinen vieleicht vergieftet oder verzaubert zu werden, wan der Scharffrichter bey seiner Tafel oder in seinen Gallawagen bey ihm sitzen sollte. Sind

es Anverwante oder gar Blutsfreunde durch Heyrat, da ist es gar aus, da muß der redlichste, untadelhafteste Mann, es ihr Bewiesen haben, da speyen sie vor selbe aus, da thun sie als wann sie selbe nicht kennen, da ist kein abscheulicher Namen in der Welt, den er und sie nicht bekommt; Dieses ist noch nicht genug, jetzt kommt es auf den Grund, welches und was das Volck zum Abscheu reitzt: Ist wohl eine Passionspredigt, in welcher der Prediger wan er die Leidensgeschichte dem Volcke recht mahlerisch an das Herz legen will, um sie zum Mitleyd gegen Christum zu bewegen, über die Henker und Henkersknechte, über ihre Grausamkeiten und Rache herziehet, ist wohl ein Kreutzweg-Büchlein, in welchen bey jeder Betrachtung oder Vers des Liedes! die Henker und Henkersknechte herhalten müssen. O: welche Lügen! so gar bey öffentlichen Andachten werden unschuldige Menschen verleumtet, zurückgewiesen, und zur Verachtung aufgestellet. Ist das nicht Aberglauben, ist das nicht unverzeihlicher Vorurtheil, sind das nicht handgreifliche Lügen: den Einsichtsvollen, Vernünftigen muß es erröthen, und Schande bedeckt den Stoltzen Abergläubischen Verleumter."

Huß gravitierte weg aus diesem Beruf und aus dieser Stadt, deren Bürgerrecht er sich noch nicht erworben hatte, obwohl er siebenundvierzig Jahre hier lebte (er war ein geborener Brüxer) und siebenundsechzig alt war. Sein Ansuchen, der Magistrat möge die Sammlungen übernehmen und ihm dafür eine bescheidene Leibrente gewähren, war abgelehnt worden.

So mußte Kriminalrat Grüner um Goethes willen etwas für Huß tun. Mußte. Denn der dichtende Staatsminister interessierte sich für den simplen Scharfrichter viel mehr als der simple Scharfrichter für den dichtenden Staatsminister: Huß erwähnt in seinen ausführlichen Memoiren Goethe nur ein einziges Mal, in einem Nebensatz, während der Olympier jedes Gespräch mit Huß sorgsam für die Nachwelt notierte. Und fast in jedem Brief an Grüner stand etwas über den Egerer Nachrichter. Der Adressat hatte sich zu beeilen, nun seinerseits in den nach Weimar gehenden Korrespondenzen über des Herrn Huß Behaben auszusagen.

Grüner ging zu keinem Geringeren als zum Staatskanzler Metternich. Wenn er, ein aus dem Bürgertum und aus der Provinz stammender Beamter, es wagen durfte, den hochmächtigen Fürsten anzugehen, so ist das dem Grafen Caspar Sternberg zu verdanken, dem dritten Freund, den Goethe in Böhmen besaß. Der hatte Grüner Seiner Durchlaucht vorgestellt.

Metternich, Gegenspieler der großen Revolution und des großen Napoleon, pflegte auf seinem Schloß Königswart bei Marienbad den Urlaub von den Staatsgeschäften zu verbringen (bis ihn später der Volkssturm von 1848 für immer nach Königswart blies).

Auf diesem Sommersitz hatte er seine Sammlung von Antiquitäten und Kuriositäten untergebracht, seiner Bibliothek darin ähnlich, daß sie wahllos Schätze und Schund enthält, Numismatik und Politik, Jurisprudenz und Kostüme, Ehrengaben und eine brotgeknetete Figur des Räubers Babinsky, eine Mumie und Sprengstücke von einer gegen Napoleon geworfenen Bombe.

Grüner legte dem Staatskanzler das Verzeichnis der von Huß gesammelten Stücke vor, insbesondere der Münzen, deren Gold- und Silberwert nach Hussens Angabe zwölftausend Gulden betragen haben soll. Daraufhin erklärte sich Metternich bereit, die Huß'schen Kollektionen zu übernehmen und dafür ihren bisherigen Besitzer als Kustos anzustellen, „besonders als Huß, von Ehrgeiz angetrieben, äußerst billige Anträge machte; denn er erhält jährlich 300 fl. C. M., freyes Quartier und Beheitzung... Huß ist 67 Jahre alt, nach seinem Tode fällt das Cabinet desselben dem Fürsten eigentümlich zu... Se. Durchlaucht waren über diesen Kontraktsabschluß sehr erfreut, und dürften auch den Bundestagspräsidenten Freih. E. von Münch in Kenntnis gesetzt haben; weil dieser sich gegen mich" (Grüner) „äußerte: das Geschäft wäre zu vorteilhaft für einen Fürsten, ich möchte auch ein derley für ihn abschließen."

Auf Goethes Auftrag an Grüner, „grüßen Sie Herrn Huß zum schönsten und sagen mir etwas über sein Behaben und seine Sammlung" (Brief vom Schalttag 1828), erwiderte der Egerer Kriminalrat, daß Huß bereits das neue Amt als fürstlich Metternichscher Musealverwalter angetreten habe,

äußerst vergnügt sei, sich in Königswart sehr wohl befinde und sich freuen würde, wenn er Eurer Exzellenz („Eure Exzellenz", das ist Goethe) die Türe zu dem neuen Ausstellungslokal seiner Schätze öffnen dürfte. Huß sei stolz darauf, „seine so mühsam zusammengebrachten Sammlungen in den Händen des in die Naturwissenschaft so tief eingedrungenen hochherzigen Fürsten Metternich zu wissen".

Der Scharfrichter Huß und der Staatskanzler Metternich – so reimt sich das zusammen.

Wie aber reimt sich der Staatskanzler Metternich auf den Dieb Pepik Semenetz?

Nicht lange ist der neue Kustos von Königswart „äußerst vergnügt", nicht lange „befindet er sich sehr wohl" und nicht lange „ist er stolz darauf..." und so weiter.

In einer Autobiographie, die handschriftlich im Königswarter Archiv erliegt, erfährt die Katastrophe ihre (bisher niemals zum Abdruck gelangte) Schilderung.

Am 12. November 1828 kommt Karl (Huß verwendet statt des Wortes „ich" seinen Vornamen) in das ihm anvertraute Münzkabinett und sieht die Schränke erbrochen, ausgeraubt – goldene Taler, Dukaten, römische Münzen, seltene Gedenkmedaillen, schätzungsweise zweitausend Stücke, alles spurlos verschwunden.

Das ist bitter für den verantwortlichen Hüter und wird noch bitterer dadurch, daß man ihn verdächtigt, den Einbruch selbst begangen zu haben! Sieben furchtbare Monate folgen für den fast siebzigjährigen Mann. Der hatte zwar von Kindheit an viel Verachtung zu ertragen, jedoch nur wegen seiner Herkunft und seines Berufes, was er als dummes Vorurteil empfinden durfte. Nun aber steht er da als Verbrecher, als Einbrecher, als Vertrauensbrecher!

Vor der Stadt-Egerischen Kriminalkommission, der sein Fürsprech Grüner angehört, muß Karl am 13. Dezember einen Eid ablegen, mit der Diebstahlssache nichts zu tun zu haben. Noch am 30. April 1829 wird bei ihm eine Hausdurchsuchung vorgenommen, angeblich weil beim Zollinspektionsamt eine Anzeige einlief, er sei ein Schwärzer verbotener Waren; in Wirklichkeit sucht man nicht nach ge-

schmuggeltem Gut, sondern nach den verschwundenen Münzen.

Ja man schreckt nicht davor zurück, beim Metternichschen Kanzleidirektor in Wien eine Denunziation gegen den Greis einzureichen, des Inhalts, er habe „das Münzkabinett an die Frau Schloßbräuerin übergeben, um sie zu gewinnen, und sie auch auf diese Art in gesegneten Umständen sich befinde".

Sieben Monate und sieben Tage, schwere Zeiten für Karl, sind seit dem Einbruch vergangen, da schlägt die Stunde der Lossprechung, der wahre Täter wird ausfindig gemacht. Am 15. Juni 1829 war der Einbrecher wieder in Königswart erschienen, um das Diebsgut, das er unmittelbar nach der Tat im Harrant-Remis seithalb der Statue des heiligen Johann von Nepomuk vergraben hatte, zu holen und es in Prag zu veräußern. Dabei machte er sich verdächtig, und vier Tage später wird er von dem auf der Polizeidirektion befindlichen Protokollisten Herrn Watzka mitsamt dem geraubten Geld, das er im Gasthof „Zum Schwarzen Roß" aufbewahrte, arretiert. Er hatte schon vor einigen Wochen in einem Kaffeehause der Zeltnergasse, wo man nur seinen Vornamen „Pepik" kannte, einige gestohlene Münzen verkauft. Nun hat die Polizei den Pepik und identifiziert ihn als einen sicheren Josef Semenetz. Er ist der Bruder des Metternichschen Oberförsters Semenetz, hat als Schreiber in Königswart ausgeholfen und will den Diebstahl aus Rache gegen den Fürsten verübt haben, weil dieser ihm keine Anstellung gab.

Am 29. Juni trat Karl „mit dem Delischanz-Wagen" (Diligence) die Weltreise nach Prag an, auf daß er feststelle, was von der dem Pepik Semenetz abgenommenen Beute fürstlich Metternichsches Eigentum sei. Er steigt im „Goldenen Engel beim Pulverthor" ab, speist zweimal bei Landesadvokat k. k. Rat und Professor Michael von Schuster und einmal bei Herrn Oestreicher, Weinversänder in der Eisengasse, fährt am 7. Juli früh aus Prag ab, um am Abend des nächsten Tages frisch und gesund daheim in Königswart einzutreffen.

1635 Münzen hat man bei Semenetz gefunden, ihr innerer Wert an Gold und Silber beträgt genau dreihundertachtundachtzig Gulden siebenundzwanzigeinhalb Kreuzer, also

nicht viel; sie kommen am 18. Juli per Postwagen aus Prag an, werden in Sandau vom Oberamtmann Platzer übernommen und nach Königswart überführt.

Der Scharfrichter darf sein Haupt wieder hoch tragen; er ist rehabilitiert, nach so langwierigen schimpflichen Verdächtigungen fällt auf ihn der lang ersehnte Strahl der fürstlichen Gunst. So zwar, daß am 27. August Seine hochfürstliche Durchlaucht Fürst Metternich-Winneburg, da er zu Besuch in Königswart ist, an Karl die huldvollen Worte richtet:

„Wie geht's, mein lieber alter Huß?"

Karl: „Euer Durchlaucht, jetzt geht es mir wieder besser, aber es hat mir schlecht gegangen."

Der Staatskanzler: „Es wird schon wieder besser werden."

Das Gewitter hat sich verzogen, nur einen hat der Blitz gefällt: den Pepik Semenetz. Für den Diebstahl, zu dem er dadurch gelockt worden war, daß ihm ein im Sauerbrunn-Füllhaus erliegender Schlüssel zum Musealkabinett in die Hände kam, für den Diebstahl im Wert von dreihundertachtundachtzig Gulden siebenundzwanzigeinhalb Kreuzern wird er zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, als hätte er Raubmordversuch oder Totschlag begangen. Obwohl Karl seine Unbill dem Semenetz verdankt, entsetzt er sich doch in seiner Autobiographie über dieses Strafausmaß.

Aber die Richter vom Prager Strafgericht hatten deshalb einen so harten Schlag geführt, weil der Bestohlene ihr höchster Vorgesetzter war, der allmächtigste Mann in Österreich und in Europa. Deshalb zehn Jahre Arbeitshaus.

Der Staatskanzler Fürst Metternich und der Dieb Pepik Semenetz – so reimt sich das zusammen!

Oder, um das ganze Drama der vier bedeutsamen Personen ihrer Zeit in vier Zeilen zusammenzufassen:

Der Goethe hat empfohlen,
Man ließ den Henker holen,
Der Kanzler ward bestohlen,
Der Dieb mußt schwer bezohlen.

So reimt sich das zusammen.

KONSPIRATIVE TÄTIGKEIT DES PREUSSISCHEN POLIZEICHEFS GRUNER

Dem rothaarigen und redseligen jungen Mann, der da am 14. April 1812 in Prag eingetroffen war, hätte niemand seine glänzende Vergangenheit – die eines Polizeipräsidenten von Berlin und eines Verwaltungschefs der hohen Polizei im ganzen Umfange des preußischen Staatsgebietes! – angesehen, noch weniger aber seine Zukunft: Er wird gegen Napoleon, der eben im Begriffe ist, sich den Rest Europas zu unterwerfen, einen Aufstand Deutschlands, den Freiheitskrieg, organisieren.

Weil man das dem Staatsrat Justus Gruner nicht zutraute, durfte er sich hier unter wahrem Namen aufhalten und war bei weitem nicht so sehr Gegenstand polizeilicher Aufmerksamkeit wie zum Beispiel der ehemalige Staatsminister Freiherr vom Stein, der bereits seit zwei Jahren in Prag wohnte. Als Gruner hierher kam, saß Stein erschüttert und beinahe hoffnungslos in seiner Wohnung im Deymschen Palais, Brenntegasse; Preußen war eben dem französischen System beigetreten, Österreich befand sich auf dem Wege, ein Gleiches zu tun, und Franz II. rüstete sich zur Reise nach Dresden, mit den anderen deutschen Vasallen dem Kaiser Napoleon zu huldigen, Blücher war wegen verspäteter Einstellung der Rüstungen davongejagt worden, Gneisenau hatte gleichzeitig mit Gruner auf französischen Befehl schlichten Abschied erhalten und Scharnhorst mit angeblich dreihundert Offizieren den deutschen Dienst quittiert; die Hoffnung, daß Stein seine konfiszierten Güter wiedererlangen werde, erwies sich als müßig, und so war er entschlossen, die Einladung des Zaren Alexander, des letzten napoleonfeindlichen Monarchen, anzunehmen, Frau und Kinder zu verlassen und nach Rußland zu ziehen.

Auch Gruner steht bereits in Diensten Rußlands, aber das weiß weder der preußische Staatskanzler Hardenberg noch die österreichische Regierung, die ihm sonst kaum Asyl-

recht gewährt hätte. Nein, Gruner wartet durchaus nicht als Pensionär in seiner Wohnung an der Schloßstiege Nr. 184, sondern arbeitet als Beauftragter seines deutschen Patriotismus und des russischen Polizeiministers Balascheff. Er hat Prag zum Herd der Insurrektion zu machen, von hier aus alle Spionagedienste gegen die französische Armee, alle Tathandlungen des antifranzösisch gesinnten Teiles der deutschen Nation im Rücken des napoleonischen Heeres, die Auffangung militärischer Depeschen und Orders, Verwirrung der angeordneten Maßregeln, Abschneidung von Zufuhren, die Aussendung von Emissären und Partisanen, Unterstützung der Desertion und des Abganges deutscher Offiziere und Mannschaften zur Bildung einer deutschen Legion unter dem Schutze Rußlands zu organisieren. Dieses Netz eines zukünftigen Freiheitskrieges durfte nur von einem Punkt aus gesponnen werden:

„Prag ist dazu der passende Ort, weil er in einem neutralen Lande, unter gutgesinnter Umgebung liegt, weil ein Teil Deutschlands vom letzten Kriege her ihn schon als das Foyer ähnlicher Unternehmungen kennt, weil er Gegenden, auf welche zunächst gewirkt werden soll, am nächsten gelegen ist, weil man von ihm aus gefahrlos und unbemerkt Verbindungen mit dem preußischen Gouvernement unterhalten und am schnellsten die Resultate nach Rußland gelangen lassen kann ..., alle Instruktion und Leitung muß von Prag ausgehen."

Dort sitzt Justus Gruner, der Urheber dieses Planes, als Hauptagent, als Spitze der geheimen Riesenunternehmung. Kaum drei Wochen nach seinem Eintreffen hat er eine Korrespondentenkette durch ganz Deutschland gezogen.

„Bekannt mit den einzelnen, für die gute Sache bestehenden Verbindungen, suche ich mich mit diesen en rapport zu setzen, alle Debris der früheren Insurrektionen zu benützen und jeden Keim zu neuem tätigen Selbstbefreien Deutschlands zu wecken."

Der emeritierte Polizeichef organisiert die Verschwörung, Agenten ernennend, Relais, Tricks, Decknamen vorschreibend. Unterirdisch entspringt in Prag die Bewegung, unterirdisch soll sie in Prag münden. Die Weisungen, die Gruner schickt, die Rapporte, die er erhält, sind dreifach, vierfach

vor Unbefugten geschützt; zwischen den Zeilen eines harmlosen (aber nicht auffallend harmlosen) Briefes steht in unsichtbarer Schrift mit dünner, durch Erwärmen sichtbar werdender Milch, mit sympathetischer Tinte oder mit Zitronensaft die wahre Mitteilung. Sie ist chiffriert: die Seitenzahl des als Schlüssel dienenden Buches wird mit verkehrten Ziffern angegeben. Außerdem sind Decknamen vereinbart: Gruner selbst heißt abwechselnd Müller und Falk; Freiherr vom Stein, der in Prag als „Karl Frücht" gemeldet ist, heißt in den Briefen „Böttcher", Napoleon wird „Heinze" oder „Schwarz" genannt, König Friedrich Wilhelm ist „Schenck", und wenn von „Soldin" die Rede ist, ist Prag gemeint.

Verschnörkelt sind die Wege, die nach Prag führen: Palm, der Frankfurter Agent Gruners, sendet seine Berichte an von Dittmar nach Weimar, der sie an einen Vertrauensmann in Asch weiterleitet; aus Hamburg dirigiert Volkart seine Rapporte an Rein oder Hoffmann nach Leipzig, von wo sie in Bücherpaketen an die Calvesche Buchhandlung, deren Besitzer Friedrich Tempsky ist, oder an das Widmannsche Sortiment gehen; wenn Tempsky Palmarum zur Messe reist, meldet er selbst an Gruner, was er in Leipzig erfährt, so zum Beispiel die Ernennung des Fürsten Sayn-Wittgenstein zum preußischen Polizeichef, an welche Mitteilung er die Fragen fügt: „Ist dem Sayn-Wittgenstein zu trauen? Ist er nicht eben eine französische Kreatur?" Geschäftliche Beziehungen unterhält Gruner mit dem Bankier Ballabene, mit der Firma Teinel, und – wie der Stadthauptmann Limbeck von Lilienau an den Oberstburggrafen Kolowrat rapportiert – auch das Haus Weigel & Co., „welches mit dem hiesigen Großhändler Moritz Zdekauer in bedeutenden Handelsverbindungen ist, steht mit dem Staatsrat Gruner in einem ununterbrochenen Briefwechsel". Während seines Prager Aufenthaltes erhielt Gruner von der russischen Regierung einmal fünftausend Taler, später eintausenddreihundertvierundneunzig Dukaten und schließlich viertausend Dukaten für die Organisierung des Kundschafterdienstes, als Reisegeld für die zur deutschen Legion Rußlands anzuwerbenden Offiziere, für die Tätigkeit der Banden und die Inaugurierung von Aufständen. Unter denen,

die in Thüringen eine Revolte hervorrufen sollen, ist auch ein Prager Chemikalien- und Siegellackfabrikant: Herr von Burgsdorff, vormals kurmainzischer Offizier; durch Familienverhältnisse abgehalten, tritt Burgsdorff von dieser Aufgabe zurück.

Die Tätigkeit Gruners blieb der Polizei nicht verborgen, mancher seiner Briefe wurde geöffnet, Österreichs Polizeiminister Hager dringt auf Ausweisung, und mehr noch der Prager Oberstburggraf Kolowrat, „da Gruner bei der Tendenz der hierländischen Stimmung, welche noch nicht ganz im Einklang mit dem dermaligen politischen System des österreichischen Staates steht, nur nachteilig wirken würde". Auch liegt ein Bericht des österreichischen Botschafters in Berlin, Grafen Zichy, vor, Gruner habe in einem Brief an Hardenberg die Stimmung Prags als nichts weniger denn regierungsfreundlich und den Empfang des Kaisers in Prag als äußerst kühl bezeichnet.

Metternich wollte anfangs Gruner in Prag dulden, „um den Gang der Anwerbungen der Tugendbundisten in ihren geheimsten Zweigen erforschen zu können", und ist später höchstens dazu geneigt, ihn ausweisen zu lassen. Da kommen ihm Denunziationen aus Preußen zu, von Staatsrat von Bülow, der das Ressort der Geheimen Polizei in Berlin versieht, und von dem nachmals berüchtigten Demagogenverfolger Janke, von der ganzen, vollkommen franzosenfreundlichen Bürokratie Berlins; Preußen erbittet von Metternich, „den vormaligen Staats-Rath Gruner zu Prag so schnell wie möglich unschädlich zu machen. Ew. Exzellenz ersuche ich daher ganz gehorsamst, hochgeneigt den Befehl zu erlassen, daß, mit Beobachtung der größten Vorsicht und Verschwiegenheit, der vormalige Staats-Rath Gruner nebst den Personen, welche derselbe bey sich hat, in Verhaft genommen wird, und daß sämmtliche bey Gruner sich vorfindenden Briefschaften, Rechnungen und Kassebestände, welche wahrscheinlich versteckt seyn dürften, in Beschlag genommen werden. Sehr wünschenswert wird es seyn, nach der Verhaftung des Gruner auch die an denselben einlaufenden Briefe in Besitz zu erhalten. Die dieserhalb zu ergreifenden Maßregeln muß ich jedoch bey meiner Unbekanntschaft mit den Local- und Personal-Verhältnissen zu Prag lediglich

dem erlauchten Ermessen ganz gehorsamst anheimstellen. Da die Untersuchung gegen Gruner, welcher ohnehin ein hiesiger Landes-Unterthan ist und sich schon in seinen vorigen Verhältnissen als hiesiger Staatsdiener durch seinen Antheil an der Verbindung strafwürdig gemacht hat, wegen der bei dem mir anvertrauten Departement vorhandenen Nachrichten, nur hier vorzugsweise vollständig und mit ganzem Erfolge geführet werden kann, so darf ich noch die ganz gehorsamste Bitte hinzufügen, das Ew. Exzellenz geneigen mögen, nach der Verhaftung des Gruner und seiner Begleiter die Auslieferung derselben und der vorgefundenen Papiere, Rechnungen und Kassebestände hierher, und zwar an den hiesigen Staats-Rath und Polizeipräsidenten Le Coq unter einer vollkommen sicheren Begleitung zu veranlassen. Dem hiesigen Gouvernement wird es eine angenehme Pflicht seyn, dankbar in allen ähnlichen Fällen den Auslieferungs-Requisitionen des K. K. Gouvernements unverzüglich zu genügen und die durch die Auslieferung des Gruner entstehenden Kosten zu erstatten... Berlin, den 6ten August 1812. Bülow."

Die Niederträchtigkeit dieser Verfolgung, die noch dadurch übertroffen wird, daß man den Brief von Berlin aus auch der französischen Regierung im Wortlaut zur Kenntnis bringt, veranlaßt selbst einen Metternich zu dem Urteil, es sei hier viel Persönliches, „wenn nicht von Seite Hardenbergs, so doch von Bülow und Janke mit im Spiele". Der Kanzler scheut sich, Gruner solchen Feinden auszuliefern.

Verhaften muß er ihn allerdings lassen, dazu sind die Beschuldigungen zu gravierend. Nachts, am 22. August 1812, wird Gruner, sein Kammerdiener Andrae, sein Lakai und sein Kutscher festgenommen. Sein Sekretär Dr. Lange und Andrae werden an Preußen ausgeliefert, die Prager Mitarbeiter Gruners verhört, Burgsdorff erhält einen behördlichen Verweis, Buchhändler Tempsky außerdem die Androhung der Landesverweisung, einen Postoffizial namens Pochmann, der die Korrespondenz des Verschwörers unterstützt hatte, versetzt man, nachdem er eine Arreststrafe abgebüßt, auf einen anderen Dienstposten in Böhmen. Gruner selbst bleibt über zwei Monate im Gewahrsam der Prager Stadthauptmannschaft, auf der Altstadt (Kleiner

Stephansplatz Nr. 314); am 2. November wird er von Wiener Polizeibeamten abgeholt und in einem Wagen nach Peterwardein geschafft, wo sich die Festungstore hinter ihm schließen. Der Staatsrat Justus von Gruner ist verschwunden, nur ein Festungsgefangener namens „Adolf von Mayer, Particulier" hört nicht auf, sich ein Jahr lang nach tätiger Freiheit zu sehnen...

Erst als die Vernichtung der Großen Armee in Rußland die von Gruner geschaffene Organisation zu Taten anspornt, als auch seine Feinde und Verleumder plötzlich antifranzösisch werden, als der Freiheitskrieg entbrennt, weil alle, alle riefen und sogar der König kam (Gruner hatte noch in Prag mit Gneisenau beraten, ob er den König dem Volke als verächtlich, verdächtig oder unterdrückt darstellen solle), und als sich bei Leipzig die Völkerschlacht formiert, wird auch Gruner frei. Und kann wieder alle verfolgen, die Hochverrat, Konspiration und Aufstand betreiben – das, was er selbst, von deutschen Patrioten und Beamten verfolgt, so wirkungsvoll betrieben.

MAN ÜBERWÄLTIGT DEN GRASEL

Aufregend gestaltet sich der Herbst 1815, Napoleon ist schon dingfest gemacht, und die Wiener Beschissenheit bedarf einer neuen Ausrede: Kaiser Franz, sein Hof, die Armee, die Justizbehörde und die Bevölkerung werden von einem Grasel-Paroxysmus befallen, und riesige Treibjagden setzen gegen den Räuberhauptmann ein, der sich jetzt nicht mehr in Mähren, seiner Heimat, sondern auf niederösterreichischer Erde befindet, dessen Bande hier Einbrüche verübt und die Überfallenen foltert, bis sie den Aufbewahrungsort ihres Geldes verraten.

Am 4. November rücken sechshundert Mann Infanterie und zweihundert Mann Kavallerie unter dem Kommando eines Obersten in Schwarmlinie durch die Wälder bei Oberhollabrunn vor, vergeblich. Der Polizeiminister stellt den Antrag, es möge aus der Privatschatulle Seiner Majestät eine Prämie von viertausend Gulden für den ausgesetzt werden, der den Grasel tot oder lebendig einliefert; den Mitschuldigen, die am Fang beteiligt sind, mögen zweitausend Gulden und Straflosigkeit zugesichert werden. Die Belohnung wird nur für den Fall bewilligt, daß Johann Georg Grasel lebendigen Leibes dem Wiener Stadtmagistrat überantwortet werde. Der gute Kaiser Franzl möchte für sein Geld wenigstens eine öffentliche Hinrichtung, das goldene Herz seiner Wiener liebt das so sehr! Man macht Ernst mit Grasel. Vor keinem Mittel schreckt man zurück, man geht so weit, die Plakate mit der Belohnungsausschreibung auch in tschechischer Sprache drucken zu lassen, das alles nützt aber nichts, und wenn schließlich Österreich doch gerettet wird, so geschieht das durch einen Agent provocateur.

Der heißt David Mayer, ist ein rothaariger Jude aus Proßnitz, und sein Plan ist verflucht gescheit. Er läßt – natürlich mit Hilfe des Justitiärs – seine Gehilfin namens Penkhart zum Schein ins Drosendorfer Gefängnis werfen, in dieselbe Zelle, wo Therese Hamberger sitzt, Grasels ge-

liebtes Reserl. Mayer schickt sich nun nach einigen Tagen an, die Penkhart „mittels Dietrichen zu befreien", und die Reserl bittet dringend, auf die Flucht mitgenommen zu werden. Nach kurzem, gut gespieltem Zögern (als ob diese Mitnahme nicht der Zweck der Ausbruchskomödie wäre) wird das Flehen erhört, und die drei jagen auf Vorschlag der ahnungslosen Reserl nach Horn, wo sie ihrem Befreier Aufnahme im Hause des Schinders verschafft. Das liegt abseits der Gesellschaft, abseits von deren Ansiedlungen und beherbergt Grasels Komplizen. Aber der Räuberhauptmann selbst? Er ist nicht da, und für Mayer und seine angebliche Geliebte beginnen Tage gefährlichen Harrens. Noch aufgeregter ist der Drosendorfer Justitiär, Herr Schopf; eigenmächtig hat er die Geliebte und wichtige Komplizin des gefürchteten Bandenführers aus der Haft entweichen lassen, und eine peinliche Untersuchung durch das Appellationsgericht steht ihm bevor, wenn er nicht durch die Verhaftung Grasels beweisen kann, daß er schlau und zweckentprechend gehandelt habe. Nervös wartet er in einem Zimmer des Horner Gasthofes.

Bald müssen alle fort. Die Schindersleute wollen der Reserl, deren Flucht in ganz Österreich Aufsehen hervorgerufen hat (das Volk glaubt, der „Hansjörgel", wie man Grasel nennt, habe sie befreit), keinen Unterschlupf mehr gewähren, ebensowenig ihren „Rettern", dem Mayer und der Penkhart. So fahren sie ab (und der Justitiär Schopf hinterher). Mayer hat in der Wasenmeisterei seine Adresse zurückgelassen (er wird in eine der Penkhart gehörigen Hütte in Klobouk bei Brünn übersiedeln) und versprochen, den Grasel über die Grenze nach Preußisch-Schlesien zu bringen, nachdem ihm dieser bei einem Einbruch in die Lettowitzer Fabrik geholfen haben werde.

Ein paar Tage später langt ein Bote in der Klobouker Hütte ein. Mayer möge den Grasel mit einem Wagen aus Horn abholen. Wirklich lernt nun der Geheimagent dort den Schrecken Österreichs kennen. Ja, Grasel fällt dem Mayer um den Hals: „Ach Gott, jetzt hab ich doch einen Freund, der mir hilft, damit ich aus Österreich fortkomme!" Bei Sonnenuntergang fahren sie von dannen; aber das Opium wirkt nicht, das der Spitzel seinem Opfer in den

Kaffee gemischt hat, ein Rad bricht, und sie verfehlen die von Mayer verständigten, auf die Beute lauernden Gendarmen.

Vor Mörtersdorf, kurz nach Mitternacht, läßt David Mayer den Wagen halten, er wolle noch einen Diebsgenossen abholen. Grasel und die Penkhart bleiben im Wagen sitzen, während der Konfident durch das nächtliche Dorf schleicht, den Justizverwalter suchend; der aber wartet beim Dorfrichter auf das Anrollen eines Fuhrwerks, hört und sieht nicht den Mayer, der zu Fuß kommt.

Mayer muß andere Leute finden, die ihm bei der Überwältigung des Räuberhauptmannes Hilfe leisten könnten. Lärm schlagen darf er nicht. Schon das Echo seiner Schritte erschreckt ihn. Vielleicht hat Grasel Verdacht geschöpft, vielleicht lauern dessen Genossen im Hinterhalt auf den Verräter? Die Bauernhäuser schlafen, während Mayer, der Arsch geht ihm mit Grundeis, umherirrt und draußen auf seinen Feuerwaffen der Mann sitzt, „der in Landmanns Nachtgebet hartan an dem Teufel steht".

Da – aus einem Fenster dringt ein Schimmerchen Licht, ein Schimmerchen Hoffnung. Mayer lugt durch die Spalte: ein kleines Schankzimmer, darin Bauern mit zwei beurlaubten Kanonieren Karten spielen. Er klopft leise an die Scheibe. Heraus tritt der Wirt und erfährt: „Ich bin ein Vertrauter der Brünner Polizei, habe den Grasel auf meinem Wagen und werde gleich mit ihm dasein, Ihr und Eure Gäste müssen mithelfen, ihn zu binden ..."

Der Dorfwirt schlägt sich mit dem Daumen auf Stirn, Mund und Brust, da er den Namen Grasel hört. Schlottert, stottert. Will nichts davon wissen. Grasels Freunde! Sie werden sich rächen, sie werden kommen ...

Der Konfident zerschneidet die hervorgestoßenen Einwände: „Wenn Ihr Euch weigert, so wird Euch das Euer Haus kosten. Ich selbst werde Euch verhaften!"

Diese Drohung erschreckt den Wirt noch mehr. Er willigt ein, muß einwilligen. Die Gäste werden ins Vertrauen gezogen, Versprechungen gemacht. Nur zwei Personen sollen im Gastzimmer bleiben, der Wirt und Kanonier Vollmost. Wenn Grasel in die Stube eintritt, wird Mayer fragen: „Also, Herr Wirt, wo ist unser Zimmer?" Darauf haben

die anderen aus dem Nebenzimmer und den Verstecken zu springen, auf Grasel zu. Fesseln werden vorbereitet.

Nun geht David Mayer vors Dorf hinaus, wo die Kutsche hält. Die Penkhart hatte inzwischen große Mühe gehabt, den durch das lange Ausbleiben seines Begleiters unruhig gewordenen Grasel daran zu hindern, vom Wagen zu steigen; sie hatte hervorheben müssen, ihr Freund sei sehr vorsichtig und spioniere immer vorerst alles ab, bevor er sich irgendwohin begebe.

Mayer berichtet dem Grasel, er habe ein Gasthaus gefunden und dort ein Zimmer bestellt, im Dorfe sei alles sicher. Er lenkt das Gefährt durch Mörtersdorf vor den Gasthof. „Wir lassen vorläufig angespannt", mit diesen Worten (Fluchtbereitschaft!) zerstreut er den vielleicht auftauchenden Verdacht Grasels. Sie treten in die Wirtsstube. Hinter den beiden Männern geht die Penkhart. Es ist ein Uhr nachts.

„Also, Herr Wirt, wo ist unser Zimmer?" Nichts rührt sich. Der Wirt bleibt sitzen, aus der Kammer kommt niemand hervor. Das Stichwort verhallt. Nichts rührt sich in der Kammer, nichts rührt sich im Schrank! Wer sollte es auch wagen, sich auf einen Menschen zu stürzen, der den gefürchtetsten aller Schreckensnamen trägt: Grasel!

Der Konfident wiederholt die Worte, ärgerlich, laut: „Also, Herr Wirt, wo ist unser Zimmer?" Wieder nichts. Er öffnet die Türe ein wenig und flüstert: „So kommt doch heraus!"

Dem Grasel scheinen diese Sekunden nicht zu gefallen. Seinen Mantel hat er auf den Tisch gelegt, jedoch er setzt sich nicht. Plötzlich geht er zum Ausgang, er wolle seine Sachen vom Wagen holen.

Mayer ist wie von Sinnen. Soll ihm sein Opfer noch jetzt entweichen, sollen ihm die viertausend Silberlinge verlorengehen, das Zivilverdienstkreuz II. Klasse, soll die Arbeit von Monaten vergeblich geleistet, alle Gefahren umsonst ausgestanden sein? Nein, nein! Eher soll es mein Leben kosten! Der jüdische Konfident hat alle Kaltblütigkeit verloren. David stürzt sich auf Goliath. Der strauchelt, im selben Augenblick kommen die versteckt gewesenen Wirtshausgäste mit Heugabeln, Pistolen, Dreschflegeln, ein ver-

zweifeltes Handgemenge entspinnt sich, der Überfallene wehrt sich mit Fäusten und angeblich mit einem Stilett, allein schließlich liegt Johannes Georg Grasel gebunden auf dem Boden. Justitiär Schopf hat den Wagen rollen gehört und kommt gerade zum Ende des Kampfes. Der Räuberhauptmann wird, mit den schwersten Hand- und Fußfesseln angetan, nach Wien gefahren und muß auf der Reise neben dem Mann sitzen, von dem er sich Rettung erhofft hatte und der ihn aufs Schafott liefert.

Der Spitzel erhält zweitausendfünfhundertneun Gulden Spesenersatz und die ausgeschriebene Prämie von viertausend Gulden, die Penkhart als Gehilfin des Spitzels vierhundert Gulden, die Helfer im Gasthaus siebzig beziehungsweise dreißig Gulden, der Justizverwalter Schopf (Urgroßvater des Grasel-Biographen Robert Bartsch) die Mittlere Zivilverdienstmedaille mit Öhrl und Band und Johann Georg Grasel das Todesurteil.

Erst mehr als zwei Jahre später, am 31. Januar 1818, führt man ihn zum Blutgerüst beim Neutor auf dem Glacis, vor Hansjörgls Augen henkt man seine Freunde Jakob Fähding und Ignatz Stangl, genannt den Schönen Natzl, und dann legt der Scharfrichter auch ihm die Schlinge um den Hals.

Der Delinquent bittet um einen Augenblick Geduld. Man glaubt, er wolle noch etwas sprechen, aber er blickt bloß mit einem verlorenen, erstaunten, verächtlichen Lächeln auf die Menschenmenge, auf die sechzigtausend Wiener, die den Galgen umstehen, und langsam, welch Schluß eines Räuberlebens, sagt er: „Jessas, so viel Leut!" Dann zieht man den Strick in die Höhe.

PIERROT, DER TOTSCHLÄGER

In Paris erlebte die zweitausend Jahre alte Kunstgattung der Pantomime ihre große Wiedergeburt, von Paris aus ging das althellenische Mienenspiel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts modernisiert in die moderne Welt und unterwarf sie sich.

Das war das Werk von Gaspard Deburau. Ohne Zweifel verdanken die zeitgenössischen Biographen ihm selbst die Angabe, daß er am 31. Juli 1796 zu Neu-Kolin in Böhmen geboren ist, doch läßt er durchblicken, er sei trotzdem von französischem Blute: sein Vater habe sich als ausgedienter französischer Soldat auch in Böhmen, wo er sich niedergelassen hatte, kein Vermögen zu schaffen vermocht. Nach Warschau übersiedelt, erreichte ihn dort die Mitteilung, daß ihm eine Erbschaft zugefallen sei, das Familiengut in Amiens. Da es unmöglich gewesen, das Reisegeld zu erschwingen, formierte der alte Deburau aus seiner Familie eine Akrobatentruppe und wanderte etappenweise nach Frankreich. Seine beiden Töchter ließ er auf das gespannte Seil steigen, die drei Söhne produzierten sich als Equilibristen (der kleine Gaspard übrigens mit besonderer Ungeschicklichkeit).

In Amiens, wo die Truppe endlich ankam, um das märchenhafte Herrschaftsgut in Empfang zu nehmen und nun das Leben von reichen Landjunkern zu beginnen – ach, in Amiens, da habe es sich erwiesen, daß das Familienerbe ein verfallenes Haus mit einem halben Morgen schlimmsten Brachlandes war. Schnell entschlossen, veräußerte Deburau père die Baracke für einen Pappenstiel, kaufte für achtzehn Franken ein Pferd und wanderte weiter. Man schnallte dem Thespisgaul zwei Körbe an, in denen das Zirkuspersonal und der Fundus schaukelten. Das Pferd stand um, zu Fuß kamen die hungernden Hinterbliebenen in Konstantinopel an, und zu Fuß zogen sie von dort wieder nach Frankreich zurück, nach Paris.

Auf der Rue Saint-Maur etablieren sie sich. Der eine von Deburaus Söhnen, „Nieumensek" (nejmensi? nemecek?) gerufen, wird vom begeisterten Publikum als König des Trapezes bewundert, der zweite, Stephan, ist als vollendeter Springer populär, Gaspard jedoch bleibt im Dunkel. Von den beiden Schwestern wird die ältere, die in ihrer Sprache den böhmischen Geburtsort nicht verleugnet, deshalb und wegen ihrer Schönheit „La belle Hongroise" genannt, die jüngere springt vom schwebenden Reck an den Traualtar: sie heiratet einen Oberleutnant Dobrovski, eine gute Partie für ein Seiltänzerkind, das sich auf der Straße und auf dem Jahrmarkt produziert!

Aber Gaspard hat beinahe noch mehr Glück, wenigstens eine Viertelstunde lang. Als er sich einmal der Truppe seines Vaters nachschleppt, überholt ihn – so diktiert Deburau seinem Biographen – bei Saint-Cloud die Karosse Napoleons. Der Kaiser läßt – eine Laune – den staubbedeckten Komödianten in seinen Wagen steigen, das Gespräch kommt auf das Theater, Bonaparte befragt den blutjungen Artisten über die modernen Dramatiker, besonders über Baour-Lormian. „Sire", antwortet Gaspard, „diese Herren könnten große Poeten sein, wenn sie, statt Tragödien zu schreiben, sich damit begnügen würden, Pantomimen zu verfassen!" Denn Gaspard hat sich in die Pantomimen vergafft, die zwischen den Jongleurstückchen eingeschoben werden, er träumt davon, die Gestalten zu vertiefen, die Szenen abendfüllend und ihre Handlung fester zu gestalten, und – der Talma der Pantomime zu werden.

Napoleon ist schon tot, als sich Deburaus Traum verwirklicht. Nach kurzem Probespiel bei Nicolas Bertrand, Direktor der Seiltänzerbühne, Nr. 18, Boulevard du Temple, schafft er Namen und Figur des Pierrot, eine echt französische Ausgabe des italienischen „Gille", von echt französischem Charakter und echt französischem Namen. Ganz Paris ist von dem Pierrot begeistert, der in Paris entstanden ist, sieht in ihm den französischen Volkscharakter, die Literatur bemächtigt sich dieses neuen Heldentyps, und bis zu Laforgue, bis zum „Pierrot Lunaire" Girauds läßt sie ihn nicht mehr los. N. M. Bertrand engagiert den glücklichen Gaspard Deburau am Pfingstmontag 1828 auf drei Jahre

für die Riesengage von fünfunddreißig Francs per Woche. Und jeden Abend spielt er von da ab den Diener Peterchen, „Pierrot", den gelenkigen und tolpatschigen, von Prügeln und Mißgeschick und Harlekin verfolgten Deus ex machina der vielen „feenhaften Harlekinpantomimen mit Ausstattung, Szenenwechsel, Divertissement und Metamorphosen".

Kaspar der Große ist er jetzt, der Franzose aus Neu-Kolin hat sein Genre gefunden, mit dem er zu den Parisern pariserisch sprechen kann, ohne den Mund aufzutun. „Avec lui, la pantomime des Funambules devient aussi française que sont le Cid et l'Etourdi", so singen seine Panegyriker, schreiben die Größen der zeitgenössischen Kritik, die ihn für einen Franzosen halten. Béranger vergöttert ihn, Théophile Gautier, Charles Nodier, die Malibran, Gérard, der ältere Dumas, die Gesellschaft, das Volk, die Künstler und Kinder.

Aber durch seinen Ruhm gerät sein Ruhm ins Wanken. Im April 1836 erlebt auch dieser Napoleon sein Waterloo. Gaspard Deburau geht mit seiner Frau in Bagnolet spazieren. Ein junger Vorstädter (ob aus Begeisterung, ob aus Stolz darüber, den Pierrot auch ohne Pierrotkostüm zu erkennen, ob im Glauben, durch einen Zuruf besonders geistreich zu sein, oder aber in der Absicht, den Mimen zu ärgern, weiß man nicht) beginnt zu schreien: „Hurra, Pierrot! Hurra, Pierrot!"

Gaspard Deburau, du bist über diese Ovation nicht erfreut. Gaspard Deburau, ich verstehe dich! Auf der Bühne, ja, da bist du der willfährigste Diener des Bürgers Boissec, wirbst für ihn um Colombine, schlägst dich an seiner Stelle mit seinem Nebenbuhler Arlequin, wirst von ihm verprügelt, bist auch der ergebenste Sklave des Publikums, und um sein Entzücken zu erregen, stolperst du über Blumenvasen, läßt dir den Lüster auf die Nase fallen, dich mit Schürhaken, Besen, Narrenpritschen grün und blau schlagen – aber eben deshalb (Überwertung!) willst du außerdienstlich ein Grandseigneur sein, ein ernster Mann. Eben deshalb gehst du auf den Burschen hin, der dich auch außerhalb der Vorstellung für einen Pierrot, einen Hanswurst, einen Gimpel zu halten wagt, gehst auf ihn zu und versetzest ihm eine Maulschelle.

Dieser Vorfall ist das, was man in deinem Theater den „Prologue" nennt, und es folgt der „spectacle tragique". Am Abend, als Deburau heimkehrt, sieht er sich seinem Gegner gegenüber, der ihm, von zahlreichen Freunden umgeben, auflauert, sich zu rächen.

„Ohé, Pierrot, ohé!"

Mit einem Sprung – selbst seinem Bruder Stephan würde dieser Sprung alle Ehre machen – ist Gaspard beim Gegner. Zum Unglück hat Deburau seinen Stock in der Hand, er ist einer der besten Stockfechter der Zeit, und vielleicht, weil er von dieser Fertigkeit auf der Bühne keinen ernsthaften Gebrauch machen darf, brennt er darauf, sie anderwärts zu üben, er ist in Wut, und von seinen Streichen getroffen, sinkt der arme Arbeiter zu Boden, um nie mehr aufzustehen.

Er ist tot, und Pierrot ist ein Mörder. Man liefert ihn in das Untersuchungsgefängnis Saint-Pélagie ein. Und da ein Unglück selten allein kommt, erfährt man, Pierrot, der Pechvogel, heiße gar nicht „Deburau", sondern – „Dvořák"! Die Boulevardpresse, nach Details über den sensationellen Totschlag auf den Beinen, teilt dem staunenden Paris mit, daß der pariserischeste Pariser nicht einmal ein zufällig in Kolin geborener Pariser, sondern ein waschechter Böhme ist. Alle seine autobiographischen Geschichten von dem wenn auch schäbigen Erbgut in Amiens, von der zu Napoleon Bonaparte geäußerten Kritik über das moderne französische Drama – all das sind Phantasieprodukte! Auch den Pierrot hat er nur erfunden, um sein böhmelndes Französisch zu verdecken! Die französische Literatur verdankt ihre neuromantische Richtung und die Pantomime ihre Renaissance dem dialektischen Defekt eines ehrgeizigen Schauspielers.

Deburau-Dvořák in der Kerkerzelle von Saint-Pélagie hat keine Ahnung, daß ihn nicht die Bluttat, sondern seine Herkunft beim Pariser Publikum umbringen wird. „Wenn ich auf der Bühne mit meinem Stock das Drehkreuz schlage, werden die Zuschauer an Pierrot, den Mörder, denken, und ihr Lachen wird erstarren", schreibt er aus der Haft. Tatsächlich erhebt auch ein Teil des Schrifttums gegen Deburau den Vorwurf der Blutgier; Alphonse Karr enthüllt De-

burau als einen verbissenen, außerhalb der Bühne nie lächelnden Menschen, und daraus entsteht die Anekdote, Deburau habe inkognito wegen Schwermut einen Arzt konsultiert, der ihm riet, zu Deburau zu gehen, um bei dessen Späßen das Lachen zu lernen. Henri Rivière behauptet, daß Deburau am liebsten mit Mordinstrumenten hantiere, Rasiermesser jongliere, Gifte mische... Aber das hätte ihm weniger geschadet als seine fremde Nationalität.

Zwar verließen ihn nicht alle Freunde. Die George Sand und Champfleury führten im „Constitutionel", im „Charivari" und im „Corsaire-Satan" einen fulminanten Feldzug für seine Freilassung, die Nationalgarde, deren Mitglied er war, setzte sich für ihn ein und gab zu seiner Entlastung an, „dieser heftige Böhme besitzt eben das heiße Blut aller Ungarn". Wirklich konnte der entlarvte Pierrot wieder die Bühne betreten, aber der große Erfolg blieb ihm verwehrt; verhältnismäßig jung stirbt er am 18. Juni 1846. Auf seinem Grabstein steht:

Ci-gt un comédien qui a tout dit
et qui n'a jamais parlé.

Sein Sohn und Nachfolger, Charles Deburau, beweint ihn, Kunst und Volk betrauern ihn, und man schmückt das Grab des Napoleon-Pierrot, bis eine neue Art der Pantomime kommt mit neuen Helden: das Kino. Da vergißt man Gaspard Deburau aus Paris, dem man vorgeworfen hatte, daß er Kaspar Dvořák heiße und aus Kolin sei.

DES POLIZEIMINISTERS JUNGE FRAU

In Politik und Polizei, diesen Gewerben, in denen als Meister geehrt wird, wer am schnellsten seine Segel refft und am längsten mit allen Brisen treibt, kann niemand den von Joseph Fouché, Herzog von Otranto, aufgestellten Rekord brechen.

Er, der als Jakobiner das „Blutbad von Lyon" bereitet, er, der dem König Ludwig XVI. das Schafott gezimmert hat, er, der Robespierres Haupt dem Henker überlieferte, er, der Napoleons Politik innerhalb Frankreichs durchführte, er, der während der Elbaer Zeit Ratgeber Ludwigs XVIII. war, er, der in den Hundert Tagen von neuem das Amt des Polizeiministers übernahm, er, der hernach bis zum Wiedereinzug des Bourbonen die Herrschaft über Frankreich innehatte, um schließlich Minister des Allerchristlichsten Königs zu werden – er ist von seiner Zeit als selbstverständlich hingenommen worden, und auch die Geschichte sieht in ihm so etwas wie ein unentbehrlich-uninteressantes Möbel, einen dauerhaften Funktionär jenes äußerst schicksals- und wechselvollen Menschenalters. Aber Fouché war der wahre Machthaber von Revolution, Konsulat, Empire und Restauration, er war ihr Polizist. In des Polizisten Hand sind jedermanns Akten; wer hat in solchen Zeiten kein Werg am Rocken, gerade die Mächtigsten sind die Belastetsten. Und ist der Polizist schlau, so summiert sich seine Kenntnis der Individuen zur Kenntnis des Kollektivums, und er kann Windströmungen vorauswittern, nach denen Fock und Fahne hochzuziehen sind.

Dreißig Jahre lang, unter sechs einander so widersprechenden Staatsformen hält sich Joseph Fouché an der Macht! Am Gipfel aber glaubt er zu sein, da er Fräulein Gabrielle-Ernestine de Castellane-Majestro heiratet. Fünf Jahre vorher, 1810, als er wegen eigenmächtiger Verhandlungen mit England verbannt worden war, hat er in Aix die charmante Mademoiselle de Castellane zum erstenmal ge-

sehen. Dort war er vom Unterpräfekten d'Ardaud-Jouques in die Aristokratie eingeführt worden, die sich trotz ihrer royalistischen Gesinnung auch durch einen von Bonaparte verliehenen Herzogstitel imponieren ließ, wenn sie diese Sympathie damit bemänteln konnte, daß der Herzog ein „Opfer Napoleons" sei. Damals lebte Fouchés erste Frau noch. Die, Johanna, war die Tochter des Bürgers Cognard, des einflußreichsten Wählers in dem Departement, wo Fouché für die Nationalversammlung kandidiert hatte.

Der Minister des legitimen Bourbonen braucht für sein Eheschifflein ein anderes Segel als das, das er 1792 gehißt, und eine echte Castellane ist für ihn, was für seinen kaiserlichen Chef die Habsburgerin gewesen. Der ehemalige Bürger Fouché und Genosse des derben „Père Duchesne" heiratet am 1. August 1815 in eine Familie ein, deren Stolz es ist, daß ihre Ahnen in den Kreuzzügen gekämpft und die Täler der Rhone als souveräne Fürsten regiert haben. Im offiziösen „Independant" wird der Familiennachricht ein politischer Relativsatz beigefügt; der Minister der Restauration läßt das private Ereignis nicht vorübergehen, ohne sich mit der (seinerzeitigen, kurzen) Ungnade Bonapartes zu brüsten: „Wie verlautet, hat der König den Ehevertrag zwischen Herrn Herzog von Otranto und dem aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Provence stammenden Fräulein de Castellane unterzeichnet. Die Bekanntschaft der beiden Neuvermählten ist in Aix geschlossen worden, wo der Herzog während seiner von Bonaparte über ihn verhängten Verbannung gelebt hat und seither der ganzen Provence in teurem Andenken geblieben ist."

Gabrielle bringt kein großes Heiratsgut mit, aber sie ist bezaubernd schön, „ein Gegenstand der Anbetung für ihre Umgebung", und der alte Herzog scheint für sie eine eifersüchtige Zärtlichkeit zu empfinden. Die wird ihn bald zu Fall bringen. Ein Rubrum „Eifersüchtige Zärtlichkeit" findet sich nicht in den Polizeiakten.

Er glaubt am Gipfel der Macht zu stehen, aber er ist schon einen Schritt darüber hinaus, schon auf dem abschüssigen Hang. Die Kammer, in die er von drei Wahlbezirken gewählt worden ist (und er hat seine Popularität noch erhöht durch eine Philippika gegen die Armee der Alliierten,

die in Frankreich vandalisch haust), die Kammer opfert ihn den Ultrarechten. Ludwigs XVI. Tochter, kaum in die Tuilerien eingezogen, ist wieder sehr königlich und sehr unerbittlich und erklärt, sie werde den „Königsmörder" – dem ihr Haus die reibungslose Rückkehr nach Paris verdankt! – keinesfalls empfangen, und wenn er zehnmal Minister wäre. Der König verrät den Verräter, indem er ihn auf den Gesandtschaftsposten nach Dresden abschiebt.

Alsbald werden die reaktionären Feiglinge in der Kammer mutig, da sie die Enthüllungen des alten Polizeiministers nicht mehr zu fürchten haben, und mit dreihundertvierunddreißig gegen zweiunddreißig Stimmen beschließt die Chambre Introuvable die Verbannung des Mannes, der im Antrag noch „Duc de l'Otranto", im Beschluß aber bereits „Monsieur Fouché" heißt...

Sein Exil wird Prag. Metternich, stolz auf seine Polizei, hat Österreich zu einem Lapidarium des Empire gemacht, den kaiserlichen Prinzen Louis und Jérôme, den Prinzessinnen Elisa und Caroline, dem zweiten Polizeiminister des Kaisers, Savary, Herzog von Rovigo, seinem Außenminister Maret, Herzog von Bassano, und vielen anderen Staatsmännern und Generälen Zuflucht geboten und lädt Fouché geradezu ein.

In Prag ist auch Thibaudeau, einst Kollege Fouchés im Convent und in Napoleons Gunst, dann kaiserlicher Präfekt der Gironde und schließlich Haupt der Verschwörung, die den Kaiser aus Elba zurückholte, der Verschwörung, an der Fouché teilgenommen und – Verrat geübt hat. Trotzdem schreibt Fouché an Thibaudeau, mitbestimmend für seine Wahl Prags zum Refugium sei die Tatsache, dort einen alten Freund zu besitzen; und der „alte Freund" wird beauftragt, die Hälfte des Hotels „Hessischer Hof" für Fouché zu mieten.

Am 4. Juli 1816 kommt der Herzog mit seiner jungen Frau und seinen aus erster Ehe stammenden Kindern nach Prag. Er beeilt sich, in einem Brief an Metternich sein Eintreffen zu melden und an die Unterredung zu erinnern, die er vor genau drei Jahren in eben dieser Stadt mit dem Kanzler geführt; damals hatte er die unhaltbare Situation Napoleons zugegeben, aber, genial, gerade dadurch Österreich auf Napoleons Seite zu ziehen versucht: es möge den gefähr-

deten Pariser Kaiserthron vor den Bourbonen und Republikanern dem Enkel des Kaisers Franz retten. Im übrigen tut Fouché recht horazisch, als ob er glücklich sei, procul negotiis zu weilen, als habe er auf allen irdischen Ehrgeiz verzichtet – und korrespondiert und konspiriert mit aller Welt, wobei oft die chiffrierten Briefe diejenigen sind, die er dem Hof und der Regierung zur Kenntnis bringen will. Weiß er doch besser als jeder andere, daß das „Schwarze Kabinett" sie auffangen und entziffern wird. Den Freunden von Thron und Altar, die ihn verbannt haben, bietet er seine Unterstützung zum Sturz des Ministeriums an, eine Fraktion der Ultralinken scheint schon gewillt, sich des Mannes zu bedienen, der Material gegen jeden und die Macht hat, durch Enthüllungen aus dem Privatleben die unbequemen Politiker zum Schweigen zu bringen.

Decazes, sein jugendlicher Nachfolger, wehrt sich gegen diese Umtriebe in einem recht ängstlichen Brief an Metternich: Fouché beabsichtige, „um den Preis der Wiedereinsetzung ins Polizeiministerium ein ebenso heftiger Jakobiner der Gegenrevolution zu werden, wie er einst zu Lyon und zu Nevers ein Jakobiner des Blutdurstes gewesen". Der junge Polizeiminister will den alten beim Wiener Großkanzler diskreditieren: erstens habe Fouché für immer abgewirtschaftet, und zweitens suche er sich der antiösterreichischen Politik Preußens anzuschließen, deren Repräsentant Justus Gruner ist. Oh, wüßte Graf Decazes, daß vor vier Jahren der Minister eines anderen Staates gegen einen in der Prager Verbannung lebenden Polizeichef und dessen Umtriebe ähnliche Klage bei Metternich geführt und daß jener Verbannte kein anderer war als eben Justus Gruner, der jetzt wieder Mächtige! Hätte Fürst Metternich die Absicht gehabt, den Pariser Polizeichef zu verhaften, wie er's damals mit dem Berliner Polizeichef getan – nach dieser Parallele ließe er sie wohl fallen!

Der Prager Oberstburggraf Graf Kolowrat, vom österreichischen Polizeiminister Sedlnitzky besonders beauftragt, bespitzelt zwar den Großmeister der Spitzelei, aber dazu bedarf es wohl keiner Denunziation aus Paris, zu diesem Behufe war ja die Einladung in den schwarzgelben Vormärz ergangen.

Die Überwachungen stören Fouché wenig. Er hofft. Er hofft auf die Wiedereinsetzung in die Macht. Ist offensiv. Von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends schmiedet er Damoklesschwerter und spinnt Fäden, um sie anzubinden: Es sind die „Notizen über den Herzog von Otranto", die er verfaßt, er publiziert seinen Briefwechsel mit dem Herzog von Wellington und schreibt eine Unzahl von Briefen nach Frankreich, in denen er die Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten ankündigt.

Für die Prager Gesellschaft war das Erscheinen des berühmten Staatsmannes aus Paris einen Monat lang eine Sensation gewesen, der Oberstburggraf hatte ihn liebenswürdig aufgenommen und besucht, bald aber ist die Neugierde gesättigt, und der böhmische Adel lehnt den einstigen „Bundesgenossen des Pöbels" hochfahrend ab.

Mit den französischen Exulanten verkehrt er nicht viel, eigentlich verkehren sie nicht viel mit ihm, der unter die die siebenundfünfzig Hauptmitarbeiter Napoleons enthaltende Proskriptionsliste vom 24. Juli 1815 seinen Namen gesetzt hat, obwohl er an die Spitze der Aufgezählten gehört hätte.

Die Herzogin verdankt ihren Herzogstitel dem Emporkömmling Bonaparte, jedoch vor allem ist sie eine geborene de Castellane und will die Gespenster der †††-Revolution, „diese Brutusse", nicht in ihrem Hause sehen. Wahrscheinlich kann sie auch Thibaudeau nicht leiden, der mit seiner Frau und seinem Sohn Adolf häufig zu Besuch kommt. Diese Abneigung teilt sie mit ihrem Mann. Zwar tun die beiden einstigen Vertrauten des Kaisers freundschaftlich und höflich miteinander, aus ihren Briefen an dritte Personen geht aber hervor, daß die „alten Freunde" einander hassen, wie eben Verräter und Verratener.

Die Broschüren und die Drohung bevorstehender Memoiren haben in Frankreich große Wirkung gehabt. Chateaubriand belastet in dem Buch „De la monarchie suivant la Charte" Fouché schwer, und dieser deckt nun Chateaubriands Intimität mit Napoleon und dessen Kardinal Fesch auf; den Redakteur des „Journal des Débats", Mr. Saint-Victor, der in einer Glosse über die Wellington-Briefe den „Königsmörder" angegriffen, bezeichnet dieser als ein ehemals

von der Polizei bestochenes Subjekt und bedroht ihn mit der Entschleierung seiner privaten Geheimnisse. Im „Pamphletaire" wird Fouchés Henkerstätigkeit unter Napoleon, im „Vrai Libéral" sein Verrat an der Revolution behandelt, und das Bezirksgericht, in dessen Sprengel sein Landgut Ferrieres gehört, spricht ihm, als einem im bürgerlichen Sinn toten Mann, das Recht ab, seine Kinder als Vormund zu vertreten.

Der Pensionär Fouché verzehnfacht sich, sein Sekretär Demarteau verfaßt und versendet Artikel, Fräulein Ribou, die Gouvernante der Kinder, nimmt Diktate auf und stellt Abschriften her, bis sie stirbt, anonym und pseudonym erscheinen in der französischen und österreichischen Presse strahlende Apologien, sogar ein dem Herzog günstiger Brief aus dem Nachlaß der Madame de Staël taucht auf (und entpuppt sich alsbald als Fälschung), ein klangvoller (aber nicht existenter) Chevalier de la Roche-Saint-André sendet „gegen den Willen des Herzogs" Reinwaschungszuschriften an die Presse. Die Fouchésche Wohnung auf der Prager Färberinsel (der späteren Sophieninsel) ist eine Propagandazentrale, die ganz Frankreich beliefert.

Plötzlich wird gegen den Polizeigewaltigen, der zeitlebens mit Enthüllungen aus dem Privatleben operiert hat, ein Eingriff ins Privatleben verübt.

Der junge Thibaudeau hat mit der jungen Herzogin galante Beziehungen angeknüpft; angesichts der Tatsache, daß der allmächtige Minister des Allerchristlichsten Königs, den sie geheiratet, nun nicht mehr allmächtig und nicht mehr Minister ist, angesichts der Tatsache, daß er sich in politischen Arbeiten vergräbt, angesichts der Tatsache, daß sich die Herzogin in Prag maßlos langweilt, der Gatte alt und der Freund jung ist, vergißt die geborene de Castellane, in Adolf Thibaudeau einen Bürgerlichen zu sehen, dessen Vater zu „diesen Brutussen", zu den Gespenstern der †††-Revolution gehört... An Polizeigeist ist Fouché den Österreichern überlegen, er merkt – oh, Schande für Metternich, Sedlnitzky und Kolowrat! – das Liebesspiel eher als diese, obwohl es in seinem eigenen Hause vor sich geht. Außer sich vor Wut, schreibt er einen Brief, worin er Thibaudeau fils sein Haus verbietet und – dem Thibau-

deau père versichert, daß er ihm die alte Freundschaft bewahre.

Die Affäre spricht sich herum, man vermutet, der alte Thibaudeau und seine Frau hätten ihren Sohn zum Verführungsversuch aufgestachelt, um sich an dem Verräter der Bonapartisten zu rächen; Fouché sprengt das Gerücht aus, Adolf habe sich bloß um die Hand seiner Tochter beworben und einen Korb bekommen.

Da erscheinen zum Behagen des Faubourg Saint-Germain in den französischen Blättern Berichte über die Affäre, Details über eine regelrechte Entführung, der junge Thibaudeau sei mit der Frau Minister in Frankfurt gesehen worden, wo sie durch ihre Schönheit und ihren Schmuck Aufsehen hervorrief. Je mehr Briefe, Berichtigungen und Notizen Fouché versendet, desto mehr fühlt er, auf dem Gebiete der privaten Verteidigung nicht so zu Hause zu sein wie auf dem Gebiete des privaten Angriffes – durch all diese Schriften keinerlei Bewunderung für seinen politischen Arbeitseifer und keinen Wunsch nach seiner Wiederberufung zu erwecken –, dort lächerlich geworden zu sein, wo er bisher nur gefürchtet war. Aller Hoffnungen beraubt, übersiedelt er im August 1818 aus Prag zuerst nach Linz und dann nach Triest und stirbt dort, einundsechzig Jahre alt, aber längst einem mehr als achtzigjährigen Greis ähnlich.

TRAUERFALL BEI TOMASCHEKS

In einer trüben und eiseskalten Winternacht des Jahres 1850 bewegte sich zu Berlin, der großen Hauptstadt Preußens, ein Zug ernster Männer mit flammenden Fackeln über den katholischen Hedwigskirchhof am Oranienburger Tor.

Sie machten halt vor einem Grabe, auf dessen Stein sie beim flackernden Lichte die eingemeißelten Worte zu lesen vermochten:

†

Hier ruht in Gott
Herr
Franz Tomaschek
Schneidermeister aus Kopenhagen,
geboren am 20. November 1801
in Sobietusch in Böhmen,
gestorben am 20. November 1848
in Berlin.
Tiefbetrauert von Gattin, Kind
und Bruder.
Er ruhe in Frieden!

Einige Minuten blieben die Fackelträger vor dem Marmorstein unschlüssig stehen. Waren sie dermaßen ergriffen oder war es die wehmütige Inschrift auf marmornem Stein, die sie in ihrem Vorhaben unschlüssig machte? Nur Geduld, wir werden es bald genug erfahren.

Zuvörderst aber, lieber Leser, ehe wir dem Gebaren dieser nächtlichen Friedhofsbesucher folgen, wollen wir uns hinwegbegeben von dieser Stätte düsterer Trauer und uns um zwei Jahre zurückversetzen in jenes unglückselige Jahr 1848, in welchem die irregeleiteten Völker es freventlich unternommen, drohende Kritik zu üben an den unfehlbaren Ratschlüssen ihrer edlen, an nichts als das Wohl ihrer Untertanen opferfreudig denkenden Fürsten!

Im Hause Nr. 47 der schönen Straße Unter den Linden lebte damals der Schneider Anton Tomaschek, der aus dem Dorfe Sobietusch bei Königgrätz nach Berlin gekommen war und hier im Kreise seiner Bekannten und insonderlich der Hausnachbarn nicht anders als „der Eidesleister mit dem eisernen Ring" genannt wurde. Zu Beginn des Jahres 1848 waren nämlich in den Berliner Zeitungen Inserate erschienen, die in Holzschnitt eine Fratze mit einer Klammer um den Hals zeigten; dem bombastischen Text war (mit Mühe) zu entnehmen, daß der Schneidermeister Anton Tomaschek, welcher diese Annoncen unterfertigte, sich von einer Berliner Brandschaden-Versicherungsgesellschaft für geschädigt hielt, da man ihn anläßlich eines bei ihm ausgebrochenen Werkstättenfeuers nicht zum Zeugenschwur zugelassen hatte. Die Stilisierung der Anzeigen war verschieden, immer gleich blieb jene ringumhalste Fratze und die einleitenden, mystisch-unverständlichen Worte: „Ich, Eidesleister mit dem eisernen Ring ..."

Die Inserate waren groß und zahlreich, also kostspielig. Doch „Ich, Eidesleister mit dem eisernen Ring", das heißt natürlich Anton Tomaschek, lebte in Geldverhältnissen, die ihm höchstens gestattet hätten, seine öffentlichen Anklagen im Kleinen Anzeiger des „Sobietuscher Lokalblattes" zu erheben. Kurzum, Anton Tomaschek war zwar ein angesehener Inserent, aber arm, obgleich er seine jeweiligen Zimmerherren (zuletzt hatte der spätere Kunsthistoriker Anton Springer bei ihm gewohnt) ausgiebig betrog.

Am 23. Oktober des Jahres 1848, in dem sich die Revolution und die Einschaltung der Eideshelfer-Annoncen vollzogen hatte, traf bei Anton Tomaschek sein Bruder Franz aus Dänemark ein. Selbiger war nach seiner Angabe aus Kopenhagen geflüchtet, dieweil die fanatisierte dänische Nationalistenmenge sich große Ausschreitungen gegen die Deutschen zuschulden kommen ließ und man auf die Einwendungen Franz Tomascheks, daß die Tschechen keine Deutschen seien, dänischerseits erwidert hatte, auf solche spitzfindigen Unterscheidungen könne man sich nicht einlassen.

In Berlin erkrankte nun Franz Tomaschek, hütete acht Tage das Zimmer und zwei Tage das Bett und starb laut

des mit „Dr. Meyer" unterzeichneten Totenscheines nach wiederholtem Bluthusten am 20. November 1848 zwischen elf und zwölf Uhr nachts. Die Beerdigung fand am 25. November auf dem Kirchhof von St. Hedwig statt. Sein Bruder Anton, den wir schon früher als braven Inserenten kennen- und lieben gelernt haben, schaltete Gedichte zum Andenken an den Seligen in die Zeitung ein, schmückte dessen Grab mit Blumen und Kränzen und setzte ihm jenen Grabstein, der auch an den Beginn dieser Geschichte (im Wortlaut) gesetzt ward.

Jetzo aber sei der vom Tode Franz Tomascheks sicherlich tief erschütterte Leser, beziehungsweise schöne Leserin, wieder zu jener Schar von Fackelträgern geleitet, die wir vor seinem Grabe in Nacht und Winter stehengelassen haben. Was taten die Männer dort? Der Rasenhügel wurde abgestochen und unter gespanntester Erwartung die Ausgrabung des Sarges vorgenommen.

Wer könnte sich der Entrüstung erwehren, wenn er der auf dem Grabstein Franz Tomascheks eingemeißelten Inschrift „Er ruhe in Frieden!" gedenkt und diesem wahrlich frommen Wunsch in schroffstem Maße Hohn gesprochen sieht durch das Beginnen, den Frieden des Toten zu stören! Aber die nächtlichen Kirchhofsbesucher schienen von solchen pietätvollen Bedenken frei zu sein; mit rauher Hand öffneten sie den Sargdeckel, der die sterblichen Überreste des gottseligen Franz Tomaschek ...

Nein, sie fanden diese Überreste nicht vor.

Wie von den Männern, die eine aus Vertretern von Polizei und Staatsanwaltschaft zusammengesetzte Kommission bildeten, protokollarisch festgelegt ward, enthielt der Sarg nicht etwa eine modernde Leiche, sondern ein Bügelbrett, ein mit Stroh und Hobelspänen umwickeltes, mit einem Sterbehemd bekleidetes Bügelbrett. Und eine weiße Totenmütze war dem verewigten Bügelbrett aufgesetzt!

Wo aber war die Leiche Franz Tomascheks? Zwei Tage später wurde sie in lebendem Zustande vom kaiserlichen Gendarmeriepostenkommando in Königgrätz über Weisung der Berliner Kriminalbehörde in Sobietusch verhaftet. Ach, hätte sich Franz Tomaschek, der hier in seiner Heimat unter seinem wirklichen Namen unbefugt weiterlebte, statt ord-

nungsgemäß in seinem Grabe zu ruhen, nicht im Gasthause dessen gerühmt, daß er ein lebender Leichnam sei, niemals hätten die Berliner Behörden von der amtswidrigen Weiterführung seiner Existenz erfahren! So aber war eine anonyme Anzeige nach Berlin gelangt, die die Exhumierung eines Bügelbretts und die Verhaftung einer Leiche zur Folge hatte.

Auch Anton Tomaschek, der trauernde Hinterbliebene, Dichter der gereimten Nachrufe und Eidesleister mit dem eisernen Ring, wurde festgenommen. Sintemalen sich nämlich herausstellte, daß er der Urheber des nicht eingetretenen Todes gewesen. Aus Wut darüber, von der Brandschadenversicherung in seinem vermeintlichen Rechte geschmälert worden zu sein, hatte er der ganzen Branche Rache geschworen und seinen Bruder veranlaßt, sich bei der Assurance Company „Globe" auf tausend Pfund Sterling zu versichern (bei der Kopenhagener Lebensversicherung war Franz Tomaschek bereits assekuriert), zu sterben und gestorben zu sein, obwohl, wie der aufmerksame Leser bereits gemerkt haben dürfte, dieser Tod keineswegs erfolgt war. Die Gattin Franz Tomascheks in Kopenhagen war damit einverstanden gewesen und hatte auch später von dem an sie ausgezahlten Gelde zweitausend Taler dänisch an Anton Tomaschek gesandt; sie hatte sich dessentwegen in Kopenhagen vor Gericht zu verantworten.

In Berlin aber standen am 15. April 1852 die Brüder Tomaschek, der überlebende und der tote, lebendig vor den Schranken der Justiz. Ihre vor Hunderten von Neugierigen in böhmisch-deutschem Dialekt vorgebrachte Verteidigung in dem durchaus belachten Prozesse machten dieses Idiom in allen Berliner Singspielhallen und Vorstadtbühnen im Nu populär. Ihr Mitangeklagter war der Wundarzt Kunze, der den Totenschein ausgestellt, darauf die Unterschrift des Arztes Meyer gesetzt und in einem Attest an die Kopenhagener Versicherungsgesellschaft erklärt hatte:

„Vom 29. Oktober habe ich den Verewigten ärztlich behandelt und mich vielfach überzeugt, daß ihm von seinem Bruder und den übrigen Angehörigen die innigste Teilnahme und liebevolle Pflege in jeder Beziehung bis an sein seliges Ende zuteil geworden ist, was den Hinterbliebenen

in der Fremde gewiß großen Trost und Beruhigung gewähren muß und ich, auf Verlangen, der Pflicht und Wahrheit getreu bezeugen kann."

Für diese Arbeit hat Wundarzt Kunze von Anton Tomaschek (Franz war in der Nacht seines Todes aus Berlin fortgereist) nicht mehr als acht Dukaten und später fünfzig Taler erhalten.

Die drei Angeklagten wurden der Fälschung öffentlicher Urkunden schuldig gesprochen und hierfür zu drei Jahren Strafarbeit verurteilt, ferner wegen Betrugs mit einer Geldbuße von je fünfzehntausenddreihundertdreiunddreißig Talern zehn Silbergroschen belegt, welche im Unvermögensfalle für die Brüder Tomaschek in eine fünfjährige, für Kunze in eine vierjährige Strafarbeit zu verwandeln seien. Nach Abbüßung der Strafe wurden die Brüder Tomaschek in ihr Heimatland Böhmen abgeschoben, das scheintot gewesene Bügelbrett aber öffentlich versteigert und für fünf Taler losgeschlagen. Wo mag es heute modern? Oder modert es vielleicht überhaupt nicht, ist es verbrannt worden, wie ein gewöhnliches ausgedientes Bügelbrett? Friede seiner Asche!

LYNCHJUSTIZ IN DER ZELLE

Eigentlich müßte man, keine Bestialität der Details unterdrückend, den Meuchelmord im k. k. Provinzialstrafhause von St. Wenzel an die Spitze des Prager Pitavals stellen.

Dieses Verbrechen oder vielmehr die Empörung, die es hervorrief, wirkte wie der erste Axthieb gegen das Gemäuer des vormärzlichen Strafvollzugs. Jetzt erst hörte der Spielberg auf, der Spielberg zu sein – das, was Kaiser Josef nicht vermocht hatte, hatten acht vertierte Mörder unbeabsichtigt herbeigeführt. Andere Strafanstalten wurden gesperrt oder umgebaut. Wenn sich auch nur aus Neugier das Volk so tumultuös zu den Gerichtsverhandlungen gegen die mörderischen Zellengenossen vom St.-Wenzels-Haus drängte und wenn es auch bloß die niedrigsten Triebe waren, die den Ansturm der Massen gegen die Galgen und ihren Anprall gegen das Truppenkarree zu einem gefährlichen Kampf gestalteten – der Staat fühlte, daß er selbst schuld sei, wenn in seinem geschlossensten Hause kaltblütig und ohne Gegenwehr gemordet werden könne. Hatte er doch acht verbrecherische Veranlagungen addiert, indem er ihre acht Träger in *ein* Kerkerloch sperrte. Nunmehr, nach dem Mord, wurden die Massenzellen in ganz Österreich beseitigt, das Kontrollsystem reformiert.

Als einige Jahre später das Wenzelsstrafhaus niedergerissen wurde, erfüllte den sozial empfindenden Dichter diese Maurerarbeit mit Bewegung und Hoffnung. Jaroslav Vrchlicky sang:

> . . . Ja, von Tränen benäßt scheint
> Dieses tote Gestein, das die Faust der Arbeit
> Dröhnend zerschmettert;
> Sie, diese starke, heilige Faust voll Schwielen,
> Die sich von ehrlichem Fleiß und von Mühsal ernährt,
> Nieder reißt sie die Kerker, von Flüchen erfüllt,
> Sprengt sie den Käfig,

Darin das Verbrechen sich krümmte,
Schüttelnd das Haar, vom Blute des Bruders besudelt,
Darin der Erbe des Kain büßte
In Fesseln und Dunkel.
Vor mir sehe ich nun das Sinnbild der künftigen Zeiten:
Die Hände des Fleißes reißen Gefängnisse nieder.
So wie Christus einstmals die Schächer vom Tempel vertrieben,
Vertreibt nun die Arbeit
Mit der Geißel des Zorns das Verbrechen,
Kraftvoll wirft sie die Schuld, wirft sie die Sünde nieder,
Und der Verzweiflung Wohnhaus macht sie dem Boden nun gleich,
Rufend nach Freiheit...

Der Mord aber, der zu dieser hoffnungsvollen Demolierung Anlaß gab, hatte sich folgendermaßen abgespielt:

In einer Zelle der St.-Wenzels-Strafanstalt auf der Prager Neustadt saßen 1852 neun der schwersten Verbrecher Böhmens: Matthias Soukup, im Jahre 1800 geboren, wegen versuchten Raubmordes zu zwanzigjährigem Kerker verurteilt; Matthias Bašta, geboren 1815, gleichfalls wegen versuchten Raubmordes zu zwanzigjährigem Kerker verurteilt; Franz Stěpina, geboren 1810, achtzehn Jahre Kerker wegen Raubes; Josef Stempin, 1815 geboren, Schuster, wegen Raubmordes und Diebstahls zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, zu achtzehnjähriger Kerkerhaft begnadigt; Johann Petroušek, zu lebenslänglichem Kerker wegen Raubes verurteilt, zu vierzehnjähriger Haft begnadigt; Johann Loula, zwölf Jahre wegen Raubes; Wenzel Sišan wegen Raubmordes und Diebstahls zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, begnadigt zu achtzehn Jahren; Ignaz Černy wegen Brandstiftung zu zwanzig Jahren verurteilt, zu zwölfjähriger Haft begnadigt. Der neunte Häftling der Zelle war Franz Schubert, wegen Raubes zu zwölf Jahren abgeurteilt.

An hundertfünfzig Jahre Kerkerstrafe in einem Raum! Nichts begreiflicher, als daß diese neun Verbrecher manisch an Flucht dachten. Sie hatten verabredet, die Gitterstäbe des Fensters herauszubrechen, auf zu Streifen zerschnittenen Decken sich in den Hof hinunterzulassen, über die Mauer

in die Freiheit zu klettern. Und nach Dalmatien zu fliehen, „irgendwo ans Meer, wo uns kein Mensch kennt und uns keiner sucht". Drei Messer, die ihnen gegebenenfalls zur Gegenwehr dienen sollten, waren unter den Strohsäcken versteckt. Neun Männer warteten auf die passende Gelegenheit zur Flucht und vertrieben sich mit Kartenspielen die Zeit; die Karten hatten sie aus Tabakpapier geschnitten und mit Ziegelstaub und Kohle gemärkt.

Am 3. Juni 1852 entstand zwischen Schubert einerseits und den acht übrigen andererseits ein erregter Streit beim Kartenspiel, wobei Schubert die Worte ausstieß: „Wartet, das werde ich euch einsalzen!" Aus diesem Satz schlossen die Zellengenossen, er wolle in seiner Wut die verabredete Flucht verraten. Bestärkt wurden sie in dieser Auffassung, als Schubert hinzufügte, er werde sich zum Rapport melden und „in den Speck gehen", das heißt sich in eine Einzelzelle sperren lassen.

Daraufhin verabredeten sie sich untereinander, den Schubert zu erschlagen. „Musi být holofernován!", es muß ihm wie Holofernes ergehen. Einer nahm ein Handtuch und probierte am Hals, ob es zum Erdrosseln geeignet sei. Als Schubert eingeschlafen war, stürzten sich die acht auf ihn, schlugen und würgten ihn, seiner Bitte: „Kameraden, laßt mich, ich verrate euch ja nicht", mit Hohnlachen begegnend. Der Angefallene wehrte sich, er biß den Bašta und den Loula in die Hand, aber acht waren es gegen einen, der Mond schien hell durch das Gitterfenster, so daß jeder der acht aneinandergepferchten Mörder verabredetermaßen seinen Anteil leisten, jeder seinen Mordtrieb befriedigen, jeder vor den Zellengenossen zeigen konnte, was er für ein Kerl sei. „Jeder hat eine Vorliebe", zischte Stěpina bei der Gerichtsverhandlung, 9. bis 17. Dezember 1852, seinen Zellen- und Mordgenossen ironisch ins Gesicht, „jeder hat so ein Steckenpferd, Loula den Hals, Černy den Unterleib." Aber Stěpina hatte selbst dem Schubert den Rest gegeben, als dieser schon bewußtlos war. Mit den Worten: „Er hat genug, ich habe ihm das Genick gebrochen!" meldete er den Kameraden das Ende.

Bašta knüpfte dem Toten das Halstuch ab und band es sich um, auch das Laken holte er von Schuberts Lager und

legte sich darauf. Loula suchte sich aus der Tasche des Opfers die Schnupftabaksdose und nahm eine Prise: „An Stelle des Seligen." Černy rühmte sich (in Anspielung an Schuberts Drohung: „Das werde ich euch einsalzen"): „Dem habe ich eingesalzt!" Und Bašta belobte den Černy: „Das hätte ich dem Burschen nicht zugetraut!"

Dann zerschnitten sie ein Handtuch und hängten damit ihr Opfer an den Fensterrahmen, nachdem sie ihm das Blut vom Munde gewaschen hatten. Der Tote baumelte noch ein wenig, wobei sein Rücken an die Kerkerwand stieß, was den Mördern unsäglich komisch vorkam: „Ten si vodře prdel, ještě po smrti!" – „Der wetzt sich noch nach dem Tode den Arsch ab!"

Unterhalb des Leichnams schütteten sie Wasser aus, „weil jeder Erhängte Harn läßt", und riefen um drei Uhr früh durch das Guckloch dem Wachposten zu: „Der Schubert hat sich erhängt!"

Als die Kommission in die Zelle trat, heuchelten die Mörder tiefes Bedauern: „Der arme Kerl hat sich uns (!) aufgehängt." – „Niemand hat ihn doch gekränkt." – „Er war so eine gute, stille Seele, gestern nachmittag hat er noch so fromm gebetet."

Aber die Spuren der Gewalttat waren erkennbar, und es galt sicherzustellen, wer sie begangen. In der Voruntersuchung leugneten alle, jeder versuchte die Schuld von sich abzuwälzen. Erst bei der Hauptverhandlung, als einer dem anderen die Beschuldigung ins Gesicht schleuderte, rächten sie sich durch neue Angaben – Morde, deren Täterschaft die Häftlinge einander einst anvertraut hatten, kamen nun an den Tag.

Die acht wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und hörten dieses Urteil ohne sichtliches Zeichen von Bewegung an. In der Zelle dichtete Černy eine Elegie auf die Untat, Loula verfaßte eine Bittschrift, er wolle nicht begnadigt werden, sondern die Todesstrafe erleiden. Aber sowohl Loula als auch Černy, Sišan und Petroušek erhielten Amnestie, und nur an Soukup, Bašta, Stěpina und Stempin wurde die Todesstrafe vollstreckt.

Am 14. April 1853 waren bei Žižkov vier Galgen aufgerichtet, durch Bretterwände voneinander getrennt, damit

kein Malefikant den Todeskampf und die Leiche seines Komplizen erblicke. Infanterie und Husaren bildeten um den Galgenberg Karree, Polizisten und die gesamte Gendarmerie Böhmens versahen den Ordnungsdienst. Trotzdem durchbrach die neugierige Menge dreimal den Militärkordon. Zeitgenössische Berichterstatter schätzten die Zahl des Publikums auf etwa hunderttausend. Nachdem die Justifikationen vollzogen waren, verteilte man in zweihundert tschechischen und zweihundert deutschen Exemplaren ein vom Gericht ausgegebenes Galgenblatt, das die Untat der Hingerichteten schilderte, und die Verschalungen zwischen den Galgen wurden beseitigt. Bis fünf Uhr nachmittags konnten die Prager die Leichen von vier Mördern baumeln sehen und sich an der Gerechtigkeit der Justiz erfreuen, die den Schauplatz für die Bluttat beigestellt, die gewesenen Mörder und das zukünftige Opfer dort jahraus, jahrein, bei Tag und bei Nacht eingeschlossen hatte, bis der neue Mord geschah.

BOMBENATTENTAT GEGEN DIE POLIZEI

Um halb zwei Uhr nachts werden die Bewohner der Ferdinandstraße durch eine Detonation geweckt. Fensterscheiben splittern, Sprengstücke fliegen bis in die Wohnungen des dritten Stockwerkes. Keller und Gänge des Polizeidirektionsgebäudes füllen sich mit Pulverdampf. Man stellt fest: eine alte österreichische sechspfündige Granate ist von der Straße aus durch eine Kelleröffnung in das Innere des Polizeihauses gelegt und mittels Zündschnur in Brand gesteckt worden.

Die Prager Polizei, kurz vorher verstaatlicht, da die Gemeindepolizei Demonstrationen vor dem Deutschen Hause nicht verhindert hat, fühlt sich verhöhnt und bedroht. Vielleicht wollten die Täter sagen: „Seht her, ihr könnt euch ja nicht einmal selber schützen!" Vielleicht aber soll es jetzt mit Bomben gegen alle österreichischen Ämter losgehen. In Prag gärt es ohnedies.

An allen Straßenecken werden Plakate angeschlagen: „Tausend Gulden ö. W. für zweckdienliche Angaben, die zur Ergreifung des Täters ..." Der k. u. k. Hofrat und Polizeidirektor ist persönlich auf dieser Belohnungszusicherung unterschrieben, Albert Sedlaczek, Ritter von Granthal. Tausend Gulden ö. W. – das ist viel Geld. Sie erhöhen die Explosionswirkung der geplatzten Bombe. Aber sie bewirken auch, daß man schon am nächsten Morgen, am 12. Juni 1869, den Haupttäter festnimmt und bald darauf seine Mitschuldigen.

In dem Zimmer in der Ziegengasse, wo man den einundzwanzig Jahre alten Vinzenz Kerber verhaftet, der ausgelernter Maschinenschlosser ist und jetzt von einer Bibliothekarstelle beim Arbeiterbildungsverein „Oul" lebt, findet man eine Druckerpresse mit Zubehör, galvanoplastische Prägestöcke zur Herstellung von Zehnkreuzerstücken, Statuten des Vereines „Jednatelstvi z Blanika" („Agentur vom Blanikberg"), deren erster Paragraph sich „die Befreiung

Böhmens aus dem Sklavenjoche des österreichischen Deutschtums" zum Ziel steckt, und Manuskripte für eine geheime Zeitung, darunter einen „Absagebrief an Franz Joseph, Kaiser von Österreich". Auch Exemplare jener Flugblätter und Plakate werden beschlagnahmt, die während der letzten zwei Jahre in Hauseingänge gelegt und in Türspalten gesteckt worden waren, mit solchem oder ähnlichem Text: „Kein Ausgleich! Der Augenblick unserer Befreiung naht, und wer von dem tyrannischen Österreich Gnade erbetteln wollte, würde sich des Verrates an der Nation schuldig machen. Ein Pereat dem Vampir, der an unserem Blute, an unserer Bildung und unserer Freiheit zehrt. Seien wir auf der Hut. J. Z. B." Auf Zetteln ist der Text eines Liedes von der Schlacht auf dem Weißen Berge gedruckt, das in der Übersetzung lautet:

Kennst du das Grab?
Wilder Sturm tobt über Prag,
Trauernd stirbt der bange Tag.
Hoch vom Turm die Glocken klingen,
In den Staub die Helden sinken,
Und der Weiße Berg wird rot,
Rot vom Blut, dort wohnt der Tod.

Wer rächt uns wohl?
Jener Donner alter Zeiten,
Jener Geist, in dem wir streiten,
Der uns Jahre sonder Zahl
Dulden ließ die Marterqual,
Schmiedet uns das Schwert der Tat!
Harret aus, der Rächer naht!

Wann kommt die Zeit?
Trüb noch blickt das Aug zur Stunde,
Immer blutet noch die Wunde,
Unsrer Väter Gräber schänden
Mörder noch mit fremden Händen.
Zu den Schwertern! Seid bereit,
Denn es kam die rechte Zeit!

Mit Kerber werden die anderen Führer der Agentur vom Blanikberg ausgeforscht und dem Strafgericht eingeliefert: der Tapezierergehilfe Ottokar Fiala, genannt Kopřiva, zweiundzwanzig Jahre alt; der Realgymnasiast Franz Kolaci und der Arbeiter Johann Ladislaus Chalupa; der vierundzwanzig Jahre alte Versicherungsbeamte Wilhelm Kerber, ein Bruder des Hauptbelasteten Vinzenz, und der dreiundvierzig Jahre alte Verzehrungssteuereinnehmer Alois Großmann. Mehr als ein halbes Jahr sind sie in Untersuchungshaft. Sie fühlen, daß sie die zustimmende Aufmerksamkeit ihrer Volksgenossen gewonnen haben, sie stoßen Rufe aus: „Sláva der tschechischen Republik! Hoch die Insurgenten! Nieder mit den Deutschen! Tod dem Kaiser!", und sie singen ein von Wilhelm Kerber verfaßtes Lied: „A tu pražskou policii vyhodíme pumama..." („Und die Prager Polizei werden wir mit Bomben verjagen...") Sie schreiben in ihren Zellen zuversichtlich gehaltene Kassiber, und die Prager Polizei, ängstlich besorgt, daß die Volksstimmung auf die Richter abfärben und die Verhafteten vor Gericht zu glimpflich davonkommen könnten, beeilt sich, einen dieser Schmuggelbriefe, der aufgefangen worden ist, dem Ministerpräsidenten mit einer das k. k. Strafgericht direkt denunzierenden Einleitung zu übermitteln. „Dieser Brief enthält alles, worüber Fiala bei dem Strafgerichte einvernommen worden ist, und gibt einen eklatanten Beweis darüber, daß die Inhaftierten genau instruiert sind und auch danach beliebig mit der Außenwelt korrespondieren können!"

Vom 29. Januar bis 18. Februar 1870 dauert die Verhandlung gegen die Urheber des Petardenattentats, achtzig Zeugen erscheinen vor der Barre, Gerichtssaal und Straße sind voll von Menschen. Da das Publikum, das voll Begeisterung für die Angeklagten ist, die Belastungszeugen durch Verhöhnung verwirrt, wird in der letzten Woche die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Es stellt sich heraus, daß der Handschuhmacher Wenzel Jedlička, ein Mitglied des Geheimbundes, die Anzeige gegen seine Freunde erstattet hat, um die Belohnung zu verdienen. Die Angeklagten verteidigen sich geschickt, sie schieben alle Schuld auf einen deutschen Schriftsteller Wilhelm Schäffner, der sich am 13. Juli 1869 in der Haft er-

hängt hat, und auf einen aus Böhmen flüchtigen Kürschner Kornalik. Der wegen Hochverrats verfolgte Leopold Schmid tritt plötzlich in den Verhandlungssaal, um zugunsten der Angeklagten auszusagen, und wird sogleich verhaftet. Der Angeklagte Vinzenz Kerber wird wegen Hochverrats, öffentlicher Gewalttätigkeit und Münzverfälschung zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt, Ottokar Fiala, vulgo Kopřiva, wegen Hochverrats zu sechs Jahren schweren Kerkers, verschärft durch Fasttage, und Wilhelm Kerber wegen Ruhestörung zu sieben Monaten schweren Kerkers.

Die romantisch gefärbte Rebellion, welche die nationale und die soziale Befreiung als identisch auffaßte, wiederholte sich mitsamt dem Prozeß ein Menschenalter später in der Geheimorganisation „Omladina", deren Führer Alois Raschin ein weiteres Menschenalter später, als die nationale Emanzipation bereits vollzogen war, das Ziel der heftigsten sozialistischen Angriffe bildete und schließlich von einem jungen Menschen erschossen wurde.

DER VERKAUFTE LIBRETTIST
DER VERKAUFTEN BRAUT

Karl Sabina. Wie ein Stern ging sein Name in der tschechischen Literatur des Vormärz auf, als Dichter pries man ihn und als Publizisten, sein Buch „In der Wüste" war der Tschechen erster naturalistischer und sozialer Roman, für Smetana schrieb er „Die Brandenburger in Böhmen", den ersten heimischen Operntext, und das musikalische Nationalheiligtum, „Die verkaufte Braut", verdankt ihm das Libretto.

Am 10. Mai 1849 wird Karl Sabina als Direktor des revolutionären Komitees von den Häschern des k. k. Nachmärz festgenommen, drei Jahre in Untersuchungshaft gehalten, dann zum Tode durch den Strang verurteilt, aber zu achtzehnjähriger Kerkerstrafe begnadigt. Am achten Jahrestage seiner Verhaftung, 10. Mai 1857, verläßt er, von neuem amnestiert, die Festung Olmütz.

Er kehrt mit seinen letzten Zellengenossen, Doktor Sladkowsky und Doktor Zimmer, nach Prag zurück und entfaltet eine derart rege Tätigkeit als Schriftsteller, Journalist und Redner, daß seine Arbeiten durch Flüchtigkeit in literarischer Hinsicht viel an Wert verlieren. Aber er ist wirksam, ist Vorkämpfer, Märtyrer, ist populär.

... ist populär. Bis er eines Tages aus den Reihen der Nation gestoßen wird. Es hat sich ergeben, daß Karl Sabina Polizeikonfident ist, der Polizei Berichte geliefert habe. Er wird des Nationalverrats schuldig gesprochen, und ein geheimes Tribunal, dem er sich unterwirft, verweist ihn des Landes.

Nun prasselt in der Presse ein Trommelfeuer von Beschuldigungen gegen Sabina nieder, an aller Erfolglosigkeit der nationalen Bestrebungen sei bloß er schuld, er habe in den Deklarationsmeetings am heftigsten gegen Österreich gesprochen und hernach die anderen Redner denunziert, habe den Vinzenz Kerber zu dem Petardenattentat gegen

die Polizeidirektion aufgereizt und nach der Tat verhaften lassen, habe in seinen Vorträgen den Arbeitern blutrünstige Lehren gegeben, um die Auflösung ihrer Vereine und die Festnahme ihrer Funktionäre herbeizuführen und dafür den Judaslohn einzustreichen.

Sabina schreibt seine Verteidigungsschrift. Wie ein Tobsüchtiger schlägt er darin um sich, beinahe jedes zweite Wort ist eine Beschimpfung. Schurken, Lügner, Schufte, nie war ich ein Agent provocateur, nie ein Verräter! Leidenschaft, Schmerz und Wut stöhnen aus jedem Satz seiner Broschüre „Verteidigung gegen Lügner und Verleumder". Und dann gesteht er, was seine Schuld ist:

„Den Händen der Wucherer im verzweifelten Momente mich zu entreißen, die Ideale, welche ich seit Jahren verfolgte, welche mich in schweren Kerker und an den Rand des Galgens geführt haben, nicht fahren zu lassen, mit Wort und Feder an meinem Ziele weiterzuarbeiten, ohne es nötig zu haben, den Erniedrigungen des Schriftstellerstandes den damaligen herabgekommenen Verlagszuständen gegenüber ausgesetzt zu sein, und ohne der Nation zu schaden, meine literarischen Ziele weiter zu verfolgen – dieser Gedanke umschloß mich wie ein Phantom und führte mich zu jener Schuld, die sich nun, nach elf Jahren, so grausam an mir rächt, so daß wegen dieser einen Schuld Hunderte von Verbrechen des Verrates mir zugeschrieben wurden, deren ich mich nie schuldig machte. Ein Brief aus dem Jahre 1861 ward Zeuge meiner Verirrung und reichte hin, daß jetzt alles Unglück des Vaterlandes, alle Verfolgung der Tschechen mir zur Last gelegt wurde, indes gleich darauf durch wunderbaren Umschwung des Schicksals die öffentlichen Zustände sich besser gestalteten und ich wieder, die rechte Bahn betretend, von meinem guten Dämon getrieben, der Sache des Vaterlandes mit jenem Eifer und jener vielseitigen Tätigkeit diente, die von böswilligen und kurzsichtigen Lügnern und Verleumdern als schädlich ausgelegt und ich von diesen Fanatikern der Rache für einen zweiten Milota von Dedic erklärt wurde."

Nun schildert er die Verhandlung vor dem geheimen Gericht: „Jenes Schreiben vom Jahre 1861 geriet patriotischen Männern in die Hände, deren einer mich eines

Abends zu sich berief, und als ich eintrat, fand ich mich im Kreise der Richter. Ich erkannte dies gleich bei der ersten Ansprache und befleckte mich nicht durch Lüge, sondern sagte offen und ehrlich aus: ‚Ja, diesen Brief habe ich geschrieben.' Alle anderen Andeutungen wies ich jedoch entschieden von mir, denn alles andere ist Lüge. Sie stellten mir die Alternative, entweder binnen acht Tagen das Vaterland zu verlassen oder der Veröffentlichung dieser Sache gewärtig sein zu müssen. Einer von ihnen äußerte: ‚Sie können sich ja zu Ihrer Tochter nach Rußland begeben. Niemand wird Ihre Abreise auffallend finden, da es allgemein bekannt ist, daß Sie nach Ihrer Krankheit einer Luftveränderung bedürfen. Nach einiger Zeit wird es Ihnen wieder möglich werden, zurückzukehren und in der Literatur weiterzuarbeiten.' Ich wählte die Auswanderung vorzüglich deshalb, weil ich wußte, wie eine Veröffentlichung jener Angelegenheit von meinen Feinden ausgebeutet werden würde, wie sie sie durch Lügen ins Unendliche ausdehnen und aus einer Schuld deren Hunderte herausschlagen würden. Acht Tage darauf sandten sie mir einhundert Gulden auf die weite, vielleicht jahrelange Fahrt in die fremde Welt."

Die Teilnehmer der Verhandlung konnten nicht verhindern, daß Sabinas Verrat ruchbar wurde.

„Ich begab mich", berichtet Sabina, „nach Dresden, aber schon am dritten Tage las ich den ganzen Vorfall in deutschen Blättern, und von da an begannen die journalistischen Verfolgungen, Lügen und Verleumdungen, nicht endend und selbst von neuem sich auffrischend bis zum heutigen Tage. Das mir gegebene Versprechen wurde nicht gehalten, und ich kann offen sagen, daß die Verbrechen der Lüge, Verleumdung und des Täuschens der ganzen Nation jene meine Schuld weit überragen, und daß ich unter jenen Verbrechern keinen kenne, der seine sündhafte Verirrung durch ein so glühendes Wirken für die nationale Sache je zu ersetzen sich bestreben würde, wie mich hiezu mein Gefühl und mein Gewissen trieben."

Diese Verteidigungsschrift, mit der Sabina die auf ihn niedersausenden Spießruten abzuwehren versuchte, blieb auf die Zeitgenossen ohne Wirkung. Am 9. Dezember 1872

starb er im Elend. Nur einige Arbeiter, die ihm treu geblieben waren, folgten dem Sarg; auf dem Theaterzettel der Smetana-Oper steht auch weiterhin bloß: „Text von K. S."

Mehrere Schriftsteller setzten sich mit der Person Sabinas psychologisch auseinander, aber anscheinend vermochte sich niemand vorzustellen, daß man der Polizei belanglose, in jeder Zeitung enthaltene Mitteilungen als Geheimnachrichten anhängen könne. Nur Halek zieht diese Möglichkeit in Betracht: „Hätten wir eine Zeile von dem, was Sabina seinen Brotgebern angezeigt hat, so wüßten wir für immer, mit wem wir es zu tun hatten." Und Prof. J. Machal sagt ähnlich: „Es ist fraglich, ob Sabina durch seine Angeberei unseren Interessen geschadet hat. Dies wurde nicht erwiesen. Das Geheimnis Sabinas liegt im geheimen Polizeiarchiv."

Es ist auch dort nicht mehr. Angeblich sind die Polizeiakten Sabinas verbrannt.

Als Professor Skedl, damit betraut, den politischen Nachlaß des Ministerpräsidenten Taaffe herauszugeben, sich um Auskunft über einige lokale Ereignisse und Persönlichkeiten Prags jener Ära an mich wandte, benützte ich die Gelegenheit, in den Taaffeschen Papieren nach einem von Sabina herrührenden oder auf Sabina bezüglichen Dokument zu suchen.

Es fand sich eines, ein Bericht des Prager Polizeidirektors Sedlaczek, der dem Regierungschef über politische Angelegenheiten direkt zu rapportieren pflegte:

Vertraulichen (verläßlichen) Mitteilungen zufolge, soll Dor. Sladkowsky in Wien gewesen, dort einer Verhandlung über die Wahlreform und Wahlordnung zugezogen worden und erst gestern abends mit dem Eilzuge nach Prag zurückgekehrt sein.

Soviel der Confident bisher in Erfahrung bringen konnte, dürfte die Reise des Sladkowsky nach Wien vor etwa zwei Tagen in sehr geheimer Weise und nur mit Vorwissen des Dor. Julius Grégr erfolgt sei(n). Sladkowsky ließ sich vor zwei bis drei Tagen bei dem jung-czechischen Klub in Mozny's Restauration als unpäßlich anmelden und kam gestern

gegen 11 Uhr nachts wol ganz hungrig in diese Restauration, aber auch „siegesbewußt", denn er teilte dem Literaten Karl Sabina und dem Dor. Kucera im Vertrauen mit, daß man bezüglich des Ausgleiches auf dem besten Wege sei. Der Confident glaubt in Folge der Mittheilungen des Dor. Sladkowsky voraussetzen zu können, daß der Letztere von Jemandem nach Wien berufen wurde, und daß bei den Verhandlungen auch Seine Exzellenz der Herr Minister Dor. Giskra beteiligt war.

Sladkowsky soll von dem Herrn Minister sogenannte „Ausgleichs-Cigarren" bekommen und selbe mit den dankenden Worten „als solche nehme ich sie nach Prag mit" angenommen haben. Drei Stück davon brachte er angeblich dem Sabina mit.

Prag, am 1. Dezember 1869. Sedlaczek.

Welch echt österreichischer Akt! Der Prager Polizeidirektor teilt darin dem Chef der Regierung nach Wien mit, daß die Regierung den Jungtschechenführer nach Wien eingeladen habe und dieser wirklich in Wien war! Das Kabinett läßt sich von einem Spitzel melden, daß ein Mitglied des Kabinetts an der Ausgleichsverhandlung teilgenommen hat!

Originale Kenntnis des Prager Polizeidirektors, die er eilends eigenhändig nach Wien berichtet, ist nur, daß Sladkowsky „wol ganz hungrig" in die Restauration gekommen ist. Ja, aber in welche Restauration? müßte sich der Ministerpräsident fragen, wenn nicht der Polizeidirektor ausdrücklich bemerkt hätte, daß es Moznys Restauration war. Und der österreichische Ministerpräsident muß erst aus Prag erfahren, daß sein Minister des Innern dem Prager Gast Zigarren geschenkt hat! Und daß drei von obbemeldeten Zigarren der Sladkowsky dem Sabina mitgebracht hat. Nein, „angeblich mitgebracht" hat; so salviert sich der Polizeidirektor bei dieser staatswichtigen Mitteilung, mit der er seinen immediaten Geheimbericht schließt.

Aber es fiel natürlich dem Hofrat Sedlaczek gar nicht ein, zu glauben, daß er seinem höchsten Vorgesetzten etwas Neues melde oder der unter Anführungszeichen gesetzten „siegesbewußten" Stimmung eine Bedeutung zukomme. Er will nur seine Informiertheit und seine Fixigkeit beweisen

und schreibt deshalb alle Bagatellen hin, die er weiß, sogar seinen Konfidenten eindeutig verratend: es ist Sabina, der den Bericht erstattet hat.

Er lügt also, wenn er in seiner Verteidigungsschrift gegen die Lügner glauben machen will, daß er nur im Jahre 1861 der Polizei den Konfidenten gemacht, aber „gleich darauf", als „sich durch wunderbaren Umschwung des Schicksals die öffentlichen Umstände besser gestalteten", wieder „die rechte Bahn" betreten habe. Das Schriftstück beweist, daß er noch 1869, also wahrscheinlich bis zu seiner Entlarvung, in Diensten der Polizei stand. In welcher Weise er verwendet wurde, ist nach seiner stilistischen Eignung und politischen Stellung klar: er hatte Mitteilungen aus dem Gebiete der großen Politik zu liefern, Darstellungen der politischen Situation, ungedruckte Leitartikel, von der Art jener anonymen Konfidentenberichte, die nach dem Umsturz aus den Wiener Archiven an die Öffentlichkeit kamen und denen von der tschechischen Presse zugestanden wurde, daß sie der Regierung die Ansichten und Wünsche des Volkes richtig zum Ausdruck gebracht hatten.

So konnte er sich dem Helden seiner „Verkauften Braut" vergleichen, der nur zum Schein und nur zum Schaden seines Gegners seine Ehre verkauft. Wenn er nicht mehr getan hat, als Berichte von der Art des obigen geliefert – und das müssen wir glauben, solange uns kein belastenderes Schriftstück vorgelegt wird –, so können wir ihm für seine Person gewiß den guten Glauben zubilligen, „daß ich weder der Sache der Nation noch irgendwelchen Personen geschadet, noch jemanden ins Unglück gestürzt habe".

Das ändert aber nichts an dem objektiven Urteil über einen Menschen, der sich überhaupt mit der Polizei einläßt; der Spitzel ist dem Streikbrecher gleichzustellen, dem anderen Verbrecher gegen die Gemeinschaft.

STIEBER IN NIKOLSBURG UND VERSAILLES

Dem preußischen Königtum und der preußischen Junkerregierung, die sich eines Stieber bedienten, hat Karl Marx, als er die „Enthüllungen aus dem Kölner Kommunistenprozeß" schrieb, ein Jena geweissagt. „Jena, das ist das letzte Wort für eine Regierung, die solcher Mittel zum Bestehen, und für eine Gesellschaft, die solch einer Regierung zum Schutze bedarf: Jena!"

Und als Marx 1875 zu seinem prozeßkritischen Meisterwerk einen Nachtrag schrieb, schloß er ihn mit einer Wiederholung dieser Prophezeiung, unbekümmert darum, daß nunmehr bei Königgrätz Preußens Vormachtstellung errungen und in Versailles das deutsche Kaisertum für ewige Zeiten errichtet war, ein Jena für ewige Zeiten unmöglich schien.

Bei den Friedensschlüssen von 1866 und 1871 war Dr. Stieber anwesend, der Sieger über den inneren Feind bei den Siegern über den äußeren Feind, Stieber vertrat die Herrschaft der Politischen Polizei im neuen preußisch-deutschen Reiche. Er war an Ansehen und Würde gewachsen, seitdem ihn ein erlauchter Lockspitzelvater, Friedrich Wilhelm IV., zu dem Gewerbe angeworben hatte, das der königliche Auftraggeber selbst „nicht unter die lauteren classifizieren" wollte; er war arriviert, seitdem Marx ihn überführt hatte der Lüge, der falschen Zeugenaussage, des Renegatentums, des Meineids, des Betruges, der Lockspitzelei, der Anstiftung zum Einbruchsdiebstahl und zur Urkundenfälschung.

Der solchermaßen entlarvte, von Demokraten und Sozialisten als widerlichster Lump aller Lumpen charakterisierte Mann weilt nun 1866 und 1871 bei den Siegesverhandlungen. Er hat die Kommunisten niedergeworfen, und sollten sie sich doch noch regen, so wird ein Sozialistengesetz bald ihre letzte Spur von der Erde tilgen.

Zwar hat der Dr. Marx in seinem Libell von einer Maximalzeit von fünfzig Jahren gesprochen, innerhalb welcher Ideen reifen – aber ist's nicht klar, daß das nur Gefasel ist, billige Weissagungen! Wer wird nach fünfzig Jahren im deutschen Kaiserreich überhaupt noch etwas davon wissen, daß es jemals Sozialisten, jemals einen Kommunistenbund, geschweige denn einen Dr. Karl Marx gegeben habe!

Diesen „demagogischen Schreibereien" gerade zum Trotz hatten König und Junker den Dr. Stieber zu den höchsten Stellen aufrücken lassen, obwohl ihnen seine Machenschaften zeitweise in die adeligen Nasen stanken. Solange er nur dort mit widerrechtlicher Freiheitsberaubung vorging, wo es sich darum handelte, die erotischen Skandalaffären preußischer Prinzen vor Aufdeckung zu schützen, konnte das den obigen Herren nur recht sein. Als er aber auch im Interesse von reichen Bürgern die diesen unbequemen Leute einfach verhaftete, als sich deshalb die Presse und selbst die Staatsanwaltschaft gegen seine Praxis auflehnte, wurde es der Regierung zu toll: am 13. Mai 1860 mußte Stieber, aktiver Chef der Kriminalpolizei, aus seiner Wohnung in der Alexanderstraße, wo er sich im Kreise seiner Familie beim Abendessen befand, abgeholt und nach der Stadtvogtei gebracht werden! Er wurde ungesetzlicher Pressionen angeklagt: Der Damenschneider Vysoky, der von Stoffersparnissen Damenmäntel genäht und verkauft hatte, war von Stieber gezwungen worden, dem Modewarenhändler Gerson tausend Taler Schadenersatz zu zahlen, eine Obligation von zweitausend Talern als Pfand zu belassen und eine gegen Gerson gerichtete Strafanzeige zurückzunehmen; den Rentier Goldberg und den Stallmeister Fürstenberg hatte Stieber genötigt, eine an das Bankierhaus Schragow & Co. gerichtete Forderung von viertausendvierhundert Talern zurückzunehmen; ein ähnlicher Druck wurde auf den Hilfsboten Wagner mit der Begründung ausgeübt, er habe vom Bühnenleiter Wallner dreihundertfünfundsiebzig Taler zum Bau eines verdeckten Ganges von der Blumenstraße zum Theatergebäude erhalten und nicht sofort dazu verwendet. Aber die Haft Stiebers dauerte nicht lange. Er wurde freigesprochen und seine Gegner, darunter der preußische Justiz-

minister Simons und der Oberstaatsanwalt Starck, pensioniert.

Ebenso hatte er Glück mit seinem Kindesmord. Der angesehene Schriftsteller Dr. Eichhoff hatte in der „Hamburger Reform" geschrieben, Stieber habe eines seiner einundzwanzig Kinder (von denen zwei Drittel eines auffallend frühen Todes starben) bei einem berufsmäßigen Hehler untergebracht, um es durch Aushungerung töten zu lassen. Stieber verklagt den Dr. Eichhoff nicht, aber der Staatsanwalt erhebt selbst die Anklage, da durch die Beschuldigung die Amtsehre eines preußischen Beamten verletzt sei; bei der Verhandlung werden Polizeibeamte als Zeugen geführt, die angeben, daß das Kind natürlich natürlich starb, und Dr. Eichhoff wird verurteilt.

Immerhin ist Stieber seines Amtes als Kriminaldirektor enthoben. Er macht nun Polizeidienst in der Berliner russischen Gesandtschaft, bis er nach dem Blindschen Attentat auf den Grafen Bismarck (6. Mai 1866) aus Marienbad nach Berlin berufen wird, um eine politische Feldpolizei zu organisieren.

Ende Juni fährt der neuernannte Feldpolizeidirektor Stieber auf den böhmischen Kriegsschauplatz, im gleichen Zuge, der Wilhelm I., den Prinzen Karl und das engere Hauptquartier von Berlin aus befördert; er leitet die Überwachung des Königs und Bismarcks während des Feldzuges und schildert die Ereignisse in Privatbriefen, die uns erhalten sind. Sie beweisen, welch eitles Männchen der Zeuge von welthistorischem Geschehen ist und wie der zum Polizeidirektor avancierte Achtgroschenjunge seine Anfänge nicht verleugnen kann, sich nur auf die äußerlichen Bagatellen einstellt und die Situation von Grund auf falsch beurteilt. In Reichenberg, wohin das Große Hauptquartier am 30. Juni 1866 aus Berlin übersiedelt, erlebt Stieber das erste Abenteuer und rühmt sich dessen: Da die Preußen alles Eisenzeug weggenommen und nicht bezahlt hatten, die Schlossereien verschlossen und die Schmiedegesellen davongelaufen sind, findet sich nicht gleich jemand, der Hemmschuhe auf Stiebers Karosse machen kann; kurzerhand läßt er zwei Schmiedemeister als Geiseln ausheben und schickt sich an, auch den Bürgermeister zu verhaften, als endlich

ein Wagner die Hemmschuhe anbringt. Auf diesen Erfolg tut sich Stieber viel zugute.

Von Reichenberg rückt das Hauptquartier nach Jitschin ein, von dort am 3. Juli, da die Nachricht von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz eingetroffen ist, nach Hořitz. Daß Stieber aufs Schlachtfeld hinausgefahren sei, wo noch Tausende von Toten und Tausende von Verwundeten umherlagen, ist zu bezweifeln, weil er es behauptet. Außer der denkwürdigen Tatsache, daß er, der Vater von vierzehn in fremder Obhut vorzeitig zugrunde gegangenen Kindern, vor Edelmut getrieft und zwei Flaschen Wein an Freund und Feind hingegeben habe, weiß er nichts über diesen grausamen Schauplatz einer politischen Umwälzung zu sagen. Dagegen:

„Der König und Graf Bismarck waren am Abend vorher ohne Küchenwagen vorgerückt...! Das Hauptquartier mußte sich auf offener Straße lagern. Endlich fingen wir an, die Häuser zu erbrechen, um einzudringen. Ich erbrach ein früheres Gasthaus, holte unsere Küche vor und kochte Kaffee auf dem Billard. Aber gleich darauf drangen die Militärärzte in das offene Haus und belegten dasselbe mit Verwundeten; an der Stelle, an der ich Kaffee gekocht, wurden zehn Minuten später sechs Offiziere, vier Preußen und zwei Österreicher, amputiert. Blutjunge vornehme Leute; einem österreichischen Fähnrich von Milch und Blut wurden beide Beine abgenommen. Mir verging sehr bald jeder Appetit. Die Ärzte versicherten mir, die Hälfte der Leute müßten rettungslos sterben, es fehlt hier an allem, namentlich an Eis, welches die Hauptsache sei. Ich erbrach nun ein anderes Haus, quartierte mich ein und versuchte auf einem alten Polsterstuhl zu schlafen, aber in wenigen Viertelstunden lag ich wieder unter stöhnenden Verwundeten. Ich rückte also wieder aus und brach ein drittes Haus auf, wo ein altes, zitterndes, schmutziges Böhmenweib zum Vorschein kam... Mittags, gegen 11 Uhr" (am Tage nach der Schlacht), „kam Herr v. Bismarck auf dem Markt zum Vorschein. Ich konnte nicht umhin, auf ihn loszustürzen, ihm die Hand zu drücken und meine Freude darüber aussprechen, daß er unversehrt geblieben. Er war sehr freundlich und, ich kann wohl sagen, gerührt. Gleich darauf begegnete mir Herzog

von Ujest. Ich bat ihn um ein Stück Brot für meine Trainsoldaten. Er beteuerte mir, er habe selbst keinen Happen genossen. ‚Nun denn', sagte ich, ‚will ich Euer Durchlaucht, den reichsten Mann im Lande, traktieren. Sie können bei mir eine Tasse schwarzen Kaffee trinken.' Man kann sich hieraus ein Bild von den hiesigen Zuständen machen. Gleich darauf kam Prinz Karl die Straße entlang. Er drückte mir mit Tränen in den Augen die Hand und erzählte mir die ganze gestrige Schlacht. Die Garde hat furchtbar verloren, namentlich das 1. Garderegiment. Ein Bataillon hat alle Offiziere verloren, so daß ein Feldwebel das Bataillon geführt hat. Bei der Erzählung drehte sich der Prinz um und weinte bitterlich. Der Prinz hat wohl eine Stunde lang mit mir geplaudert und mir alles ganz speziell erklärt. Herr Hiltl aus Berlin, der als Berichterstatter hier ist, war auch dabei. Hier hört auch aller Unterschied der Stände auf."

Über Pardubitz und Hohenmaut zieht das Hauptquartier nach Mähren, wo in Zwittau und Cernahora genächtigt und am 12. Juli in Brünn Quartier bezogen wird:

„Ich begab mich sofort auf das Rathaus und forderte Übergabe der Polizeiverwaltung, der Post und des Telegraphenamtes. Mit großer Freundlichkeit wurde mein Verlangen erfüllt. Am Nachmittag fand eine Sitzung des Magistrats statt, in welcher ich in voller Galauniform erschien und mein Amt antrat. Der König rückte mit dem Hofstaat erst gegen Abend ein, und ich hatte bereits die Ehre, mit dem Magistrat und der hohen Geistlichkeit Se. Majestät am Eingange der Stadt zu begrüßen. Ich bin in einem sehr noblen Gasthofe mit voller freier Kost einquartiert. Eine Equipage und zwei Polizeidiener stehen zu meiner Verfügung, und wenn ich ausfahre, reiten zwei preußische Gendarmen vor, ein österreichischer Polizeidiener sitzt auf dem Bock, und ich spiele keine geringe Figur. Von den hier erscheinenden Zeitungen habe ich fünf unterdrückt, vier erscheinen unter meiner Zensur weiter." In einem Brief an seine Gattin am folgenden Tage (13. Juli) schreibt Stieber aus Brünn: „Wenn ich hier auch eine bedeutende Stellung einnehme, so bin ich nicht auf Rosen gebettet; die Zahl der Vorgesetzten ist zu groß, und es ist mit den höheren Offizieren sehr schwierig zu verkehren. Herr v. Bismarck hat unter den

hohen Militärs, wie ich sehe, *auch* eine sehr schwierige Stellung."

Am 17. Juli, nachmittags, wird das Hauptquartier nach Nikolsburg verlegt. „Nikolsburg", schrieb Stieber am 19. Juli an seine Frau, „ist eine schöne Besitzung des österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der diesen ganzen Krieg herbeigeführt, des Grafen v. Mensdorff. Als Graf Bismarck gestern hier ankam, sagte er zu mir: ‚Mein Schönhausen ist ein bescheidenes Häuschen gegen diesen fürstlichen Sitz; es ist doch besser, ich schlafe bei Herrn von Mensdorff, als er bei mir in Schönhausen.' "

Kennzeichnend, wie jemand die Präliminarien zwischen Preußen und Österreich schildert, der auf dem Ausblick steht und keinen Einblick hat: „Ich verkehre in den geheimen Gängen des weitläufigen Schlosses von Nikolsburg, in welchem Napoleon I. nach der Schlacht von Austerlitz gewohnt hat, und es ist höchst interessant, wenn mir dann bald ein österreichischer, bald ein italienischer, bald ein französischer, bald ein preußischer Diplomat über die Bühne huscht, und wenn ich alle diese verschiedenen Gesichtszüge studiere. Dazwischen erscheinen manchmal wie ruhig leuchtende Meteore unser König, auch Prinz Karl, Herr von Bismarck und Herr von Roon. Ich hatte vorgestern abend gerade im Portal des Schlosses zu tun, als zwei ziemlich dürftige Landkutschen und eine Wiener Droschke Nr. 382 vorfuhren und die vier österreichischen Friedensunterhändler brachten. Es waren der Kriegsminister Graf Degenfeld, der österreichische Gesandte in Berlin Graf Károlyi und die Legationsräte von Brönner und Kufstein. Ich selbst führte die Herren den Schloßgarten hinauf. Es war ein großer historischer Moment, der die Landkarte von Europa bedeutend verändern wird, als die Abgesandten des stolzen Hauses Lothringen, des Kaisers von Österreich, an der Türschwelle des ehemaligen Vasallen, des Burggrafen von Nürnberg, erscheinen, um den Frieden zu erbetteln und die Schonung der Stadt Wien zu erflehen, in der die Grafen von Hohenzollern einst beim Kaiser Hofdienste zu verrichten hatten. Es geschah dieses Ereignis noch dazu in dem eroberten Schlosse des österreichischen Reichsministers. Der König nahm die Gesandtschaft erst am anderen Tage an,

Herr von Bismarck aber hielt noch an demselben Abend mit Herrn von Károlyi, der ihm früher in Berlin so stolz begegnete, ein vertrauliches Zwiegespräch bei einer Kanne Bier, welches ein Kanzleidiener, der mit mir den Schloßberg hinabstieg, in einem irdenen Krug holte, den mir das Dienstmädchen nicht zum Waschwasser vorsetzen dürfte. Es ist wunderbar, wie unscheinbar sich solche große historische Momente in der Wirklichkeit vollziehen! Herr von Bismarck will übrigens viel weiter gehen als der König, aber es scheint, als setze er seinen Willen nicht ganz durch, selbst der Kronprinz, höre ich, steht auf seiten des Herrn von Bismarck."

Am 25. Juli glaubt Stieber (der keine Ahnung hat, daß gerade Bismarck nicht „weit gehen" will, sondern für einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen ist), die Verhandlungen seien wohl als gescheitert anzusehen! „Herr von Bismarck tritt sehr energisch für sein Vaterland auf, er will einen möglichst günstigen Frieden für Preußen und ist noch immer nicht einig mit der Hofpartei. Preußen kann diesem großen Manne wirklich ein Denkmal setzen. Wenn es nach Bismarck ginge, wären wir längst in Wien."... Nachschrift: „Soeben werde ich ins Schloß gerufen, man hält den Fortgang des Krieges für möglich, da werde der Teufel daraus klug. Ich traue es dem Herrn von Bismarck zu, daß er den ganzen Frieden umwirft, wenn ihm die Bedingungen nicht passen. Noch hat Italien nicht zugestimmt."

Woher die Attentatsgerüchte stammen, auf Grund deren er sich mit Sicherungsmaßnahmen für die Person des Königs verdient machen konnte, ist weder in den Akten noch in den Privatbriefen gesagt, aber wär's auch darin gesagt, so ergäbe das noch keine Kontrolle für die Authentizität. Die Deutschen hatten keine nationalen Gründe, gegen die Preußen aufzutreten, und den Tschechen konnte es ziemlich egal sein, ob sich in ihrem Lande die Wiener oder die Berliner Aristokraten und Offiziere als Herren aufspielten.

Aus Versailles, wo fünf Jahre später Stieber während der Belagerung von Paris wieder Polizeidirektor ist und mit rücksichtsloser Schärfe gegen die erbitterte Bevölkerung vorgeht, hat er bösere Zwischenfälle zu berichten. Durchsuchung aller Häuser, Aushebung von Geiseln und Verhaf-

tungen, die zur Erschießung seiner Opfer führen. Als Jules Favre zu Bismarck kommt, muß er bei Stieber wohnen, ohne daß ihm der Beruf seines Gastfreundes genannt wird, und mit der Feder desjenigen, den selbst ein Polizeipräsident (Hinckeldey) als den größten Halunken Deutschlands gekennzeichnet hat, mit der Feder Stiebers wird die erste Fassung des Präliminarfriedens geschrieben.

Auch bei der Kaiserkrönung spielt Stieber eine beträchtliche Rolle: „Die Hof- und Militärpartei war ziemlich kühl", schreibt er, „ich vertrat hier die Zivilpartei und das deutsche Volk. Wunderbare Zeiten!"

Fürwahr, wunderbare Zeiten! Nur, daß sie vorbeirollen. In dem Schloß, in dem den Franzosen damals der Frieden diktiert und das Kaiserreich errichtet worden war, wird den Preußen ein Frieden diktiert. Das ist fünfzig Jahre später. Zu Beginn des Krieges hat der Kaiser an der Spitze des Reiches gestanden, jetzt haben die Sozialdemokraten von ihm ein trauriges Erbe übernommen, und ihnen nach drängt nun die Welle jener, die sich entschiedener, die sich bedingungslos zur Lehre des abgeschafften, verfolgten, verleumdeten Dr. Marx bekennen und auch den Namen des zu Köln verurteilten Kommunistenbundes tragen.

Hat wirklich ein Dolchstoß dieses Ende der wunderbaren Zeiten bewirkt? Dann haben ihn die geführt, die man wegen ihrer Überzeugung gemeuchelt und gemartert hat mit Schafott, Kerker und Stieber.

DIE KUCHELBADER SCHLACHT

Der eine war kugelrund, der andere trug einen dunkelblonden Vollbart – ich erinnere mich genau an beide – ich weiß noch nach fünfunddreißig Jahren ihre Namen, und ich glaube, ich würde sie wiedererkennen, obwohl nichts weiter an ihnen charakteristisch war als die Kugelrundheit des einen und der Vollbart des anderen.

Wir waren kleine Pennäler. Und wenn wir über den Prager Graben liefen, so bestaunten wir die, die Gymnasium oder Realschule hinter sich hatten und zum Zeichen dessen paarweis gingen und eine Tellermütze auf dem Kopf trugen, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Hatten sie aber keine Tellermütze an, so trugen sie um den Kopf einen Verband, der „Schweißkorb" heißt, ohne daß das „w" ausgesprochen wird. Sie hatten Heftpflaster im Gesicht und einen Ebenholzstock mit kreisrundem, weißem Knauf in der Hand und ein verschnörkeltes Abzeichen, den „Zirkel", im Knopfloch. Allesamt imponierten sie uns Kindern, als ob wir ausgewachsene Philister gewesen wären („Die Philister sind uns gewogen zumeist", heißt es mit Recht in einem Studentenlied), aber am meisten imponierten uns zwei bemooste Häupter: der Kugelrunde und der mit dem dunkelblonden Vollbart.

Denn über diese zwei war uns zugeflüstert worden, sie hätten schon an der Kuchelbader Schlacht teilgenommen.

Man denke, an einer Schlacht. An diesem Wort änderte sich nichts durch die Ortsbestimmung, obwohl sich dadurch etwas hätte ändern können. Kuchelbad, Ziel von sonntäglichen Landpartien kleinster Kleinbürger, lag so nah von Prag wie eine Kuchel vom Bad, und man erwähnte es nur geringschätzig. Wurde erzählt, daß Frau X ins Bad fahre, so bemerkte ihre Nachbarin bissig: „Ja, ins Kuchelbad!" Und Couplets machten sich über den billigen Sonntagsort lustig.

Wir jedoch hörten von den Worten „Kuchelbader Schlacht"

nur das zweite, und der Kugelrunde und der Vollbärtige flößten uns als Teilnehmer an einer Schlacht so nachhaltigen Respekt ein, daß ich ihre Namen noch weiß und glaube, sie wiedererkennen zu können.

Ich habe von ihnen nie mehr etwas gehört, wohl aber von der Kuchelbader Schlacht. Eigentlich war sie, in militärischem Sinne gesprochen, gar keine Schlacht, sondern ein Treffen. Noch eigentlicher kann man von ihr in militärischem Sinne überhaupt nicht sprechen. Es war ein Treffen ohne Gewehr- und Kanonenschüsse, ein Treffen mit Bierkrügeln und Steinen. Verletzte gab's allerdings, und eine gewisse historische Bedeutung kann man der Soi-disant-Schlacht nicht absprechen. Es war das erstemal, daß sich der Nationalitätenkampf in Tätlichkeiten entlud, es war der Auftakt zu Zusammenstößen, die sich in Intervallen ein Menschenalter lang wiederholten, bis in anderen Schlachten sich entschied, was die Kuchelbader Schlacht nicht entschieden hatte.

Man schrieb 1881, das zweite Jahr des Versöhnungsministeriums Taaffe. Eben hatte der Wahlkampf um die Mandate der Prager Handelskammer eingesetzt. Die von tschechischer Seite aufgestellte Kompromiß-Kandidatenliste war von vornherein vollkommen aussichtslos gegenüber der deutschen, da die Wahlordnung ebenso unlogisch wie ungerecht war. (Sie wurde später vom Handelsminister Pino durch eine andere ersetzt.) Die Hoffnungslosigkeit der Agitation erzeugte eine gewitterschwüle Stimmung. Bereits am 18. Juni 1881 war die Bude der Burschenschaft „Carolina" in Weinberge förmlich belagert und die Menge von einem Trainoffizier zur Stürmung des Lokales aufgefordert worden. Das Dazwischentreten der Polizei verhinderte das Vorhaben, und mehrere Verhaftungen wurden vorgenommen; den Offizier verurteilte das Militärgericht zu einer zweimonatigen Freiheitsstrafe.

Am 27. Juni 1881, dem Tage, an welchem die Handelskammerwahlen mit dem Sieg der offiziellen deutschen Liste endeten, feierte das Korps „Austria" – die „Schwarzen Austern", wie man sie wegen der Farbe ihrer Kappen nannte – das Fest des zwanzigjährigen Bestandes. Zahlreiche Vertreter österreichischer und reichsdeutscher Korpo-

rationen waren eingetroffen. Die Auffahrt fand von der Couleurbude in der Inselgasse, dem Gasthaus „Zum goldenen Fassel", aus statt. In vierzig offenen Fiakern, in Vollwichs samt Paradespeeren, gestiefelt und gespornt, fuhren die deutschen Studenten mit Fahnen und Standarten durch die infolge der Wahl erbitterte Stadt. (Ob die Ideale meiner Knabenzeit, der Kugelrunde und der Dunkelblond-Vollbärtige, in einem von den vierzig Fiakern saßen, wird sich niemals feststellen lassen. Dagegen läßt sich feststellen, da es die deutschen Blätter mit bitterem Hohn, die tschechischen mit höhnischer Bitterkeit verzeichneten, daß im letzten Wagen der Fuchsmajor der „Austria" fuhr, ein Prinz Thurn-Taxis, dessen Vater in der Revolution 1848 eine führende Rolle auf tschechischer Seite gespielt hatte.)

Unterwegs wurde die Kolonne durch Zurufe verspottet, beim Konviktsaal die Aussteigenden mit Pfiffen empfangen. Die ganze Polizeibereitschaft rückte an, um einen Ausbruch der unleugbar bedrohlichen Stimmung zu verhindern.

Für den nächsten Tag, den 28. Juni, war ein Ausflug der Festteilnehmer nach Kuchelbad mit einem Sonderdampfer angesagt. An diesem Morgen erschien in den „Národni listy" unterhalb des Vergnügungsanzeigers ein Inserat: „Heute nachmittags Stelldichein in Kuchelbad, wer kann, der komme, die Schraubendampfer verkehren während des ganzen Nachmittags." In der Anklageschrift gegen einige Teilnehmer an der Kuchelbader Schlacht hieß es später: „Man muß es hauptsächlich dieser Aufforderung zuschreiben, daß an demselben Nachmittag eine große Anzahl tschechischer Studenten und anderer Gäste sich in Kuchelbad einfand"; und der Staatsanwalt von Rapp steigerte sein amtliches Pathos zu der Erklärung, der Einsender des Inserates könne füglich als der intellektuelle Urheber des inkriminierten Vorfalles bezeichnet werden.

Die „Schwarzen Austern" und ihre Gäste hatten sich nach der Ankunft in Kuchelbad im Garten des oberen Restaurants niedergelassen. Nachmittags konzertierte dort die von ihnen bestellte Kapelle des 36. Infanterieregiments. Vor dem Garten standen mehrere Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett. Gegen halb vier Uhr kamen tschechische Studenten gruppenweise in die Gasthäuser Kuchelbads

und zogen aus diesen in den Garten, in dem die Deutschen saßen.

Plötzlich ging ein starker Regen nieder. Die Austrianer begaben sich in die Veranda, während die tschechischen Studenten in das Vorhaus des Hauptgebäudes einkehrten.

„Als die deutschen Studenten einsahen", heißt es in der Anklageschrift, „daß das tschechische Publikum immer mehr anwachse und mehrere Personen aus demselben durch aufwieglerische Reden und Lieder und durch exzentrisches und provokatorisches Benehmen das tschechische Publikum zu Exzessen gegen sie aufreize, wurden zwei Herren nach Prag zur Statthalterei entsendet und gleichzeitig die anwesenden Damen nach Prag in Sicherheit gebracht. – Der Vizepräsident der Statthalterei schickte einen Bezirkskommissär aus Smichow nach Kuchelbad, der aber nicht in Uniform erschien. Achtzehn Gendarmen nahmen im Garten Aufstellung. Die versammelten Tschechen begrüßten den Kommissär mit Slava-Rufen; während sie bisher Nationallieder gesungen hatten, erhoben sie sich plötzlich und stimmten das Kaiserlied an. Nun verlangten einige Tschechen vom Kommissär, er möge die deutschen Studenten veranlassen, beim Absingen des Kaiserliedes die Kappen abzunehmen. Ebenso wurde der Kapellmeister von den Tschechen aufgefordert, das ‚Gott erhalte' zu spielen; dieser erwiderte, er sei von den deutschen Studenten engagiert und halte sich an das Programm. Die Deutschen erklärten dem Kommissär, daß das Kaiserlied eine Vereinshymne der ‚Austria' sei und immer primo loco gesungen werde, aber sie würden sich keine Vorschriften machen lassen, wann sie es anzustimmen hätten. Nachher intonierte die Musik" (sic!) „die Kaiserhymne, die deutschen Studenten erhoben sich und sangen entblößten Hauptes mit."

Die Menge wuchs immer mehr an, ein abgeschälter Weidenstock wurde auf die Deutschen geworfen, zahlreiche Zurufe ertönten, und die Bedrohlichkeit steigerte sich von Minute zu Minute. Da der Sonderdampfer, der inzwischen andere Fahrten gemacht hatte, wieder anlegte, ersuchte der Kommissär die Deutschen, sich vor Einbruch der Dunkelheit auf das Schiff zu begeben. Im gleichen Moment wurde das Klirren eines geschleuderten Glases hörbar, und bald

darauf flog ein zweites über die Köpfe der Gendarmen zwischen die deutschen Studenten, während diese, von den Gendarmen eingeschlossen, zum Dampfschiff gingen. „Sodann", führt die Anklageschrift aus, „folgte ein allgemeines Bombardement von Gläsern, und hinter den Gärten wurden den deutschen Studenten Steine nachgeschleudert. Diese Verfolgung erstreckte sich bis zur Eisenbahnaufschüttung hinter den Kuchelbader Gärten, worauf die Menge nach allen Seiten auseinanderstob, und es geschah dies mit einer solchen Schnelligkeit, daß es den Gendarmen nicht möglich war, auch nur einen einzigen der Angreifer auf dem Tatorte zu verhaften."

Vier deutsche Studenten wurden, erheblich verwundet, an Bord getragen, fünf waren leichter verletzt. (Der Kugelrunde und der Vollbart waren nicht darunter, ich habe nachgesehen.) In Prag wurde das Schiff von einer tausendköpfigen Menge erwartet, die von der Eisenbahnbrücke aus Steine in den Dampfer warf. Sechzig Polizisten räumten die Straßen und nahmen viele Verhaftungen vor.

An den folgenden Tagen kam es zu Ausschreitungen. Im Deutschen Haus und im Deutschen Landestheater wurden einige Scheiben eingeschlagen, Couleurstudenten insultiert. Die Sicherheitswache erhielt „als Anerkennung für ihre aufreibende Tätigkeit in diesen Tagen" vom Ministerpräsidium eine besondere Entlohnung von viertausend Gulden bewilligt, und dieser Beschluß wurde verlautbart, was als antitschechische Stellungnahme der Regierung gedeutet werden mußte.

Massenverhaftungen und Verurteilung wegen Auflaufs und öffentlicher Gewalttätigkeit setzten ein, vier tschechische Studenten wurden für immer, einer für vier Semester relegiert, drei Rechtshörer erhielten Verweise, einer verschärft mit dem Consilium abeundi. Gleichzeitig begann eine langwierige Voruntersuchung, die Mitte September zu einem mehrtägigen Strafprozeß gegen drei Angeklagte führte; er endete mit der Verurteilung zweier Angeklagter, eines tschechischen Schauspielers zu fünf Monaten und eines Brauereibesitzersohnes zu drei Monaten schweren Kerkers.

Im Ausland gab es Kundgebungen, im österreichischen Reichsrat Gelegenheit zu nationalen Debatten von großer

Schärfe, in Prag wurden hüben die Verletzten und drüben die Verurteilten als Helden geehrt, und ich habe mir bis zum heutigen Tag von zweien, die angeblich an der Kuchelbader Schlacht teilgenommen, die Namen und das Äußere eingeprägt, eine Kugel und einen Bart.

MANN IST MANN
oder
DIE VERWANDLUNG DES BANKIERS MEYER

An seinem vierunddreißigsten Geburtstag, am 18. Januar 1902, wurde Herr Meyer, Inhaber eines Bankgeschäftes in der Prager Jungmannsgasse Nr. 14, verhaftet, und diese Festnahme erregte Aufsehen. Meyer war in der Prager Gesellschaft, besonders in Ruderer- und Spiritistenkreisen, allgemein bekannt, er hatte einen modernen weltmännischen Geist in diese Schichten zu tragen versucht, Anhänger und Gegner gefunden – und nun wurde in spaltenlangen Berichten seine Verhaftung kundgetan, was in den Augen der Gesellschaft doch gewiß seiner Entlarvung als übler Abenteurer gleichkommen mußte.

Allerdings war es offensichtlich, daß eine Ehrenaffäre samt nachfolgender, in den Zeitungen erörterter Gerichtsverhandlung mit dem gegen Meyer unternommenen Schritte in Zusammenhang stehe, vielleicht ein Racheakt den Anlaß zu den anscheinend so ergebnisreichen Recherchen gebildet habe. Meyer hatte nämlich zwei Anzeigen an das k. u. k. Korpskommando gerichtet; darin beschuldigte er den Oberleutnant Karl Heller, die Sekundantenpflichten verletzt und bewußt falsche Informationen gegeben zu haben, und den Hauptmann Budiner, daß er einen in Schwebe befindlichen Ehrenhandel der Polizei angezeigt. Die beiden Offiziere klagten wegen Ehrenbeleidigung, und das Bezirksgericht verurteilte Meyer zu vierzehn Tagen Arrest, die in eine Geldstrafe umgewandelt wurden. Er legte Berufung ein und bereitete neue Anträge vor, in denen auch von einer geheimen Unterredung zwischen Polizeirat Olitsch und Hauptmann Budiner Mitteilung gemacht werden sollte.

Zehn Tage später erfolgte die Verhaftung Meyers wegen Betrugsverdacht. In den an die Presse ausgegebenen Berichten wurde behauptet, er habe den Spiritismus in den Dienst seines Geschäftes gestellt, indem er Geister zitierte, die

ihren Angehörigen zum Börsenspiel rieten, er habe sich als natürlicher Sohn des Königs von Bayern ausgegeben und die Depots und Depotwechsel seiner Kunden nicht zur Spekulation für die Auftraggeber, sondern für seine Geschäfte verwendet.

Zweieinhalb Monate blieb er im Strafgericht in Haft, in welcher Zeit über dreihundert Zeugen verhört und seine gesamte Geschäftsgebarung als Mitinhaber der Bankfirma „Meyer & Morgenstern" und als selbständiger Bankier nachgeprüft wurde. Das Ergebnis war die bedingungslose Einstellung des Strafverfahrens, und am 2. April 1902, um zehn Uhr vormittags, verließ Meyer das Untersuchungsgefängnis.

Sein Bemühen ging nun dahin, seinen geschäftlichen Ruf wiederherzustellen, zu beweisen, daß er nichts als ein ehrlicher Kaufmann sei und niemals etwas anderes als ein ehrlicher Kaufmann bleiben wolle. „Meine Bücher haben sich vollkommen à jour und in tadelloser Ordnung befunden", schreibt er an die Prager Zeitungen, „und ich habe mir meine Existenzmittel nicht auf anderen Wegen als auf denen eines rein soliden Bankgeschäftes beschafft..." Aber die Öffentlichkeit war nun einmal gegen ihn, nicht alle Blätter veröffentlichten seine Zuschrift, und die inzwischen längst eingegangene Zeitung „Politik" vom 22. April 1902 quittierte sie sogar mit folgender Notiz:

„EMPÖREND. Gustav Meyer, der famose Wechselstubenbesitzer, welcher nach einer Reihe von allerhand gerichtlichen Scherereien im Jänner d. J. wegen diverser, dem Publikum sattsam bekannter Geldgeschäfte verhaftet und nach nahezu dreimonatlicher Haft auf freien Fuß gesetzt wurde, aus dem Grunde, weil das Gesetz für derartige ‚Geschäfte' einstweilen keine präcisen Bestimmungen enthält, hat, nachdem er mit knapper Noth auf des Messers Schärfe glücklich ausgerutscht ist, die Fr–eiheit gehabt, die Redakteure der Zeitungen, welche über sein Treiben auf Grund der behördlich eingelaufenen Nachrichten berichtet hatten, gerichtlich zu belangen wegen – Ehrenbeleidigung. Und so ist auch dem verantwortlichen Redakteur unseres Blattes mitgetheilt worden, daß Herr Meyer ihn wegen Ehrenbeleidigung nach § 491 des Strafgesetzes klage. Man sollte glau-

ben, daß Leute dieses Schlages, nachdem sie mit Ach und Krach dem gewissen Damoklesschwert entgangen sind, fein hübsch bescheiden aus der Gesellschaft zu verschwinden trachten werden. Indeß es muß auch solche Kämpe geben."

Als nun gar der Appellsenat des Strafgerichtes in der Klage der Offiziere Budiner und Heller nach einer fulminanten Rede des Klageanwaltes das bezirksgerichtliche Urteil gegen Meyer noch verschärfte und die Absitzung der vierzehn Tage verfügte, gab Meyer den Kampf verloren.

Er übersiedelte nach München. Aber in der Haft war in ihm der Drang zum Schreiben erwacht, sein Haß gegen verbohrtes Bürgertum und insbesondere gegen den „Polizeirat Oltschin" wurde produktiv, Prag sah er mit blutiger Satire, und die Mystik dieser Stadt verknüpfte sich ihm mit ihren verschrullten Typen von komischen Sonderlingen. So wurde der Bankier Meyer durch seinen Prozeß ein großer deutscher Schriftsteller. Allerdings hat er den vom k. u. k. Ehren- und k. k. Bezirksgericht diffamierten Namen Meyer abgelegt und nennt sich Gustav Meyrink.

STECKBRIEF
GEGEN EINE GANZE NATION

Hundertachtundneunzig Seiten, Quart, satiniertes Papier, in Antiqua, einseitig bedruckt, an Porträts reich, Gewicht: Hundertachtundfünfzig Dekagramm.

Titel des Werkes: „Z. 487, H. St./1917."

Denn kein Buch für das profane Volk war es, es war ein Buch für Esoteriker, es war überhaupt kein Buch, sondern ein Akt. Und was dieser kostspielige Akt (betreffend: Hochverräterische Umtriebe von österreichischen Tschechen im Auslande) bezweckte, geht aus den Vorbemerkungen, unterschrieben vom Präsidium der k. k. Polizeidirektion Prag, Hauptstelle, hervor:

„Um für die Evidenzhaltung aller jener Personen, die ihren Landesverrat mit dem Schutze des feindlichen, beziehungsweise neutralen Auslandes decken und dermalen der verdienten Strafe nicht zugeführt werden können, zu sorgen, und um sie für den Fall etwaiger Rückkehr in die Heimat zur Verantwortung zu ziehen (§§ 36 und 38 Str.-G.), fungierte über Erlaß des k. k. Statthaltereipräsidiums Prag, Präs.-Nr. 20.796, vom 7. Mai 1915, die Hauptstelle für den defensiven Kundschaftsdienst bei der k. k. Polizeidirektion Prag gleichzeitig als Zentralstelle für die Evidenzhaltung solcher Personen. Vorliegende Zusammenstellung bringt in alphabetischer Reihenfolge ungefähr 1400 dieser, an den hochverräterischen Umtrieben beteiligten Personen unter Anführung des ihnen zur Last gelegten Tatbestandes. Sie wird, als umfassende Strafanzeige gedacht, den kompetenten Militärgerichten zwecks Einleitung der zuständigen Strafamtshandlung übermittelt. Andererseits bildet diese Zusammenstellung auch einen wichtigen Fahndungsbefehl! ..."

„... Ergeht an das k. k. Statthaltereipräsidium Prag, an die Stellen 1–44, 72–84 des Verteilers K. Nr. 26.200, an das k. k. Statthaltereipräsidium in Brünn, k. k. Landesgendarmeriekommanden Prag, Brünn, Troppau."

Das Exemplar, aus dem ich exzerpiere, war wohl auch nicht als Rezensionsexemplar gedacht...

Was angesichts der bedruckten Seiten erschreckend sinnfällig wird, ist der Geist der Staatspolizeipolitik, der weder mit Geist noch mit Staat, noch mit Politik etwas zu tun hat. Unter meinen Manuskripten habe ich einen Artikel gegen das System der Staatspolizei aufbewahrt, den ich vor Jahren anläßlich der Šviha-Affäre aus Berlin gesandt hatte und der in Österreich – nicht erscheinen durfte, weil er dieser von Wiener Miniaturtorquemadas gelenkten Staatspolizei vorwarf, daß ihr nur Tratschereien, Schnüffeleien, Personalien, Privatangelegenheiten, Gespräche und dergleichen wichtig seien; tausendmal wertvoller als ein grundlegender, aber öffentlicher Parteibeschluß war ihr der aufgefangene Liebesbrief oder das von einem Achtgroschenjungen gestohlene Notizbuch eines Gewerkschaftssekretärs aus Dux.

Dieses Geistes ist das Buch voll. Was da als „Tatbestand" weitaus der Mehrzahl der vierzehnhundert zur Last gelegt wird, sind Belanglosigkeiten, aus Ansichtskarten, Kriegsgefangenenkarten, Zeitungsartikeln entnommen. Zum Beispiel liegt gegen eine Person namens Anselmina (Geschlecht und Nationale unbekannt!) nichts weiter vor als folgendes: „Hat in Genf (Schweiz) mit Ludwig Jiřička verkehrt." Oder gegen einen anderen: „Nach dem Aufenthalt des Genannten, der sich offenbar in russischer Kriegsgefangenschaft befindet, wird in der in Rußland herausgegebenen hochverräterischen Zeitschrift ‚Čechoslovan' Nr. 1 vom 17. Juni 1915 unter der Rubrik ‚Hledaji se' (‚Gesucht werden') von unbekannten Personen geforscht." Oder aber: „Rieger Ladislaus, Phil. Dr., Freiherr von; 17. Mai 1890 in Weinberge geboren, nach Prag zuständig, in Stockholm, Bärtagasse 4-III. wohnhaft. Politisch bedenklich. Soll sich gegenwärtig in der Schweiz aufhalten."

Es wäre zum Lachen, wenn man nicht oft genug entsetzt lesen müßte, wie die Militärjustiz auf Grund solcher Tatbestände gegen die Beschuldigten wütete. Dem Redakteur Cyrill Dušek wurde zum Beispiel nichts anderes nachgewiesen, als daß er „von einem unbekannten Absender in einem hochverräterischen Briefe, der an einen V. H. in Chicago gerichtet ist, genannt worden" war; und dafür hat

ihn das Landwehrdivisionsgericht in Wien zu zehnmonatigem, schwerem Kerker, verschärft durch einen Tag Fasten und vierundzwanzigstündige Absperrung in dunkler Zelle zu Beginn eines jeden Strafmonats, verurteilt. Wie viele wurden wegen ähnlicher Delikte sogar gehängt!

Niederträchtig ist auch die aus den Steckbriefen ersichtliche Frivolität, mit der in das Justizverfahren harmlose Verwandte hineingezogen und dann den ärgsten Schikanen ausgesetzt wurden. Sätze, wie „Neffe des böhmischen Schriftstellers und Dichters Heyduk" oder „Soll im Jahre 1912 anläßlich des Prager Sokolkongresses seinen in Zbož bei Alt-Paka als Photograph ansässigen Onkel besucht haben" oder „Seine Mutter lebt mit ihren Kindern Georg und Emma in Weinberge" finden sich vor – sie wirken wie Gerichtsurteile. Der Vater zweier an der tschechischen Propaganda in der Schweiz beteiligten Brüder, der Schuhmachermeister Wenzel Ort, wurde einfach „als Anarchist" in Möllersdorf „interniert".

Natürlich fehlen in dem Riesenakt auch die wirklichen Führer der ententophilen Tschechenbewegung nicht, die bekannten Namen der jetzt in den Ministerien tätigen Männer, aber auch hier offenbart sich eine klaffende Ignoranz der k. k. Behörden.

Mit Ausnahme von Masaryk, dessen Steckbrief sieben volle Quartseiten umfaßt, hat man über die für die Propaganda wichtigsten Persönlichkeiten nichts herausgebracht. Des jetzigen Außenministers Eduard Beneš Tätigkeit schien der k. k. Hauptstelle für den defensiven Kundschaftsdienst nebensächlicher als die seines Bruders, des Lehrers Adalbert Beneš in New York. Dagegen ist man nicht auf die Vermutung gekommen, daß der seitenlang behandelte Eduard Bielsky („Nationale unbekannt") mit Dr. Eduard Beneš identisch ist. Dr. Milan Stefanik, der dritte Führer der Unabhängigkeitsbewegung und nachmalige Kriegsminister, mußte sich mit einer fünfzehnzeiligen Charakteristik begnügen, während für irgendeinen Schneidergesellen, für einen unbekannten Louis Pollak, der eine harmlose Einsendung an eine Zeitung schrieb, ein paar hundert Zeilen zur Verfügung standen. Der tschechische Humorist Jaroslav Hašek, mit seinem dicken Kindergesicht und dem runden

Balzac-Kinn in Prag populär, wird als „schlank, spitzes Kinn“ beschrieben. Typisch der Steckbrief gegen „Wien Kamillo, Nationale unbekannt. Angeblich Reserveoffizier, in London ansässig. Soll sich während des Krieges hauptsächlich in panslavistischer Richtung monarchiefeindlich betätigen“. (Evidenzbureau des Gen.-Stabes vom 22. Juli 1916. Nr. K. 15 295.) Die k. k. Hauptstelle ahnt nicht, daß der wenige Seiten später veröffentlichte, auf Grund einer Mitteilung des k. k. Statthaltereipräsidiums erlassene Steckbrief gegen Fred Cam. Wyn niemanden anderen betrifft als obengenannten Kamillo Wien: „Wyn Fred Cam. Personaldaten unbekannt. Laut eines der Gesandtschaft in Kopenhagen zugekommenen Berichtes eines Österreichers, dem es gelungen ist, von London abzureisen, soll Wyn Führer der Londoner Tschechen sein, welche sich an monarchiefeindlichen Agitationen in England beteiligen und mitunter auch aktiv als Legionäre dienen. Demselben sollen beträchtliche Geldbeträge aus Böhmen nach London zugekommen sein. Er soll eine Schwester in Prag haben und mit ihr in Verbindung stehen.“ (Statthaltereipräsidium Prag vom 14. Juni 1915, Nr. 27 519.)

Mit Leichtsinn und Unbildung werden Steckbriefe gegen Männer von internationalem Ruf ohne Kenntnis von ihrer Bedeutung erlassen, die stereotype Floskel „Nationale unbekannt“ hingeschrieben, wo ein Blick ins Lexikon oder in ein Nachschlagebuch die nötige Belehrung gewährt hätte. „Aus Gründen der Vollständigkeit erschien es notwendig“, heißt es in der Einleitung, „vereinzelte Ausländer und einige im Auslande befindliche Südslaven österreichischer Staatsangehörigkeit, sowie sie sich an der hochverräterischen Bewegung beteiligen, in das Verzeichnis aufzunehmen“. „Mestrovič Johann, Bildhauer, nach Otovice (Dalmatien) zuständig“, flüchtete nicht – wie es in dem Akt heißt – bei Kriegsbeginn nach Rom, sondern war auch schon im Frieden dort tätig. Seine in London veranstaltete Kollektivausstellung hatte den großen Erfolg nicht bloß deshalb, weil sie „zugunsten der Emigranten“ veranstaltet war, sondern weil Mestrovič als genialer Bildhauer bekannt ist. Auch bei Franz Kupka wäre außer der Enthüllung, daß er „in Opočno geboren, nach Dobruschka, Bezirk Neustadt an der Mettau

zuständig" ist, die Kenntnis wichtig, daß er neben Käthe Kollwitz, Steinlen und Zille der größte soziale Zeichner und naturalistische Maler und fast zwanzig Jahre Hauptmitarbeiter der „Assiette au beurre" war. – Komisch nehmen sich in diesem k. k. Fahndungsblatt die berühmten Schriftstellernamen des Auslandes aus: „Amfiteatrow Alexander, Nationale unbekannt"; „Denis Ernest, beteiligte sich in hervorragender Weise unter der Maske des Gelehrten ..., ist Mitarbeiter der seit kurzem in Kiew erscheinenden Zeitung ..."; „Chéradame André, Nationale unbekannt"; „Gauvain H. A., Journalist, jedenfalls französischer Staatsangehöriger, schrieb im Journal des Débats einen ... Artikel, der auch den Tatbestand des Verbrechens der Majestätsbeleidigung (!) beinhaltet"; „Mauclair Camillo, Franzose"; „Paul Ch. de Thionville-Nigrin". Fehlt nur noch: „Anatole France, Franzose, Nationale unbekannt".

Der Steckbrief gegen Gaby Deslys steht gleich hinter dem von Prof. Ernst Denis. Sub H. St., Prag, Z. 2169, 3083 ex 1916 wird die Sünde verzeichnet, die die erklärte Geliebte des Königs Manuel von Portugal gegen die Wehrmacht der Monarchie begangen hat: sie hat bei den Rekrutenfestlichkeiten im Comberville-Palais in London jedem, der sich zum Eintritt ins Heer meldete, einen Kuß zugesagt und hat dieses Versprechen tapfer erfüllt. Zur Erinnerung an diese Tat sei ihr von der k. k. Polizei liebevoll erforschtes Nationale, genau nach dem Akt, hierhergesetzt:

„Deslys Gaby, Künstlername, richtig Hedwig Navrátil, Tänzerin, geboren am 31. Oktober 1884 in Ober-Moschtenitz bei Prerau (Mähren), ebendahin zuständig, kath., ledig. Ihre Angehörigen sind vor 25 Jahren nach Hatvan bei Budapest übersiedelt, wo ihr Vater als Heizer in einer Zuckerfabrik angestellt sein soll."

IN EINEM VON HUNDERT TÜRMEN

Verwittert, zerfallen, von Balken gestützt, hat der Turm im Hof des Polizeigebäudes auf die Gestalten herabgeschaut, die – ihm ähnlich – auf ihren Krücken allmittäglich aus dem Arresthause in den städtischen Schubwagen humpelten. Trotz der Stützbalken schien es, der greise Turm werde im nächsten Augenblick zusammenstürzen. Man wollte ihn daher abtragen, aber Rücksichten auf dieses Denkmal historischer Zeiten, in denen noch ein Wall die innere Stadt umgab, haben die Ausführung der Demolierungsabsicht verhindert. So mußte man den Turm renovieren, und heute birgt der alte Bau das Polizeimuseum.

„Polizeimuseum." Welch ein Oxymoron! Was hat die Polizei mit den Musen zu tun, mit den Beschützerinnen der Künste? Zwar stehen die neun Musen unter Kontrolle, die Sittenpolizei wacht drakonisch darüber, daß sie keinen Schritt vom Strich abweichen, der ihnen zugewiesen ist, sie haben belastende Vorakten, die Geheimprostituierten Klio, Thalia, Terpsichore und ihre Schwestern, aber ein Büchel haben sie nicht.

Wie ein Heeresmuseum nur Erinnerung an Mord und Verbrechen und Beute enthält, so das Polizeimuseum. Zwar hat der Feind gleichfalls seine Beutestücke, aber er darf sie nicht zur Schau stellen, sich mit ihnen nicht öffentlich brüsten.

Vor dem Eingang merkt man nichts davon, welche Instrumente der Verbrecherwelt das Polizeimuseum birgt, denn über der Tür zum ersten Museumsraum sind Studentensäbel und Korbschläger in so dekorativer Weise angeordnet, daß man vermeinen würde, in eine Studentenbude zu treten, wenn man nicht wüßte, es seien polizeilich konfiszierte Waffen.

Hier ist Papacostas Handwerkszeug untergebracht – einstens der Clou des Prager Polizeimuseums. Denn Papacosta und seine Komplizen Afendakis, Maceo Stein und Perikles

Stalio, waren die ersten internationalen Einbrecher, die, „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet", Geldschränke knackten. In Prag wurde man ihres ganzen Instrumentariums habhaft, allerdings durch den Racheakt eines benachteiligten Mitgliedes der Bande. Vom 6. April 1894 an, an welchem Tage sie sich durch einen Einbruch in das ans Polizeikommissariat Heuwagsplatz grenzende Installationsgeschäft F. Valenta ihre elektrischen Bedarfsartikel beschaffen, hatten sie ein halbes Jahr lang in kurzen Intervallen große Einbruchsdiebstähle in Prag verübt, ohne daß man eine Spur der Täter entdeckt hätte. Am 17. Dezember 1894 fand die Inhaberin des Bankgeschäftes Ig. S. Weiner, als sie am Morgen in das Geschäft kam, nicht nur die Ladentüre und Kassen fast ganz aufgesprengt vor, sondern auch unzählige Einbruchsgeräte auf dem Ladenpult ausgebreitet: die seither berühmte „Papacostasche Maulstange", den großen Zentralbohrer, die Blendlaterne, ein Ölfläschchen und etwa vierzig Sperrhaken. Die Einbrecher hatten damals fluchtartig das Geschäft und am selben Tag Prag verlassen. Wie man einige Monate später vor Gericht erfuhr, hatte Stalio, der den Aufpasser vor der Ladentür gemacht, das Warnungssignal gegeben, aus Rache, weil er sich bei der Verteilung einer früheren Beute übervorteilt geglaubt.

Glanzstücke des Polizeimuseums sind die Instrumente einer anderen auswärtigen Verbrecherorganisation, der Bande Wasinskis, die in Prag ein blutiges Andenken hinterlassen hat. Mit Staunen sieht man ihre sechs Meter lange zusammenlegbare Maulstange, die Riesenschere, die eingesetzt werden kann, wenn die elektrische Handbohrmaschine „Progress", Spannung 35 Volt, ihre Wirkung getan hat.

In allen Ehren besteht neben den Internationalen aus Griechenland und Galizien ein heimischer Aussteller: Eduard Linhard, der an einem Wintersonntag des Jahres 1908 die Kellerdecke der Karolinentaler Vorschußkasse durchbrach und den Fußboden zerschnitt und hierfür acht Jahre hinter den schwedischen Gardinen von Pankratz verbringen mußte – für den mißglückten Einbruch eine harte Strafe, wohl vor allem darauf zurückzuführen, daß die Corpora delicti deutlich von der Gefährlichkeit des Inkulpaten spra-

chen: ein Zentralbohrer mit Schraube ohne Ende, mit Kraftübertragung durch Kurbeldrehung und Mundloch, eine feine „Fuchsschwanz"-Säge, ein Riesenhammer und allerhand ähnliches.

Durch elegante Form fällt das Reisenecessaire auf, in dem die Kirchenräuber Kankovsky und Brünner ihre Einbruchswerkzeuge geordnet hatten; Guttaperchahandschuhe zogen sie an, um keine Fingerspuren zu hinterlassen und um an der elektrischen Leitung gefahrlos hantieren zu können. Die Schlüsselei: Schlüssel mit auswechselbarem Bart, Schlüssel, deren Stiel aus lauter Schlüsselbärten besteht, Hohlschlüssel für Patentschlösser, abgesägte amerikanische Vorhängeschlösser, Stecherschlösser, die einfach aus der Kassa herausgeschnitten wurden. Man sieht Brustgriffe für Bohrinstrumente, sieht das große Pechpflaster mit den Resten der eingedrückten Fensterscheibe, an die es vorher angeklebt wurde, sieht Nagelstöcke und stangenförmige hölzerne Kellerleitern mit Querleisten. „Krähenaugen", die Frucht von Paris quadrifolia, werfen Einschleicher den Wächterhunden vor, um diese zu vergiften. Eine photographische Darstellung des Einbruches, den die Kirchenräuber Wainar und Anton im Jahre 1904 in die Martinskapelle auf der Scharka unternahmen, ist ausgestellt; bloß nach dem an der Altarplatte erkennbaren Abdruck eines Handballens wurde man der Täter habhaft.

Diebsrequisiten sind unauffällig. Dem Spazierstock darf man es keineswegs ansehen, daß er bis zu drei Meter auseinandergezogen werden kann, um Gegenstände zu erfassen, die weit vom offenen Fenster entfernt liegen. Solche dehnbaren Stöcke heißen „Disputierer", weil in den Gefängnissen die Häftlinge auf Latten, die sie irgendwo im Hofe gefunden haben, einander die „Kassiber", Verständigungsbriefe, zustecken, also „disputieren". Analog ist das System der „Betthaken", der winzigen Angelhaken, deren drei scharfe Zacken ankerförmig angeordnet und an langer Schnur befestigt sind: durch ein offenes Fenster in einen Stall oder in eine Wohnung geschleudert, bohren sich die Zacken in eine Pferdedecke, ein Federbett, ein Kleidungsstück oder einen Sack fest, das nun herausgezogen wird. Explosivkörper füllen zwei Vitrinen. Respektabel die Höl-

lenmaschine, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Flur der ehemaligen St.-Wenzels-Vorschußkasse in der Karlsgasse gefunden wurde und damals fast soviel Aufsehen erregte wie ein Jahrzehnt später die Enthüllungen über die Geschäftsgebarung in diesem Hause. Es war eine mit Pulver geladene Kugelflasche, in deren Gipshülle Eisennägel als Sprengstoffe eingeschmolzen waren, außerdem war die Bombe mit Eisendraht und Fetzen umspannt.

Eine andere Höllenmaschine, durch das Werk einer Weckuhr auszulösen, war mit Pulver und Hackblei gefüllt. Von furchtbarer Wirkung wäre im Falle der Explosion ein oben und unten verkeiltes, mit Ekrasit gestopftes Gasrohr gewesen, das als Postpaket aufgegeben wurde; bei der Öffnung der Paketschnur sollte ein Zünder funktionieren; wer der Adressat dieses Geschenkes war, wird von den Kustoden des Polizeimuseums verschwiegen.

Eine Reminiszenz aus Prager Demonstrationstagen bildet der sogenannte „Kanonenschuß", ein kleiner Ledersack mit Pulver, mit geleimtem Spagat zusammengebunden. Diese Säckchen explodieren mit geradezu ungeheurem Krach, ohne aber besonders gefährlich zu sein. Gestohlene Militärsprengstoffe, Bomben in Tafelform und „Frösche", wie man sie in bewegten Tagen den Pferden der berittenen Wachmannschaft unter die Füße zu werfen pflegt, fehlen in der Sammlung nicht.

Das Turmgemach im zweiten Stockwerke strotzt von Waffen, meist solchen, die zum Wilddiebstahl dienen. Da sind Spazierstöcke einfachster Form, die sich flugs in Zündnadelgewehre verwandeln lassen. Fußangeln, Schlageisen für Rehe, Drahtschlingen für Rotwild, Strickschlingen für Hasen, Leimruten für Singvögel, Fangnetze für Rebhühner, die man teils in Jagdrevieren, besonders in Konopischt, abgenommen, teils bei Wilddieben vorgefunden hat.

Streng verbotene Waffen, wie Dolche, Stilette und Stockdegen, füllten bis zum Kriegsausbruch eine große Vitrine, dann wurden diese Konfiskate konfisziert, sie hörten auf, streng verbotene Waffen zu sein, gingen an die Front, und für ihre Verwendung bekam man nicht mehr Arrest, sondern Auszeichnungen... Die übrigen Waffen, die zu Frie-

denszeiten hier waren, stammten teils von Selbstmorden, teils sind sie Erinnerungsstücke an Kriminalfälle. Von dem simpelsten Mordinstrument bis zum modernsten fehlt keines. Mit diesem Pflasterstein haben am Josefitag 1896 Pravda und Outrata die Juwelierin Gollerstepper in der Husgasse ermordet. Mit diesem Beil hat 1895 der Schuster Franz Červenka seiner Frau die Schädeldecke zertrümmert. Große Blutflecken auf drei Steinen stammen aus der Nacht des 2. April 1902, in der die Trainsoldaten Čučko, Otcovsky und Velek auf dem Belvedere den homosexuellen Hotelier Wolf aus Franzensbad getötet haben, eine plastische Karte veranschaulicht den Tatort. Ein Tuch war das Mordinstrument, mit dem der Musikant Ježek und sein Freund Merta in Töcna den Prager Drehorgelspieler Janeček erwürgten.

Die Hacke ist auch da, eine Küchenhacke, mit der 1912 in der Gerstengasse, im Hause „Zu den 14 Nothelfern", gegenüber dem Polizeikommissariat, der junge Koblic seine Mutter erschlug, worauf er die so erlangte Sturmfreiheit der Wohnung dazu benützte, im Bett neben der Leiche eine Liebesnacht zu feiern. Acht Tage später erschoß sich in Duino ein junger Mensch und wurde nach der Handverkrüppelung und sonstigen Merkmalen als der Mörder agnosziert. Aber als ein Jahr später, im Balkankrieg, die Türken die weißen Fahnen der Übergabebereitschaft auf den Zinnen des albanischen Skutari hißten und ich mit einer Abteilung montenegrinischer Soldaten in die lang genug belagerte Stadt kam, lernte ich einen Prager Kriegsfreiwilligen kennen, der „Blizkob" heißen wollte. Da ich daheim nie den Namen „Blitzkopf" gehört hatte, erst recht nicht in slawisierter Form, und da der montenegrinische Prager einen verstümmelten Finger hatte, schenkte ich seiner Beteuerung, sein Name sei nicht durch Silbenvertauschung eines anderen entstanden, keinen Glauben. Wenn man mir einmal einen verkrüppelten Finger reicht, will ich gleich die ganze Mörderhand, und niemand kann mich hindern, anzunehmen, daß sich der Muttermörder noch heute seines Lebens freut, wie die Herren, die im Kriege fremden Müttern die Söhne ermordet haben.

An einen tollen, seiner Behandlung durch einen Zola harrenden Kriminalfall – Raubmord und Sexualroman zu-

gleich – erinnern Instrumente in einer Vitrine: mit diesem Jagdgewehr, mit dieser Hacke und mit diesem Strick haben der Gärtner Valeš, seine Frau und deren Tochter aus erster Ehe in einer Villa der Vorstadt Krtsch das Liebespaar Takasz-Hanzely umgebracht. Als sich die Stieftochter des Gärtners, von ihrer Mutter unterstützt, den Nachstellungen des greisen Valeš widersetzte, grub dieser die seit Jahren im Keller ruhenden Leichen aus und legte einige Knochen auf die Gemeindemistgrube mit einem Zettel: „Die da wurde im Keller erschlagen." Die Drohung wirkte: Nachforschungen begannen, und die Tochter mußte sich nunmehr auf Drängen ihrer Mutter dem gefährlichen Stiefvater hingeben, damit er nicht durch ein Geständnis die ganze Familie an den Galgen bringe. Es war zu spät! Während sich Valeš am Ziel seiner Wünsche sah und die Alte, nach der Polizei Ausschau haltend, ihn durch die geschlossene Tür zur Eile anspornte, traten Beamte in den Hof der Villa und verlangten, den Keller zu sehen ...

An der Wand hängt der Revolver des Stadtbediensteten Wurm, der an dem Stadtrat Parůžek Rache für seine Entlassung nahm. Mit einem Browning tötete Boček am Karsamstag 1908 den Detektiv Pětiletý und verletzte die Detektive Lukeš, Binder und Hladík. An Bočeks Bluttat erinnert noch die Totenmaske seines Opfers, eine andere ist von einem im Nusler Tal von unbekannten Einbrechern erschossenen Polizisten abgenommen worden. – Die dritte Totenmaske ist die des justifizierten Anarchisten Anton Hofmann; im Gips ist die tiefe Strangulierungsfurche erkennbar.

Die älteste Mordreminiszenz: ein Steckbrief der Prager Stadthauptmannschaft vom 1. Mai 1828, gegen zwei Fuhrleute aus der Umgebung Prags gerichtet, die im Vogtlande die Familie eines Landmannes ermordet und beraubt haben. Der erste Band des „Polizeianzeigers" – die amtliche Wochenschrift des Prager Sicherheitsdepartements – weist gleichfalls vergilbte Blätter auf; die Leute, deren Steckbriefe in diesem Buch gedruckt sind, haben längst ihre irdischen Strafen abgebüßt. „Königl. Preußische Polizeidirektion in Prag", – der Stempel mit dieser Inschrift stammt aus der Okkupationszeit nach der Schlacht bei Königgrätz.

Ein Prachtstück ist der Steckbrief, der in den hochoffiziel-

len „Polizeianzeiger der k. k. Polizeidirektion Prag" eingeschmuggelt wurde. Diese Zeitung zu redigieren war damals der Adjunkt Wenzel Wejřik bestimmt. Man kann sich keinen leichteren Redakteurposten auf der Welt denken: die europäischen Polizei- und Gendarmeriebehörden schicken ihre Steckbriefe ein, der „Redakteur" schreibt eine Nummer darauf und schickt allwöchentlich den ganzen Pack in die Staatsdruckerei. Die individuelle Leistung ist also nicht groß, die Sensation, die diese Zeitung hervorruft, eine mehr als mäßige. So konnte auch der amtliche Redakteur Wejřik ruhig schlafen gehen, als er das Manuskript für die Nummer des „Polizeianzeiger der k. k. Polizeidirektion Prag" vom 3. Juli 1902 fertiggestellt hatte; die Korrektur wurde in der Druckerei gelesen, und ein Zivilwachmann besorgte die Versendung. Wer aber beschreibt das Entsetzen, als zwei Tage darauf eine Flut von amtlichen Telegrammen über die Prager Polizei hereinbrach – jeder Leiter eines Dorfkommissariats wetteiferte mit dem Präsidenten der Großstadtpolizei, darauf aufmerksam zu machen, daß in dem Fahndungsblatt eine gedruckte Majestätsbeleidigung begangen worden war. Unter der Nummer 1120 fand sich nämlich folgender Haftbefehl:

„*Kaiser* Wilhelm (Sohn des in Charlottenburg bei Berlin internierten *Kaiser* Friedrich), der seinerzeit in der Irrenanstalt des Professor Bülow interniert war, ist vor einigen Wochen von dort entwichen und in Marienburg unter Anfällen von Redewut gesehen worden. Nach demselben ist eifrig zu fahnden und ein positives Resultat anher bekannt geben zu wollen.

K. k. Polizeidirektion, Prag."

Das war allerdings eine Mystifikation, gegen die jener Erdbebenbericht weit zurückbleibt, bei dem die Grubenhunde im Bergwerk – zu bellen angefangen hatten. Ein Steckbrief, ein gedruckter Steckbrief gegen Kaiser Wilhelm II.!

Nun war „eifrig zu fahnden und ein positives Resultat anher bekannt zu geben", freilich nicht nach jenem unter 1120 beschriebenen Manne, sondern nach dem Verfasser. Er wurde nicht eruiert. Das Manuskript war in der üblichen Weise eingesandt worden, unter andere Steckbriefe einer

Magistratsbehörde eingeschoben, und Herrn Wejřik traf höchstens die Schuld, daß ihm beim Wort „Redewut" nicht der Gedanke gekommen war, der Verfolgte könne kein anderer sein als jener, der eben durch seine ununterbrochenen Ansprachen ganz Europa in kriegerische Nervosität versetzte.

Wenzel Wejřik wurde seines Redakteurpostens enthoben und zum Leiter des Gefangenenhauses bestellt, als welcher er nur mit Häftlingen zu tun hatte. Kaiser Wilhelm, oder wenigstens seine Getreuen, gaben sich jedoch mit dieser Versetzung eines untergeordneten Organs keineswegs zufrieden, Deutschland bestand auf der Opferung einer Persönlichkeit, bestand darauf, daß der Polizeidirektor selbst von seinem Posten scheide. Österreich mußte sich diesem Wunsche eines in seiner majestätischen Würde verletzten Bundesgenossen fügen, und so wurde der Polizeidirektor, der ein Deutscher war, auf Verlangen des Deutschen Reiches seines Amtes entsetzt und an seiner Stelle ein Tscheche ernannt. Hätte eine der Behörden, die sonst bei Verhaftungen von politischen Persönlichkeiten mit Feuereifer dabei sind, den Steckbrief Nr. 1120 des k. k. Polizeianzeigers Prag durchgeführt – vielleicht wäre viel Unheil in der Welt verhütet worden.

Aber lasset uns von diesem platonischen Betrug eines Amateurs zu den Betrügern von Profession übergehen, wir sehen hier ihre Hilfsmittel. Ein großzügiger Schwindel war die Gründung des geheimen Telegrafenamtes durch Plocek und dessen Personal, eines Büros, das nur für die Gründer da war, die einander von dort telegrafisch Geld überwiesen. Geschickt nachgeahmt sind Diplome, Totalisatortickets, Dokumente, Stempel, Marken und Postanweisungen, Orden und Medaillen. Die ganze Einrichtung einer Münzfälscherwerkstätte und falsches Geld aller Sorten liegen zur Schau. An der Wand hängt ein Phantasiesäbel – der „amerikanische Oberstabsarzt Morocz" hat ihn 1899 in Prag getragen, bevor er verhaftet, als der lang gesuchte Heiratsschwindler Theophil Lawczinski erkannt und an die Schweiz ausgeliefert wurde. Plombierte Pakete „russischen Tees", Sägespäne enthaltend, magnetische Ringe, elektrische Stühle und anderes aus dem Warenlager großindustrieller Quacksalber, die

präparierten Glücksspiele der Bauernfänger, die Schmucksachen der Ringwerfer, die Kassetten der „Elektrischen Amalisations-Werke in Berlin SW", die einen Apparat zur Ersparung elektrischer Kraft enthalten sollten, in Wirklichkeit aber leer waren, und ähnliches sieht man.

Es ist also mannigfaltig, das „Museum" des Verbrechens, das der Turm des Polizeihofes einschließt. Vielleicht aber wäre es noch zu bereichern: um Tabellen, welche den Jahresverdienst der Schundlektüreverleger zeigen. Um graphische Darstellungen, die den Aufstieg der Fabriken von Sexual- und Kriminalfilmen veranschaulichen. Um Steuerlisten und Hauptbücher von Kupplerinnen und Inhabern nobler Tanzbars und um die Verrechnung ihrer Dispositionsfonds. Um photographische Aufnahmen von Proletarierwohnungen, um Statistiken von Löhnen und Berufskrankheiten und hygienischen Verhältnissen in Betrieben, um Bilder von den chemischen und maschinellen Gefahren der Bergwerke und Fabriken und von den Katastrophen, graphische Darstellungen des Gesetzes von der kapitalistischen Akkumulation und ihrer Folgeerscheinung, des Pauperismus. Überhaupt um das, was manchen Menschen dazu treibt, die Bahn der bürgerlichen Ordnung zu verlassen, sie zu hassen, und um all das, was ihn lockt, lieber ein Verbrecher zu sein als ein von jedem Genuß unschuldig Ausgestoßener, als ein dem Tod geweihter Leibeigener.

Aber das gehört wahrscheinlich nicht hierher.

LENORE

Hier unten liegen die, die hier oben getötet worden sind. In der fernen Heimat warteten weinend und wehklagend ihre Mädchen, zerrauften sich ihr Rabenhaar und warfen sich zur Erde, mit wütiger Gebärde. So, an Gott verzweifelnd und Gott verleugnend, harrte auch Lenore, das schönste Bürgerkind, ihres Geliebten. Der war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte seither nichts von sich hören lassen, keine, keine Antwort gegeben auf die Frage, die Lenore ihm in ihren schweren Träumen allnächtlich stellte: „Bist untreu, Wilhelm, oder tot?"

Bist tot, Wilhelm. Schon in der Prager Schlacht wardst du erschossen, sonst hättest du geschrieben, ob du gesund geblieben. Hier liegst du mit achtzehntausend Jünglingen, die sich pour le roi de Prusse töten ließen, ganz abgesehen von den zwanzigtausend, die pour l'imperatrice de l'Autriche tot niederfielen, hier wurdest du eingescharrt, Wilhelm, mit so vielen Wilhelmen.

Geradenwegs von diesem Massengrab bei Šterbohol kommt Wilhelm, als der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, ihren harten Sinn erweichten, zu Feinsliebchens Tür geritten. „Wir satteln nur um Mitternacht", entschuldigt er die unschickliche Stunde und fügt hinzu: „Weit ritt ich her von Böhmen."

Dorthin geht's zurück, er nimmt Lenore mit auf den Rückritt. Durch Wirbelwind und Mondscheinnacht und Blätterrascheln galoppieren sie auf dem schnaubenden Rappen gegen Prag, dem Junggesellenquartier Wilhelms zu, darin nun das Hochzeitsbette bereitet ist. An einem Leichenzug von Gespenstern, an den Geräderten auf dem Galgenberg vorbei, zerreiten sie Meile um Meile. Die Schauernacht vergeht im Flug, schon tönt der erste Hahnenschrei, da sind sie angelangt im neuen Heim, zwischen den Dörfern Chvaly

und Počernice, aus deren Bauernhöfen andere Hähne die gekrähte Reveille erwidern.

Ein Schlag mit schwanker Gert an das Gitter, und auf fliegen klirrend die Flügel des Tores. Es blinken Leichensteine rundum im Mondenscheine, rundum und um und um.

Wilhelms Logis. Er legt ab, um sich's kommod zu machen, sein Koller fällt auseinander wie mürber Zunder, zum nackten Schädel wird sein Kopf, sein Körper zum Gerippe.

Und Lenore? Lenore, dieweil sie aus dem Souterrain Gewinsel vernimmt und Leichensoldaten rings um den Feldherrnhügel einen Tanz exerzieren sieht, wird ihres Leibes ledig.

Auf selbigem Hügel hatte sich, als es am Maientag von 1757 ums Schlachten ging, der Generál postiert und durch seinen Feldstecher geschaut. Achtzigtausend Friderizianische Soldaten standen den hundertzwanzigtausend Maria-Theresianischen Soldaten gegenüber. Graf Schwerin hob das Fernglas über die beiden Armeen hinweg in die Prager Schlacht hinein.

„Ob ich wohl heute nacht wieder in dem guten Bett schlafen werde?" fragte er lächelnd seinen Adjutanten. Dreizehn Jahre vorher, als die Preußen Prag okkupiert hielten, hatte Schwerin im Palais Colloredo-Mansfeld logiert und in den Briefen an seine Frau von dem Bett nicht genug Rühmens machen können. Nur ein Kriegsmann, der in vielerlei Betten schläft und oft in keinem Bett, weiß zwischen Bett und Bett zu unterscheiden.

Damals war er sechzig gewesen, dreizehn Kriegsjahre vergingen seither. Dreizehn ist eine Unglückszahl. „Heute hat noch der Browne in dem guten Bett geschlafen", brummte der preußische Feldmarschall und verwünschte den österreichischen Feldmarschall, der ihm mit Truppengewalt den Eintritt in die Stadt Prag, in den Colloredo-Palast an der Karlsbrücke und in das gute Bett verwehren will. „Wollen mal sehn, wer heute drin schlafen wird, er oder ich!"

Und es beginnt die Schlacht. Da das erste preußische Treffen „stiftengeht" angesichts der österreichischen Grenadiere, reißt Schwerin dem Fahnenjunker die Fahne aus der Hand, bringt die Fliehenden zum Stehen und fällt.

Drüben trifft den Marschall Browne eine Kartätschenkugel ins Bein. Noch bringt man ihn ins gute Bett zurück, nach dem sein Gegner sich so sehnte, jedoch er stirbt darin.

Nicht nur die beiden alten kriegerischen Herren starben in der Prager Schlacht, es starben außerdem noch vier mal zehntausend junge Männer, für welche der Heldentod keine Krönung langen Heldenlebens bedeutete, darunter Lenorens Wilhelm.

Begannen sie ihr Ballett schon am Feierabend der Schlacht, den Kampf und den Tod und den Todeskampf noch in den Gliedern? Schwenken sie den Reigen seither allnächtlich, wie an jenem Polterabend, an dem ihr Kamerad Wilhelm seine Lenore heimführte? Treiben sie es immer so, auf, unter und über der Nekropole von Šterbohol, winseln im Erdreich oder schaukeln im mondlichen Scheinwerferkegel um den toten Feldherrnhügel?

Darüber kann Herr Krnovsky keine Auskunft geben. Herr Krnovsky ist ein österreichischer Invalide, der als tschechoslowakischer Beamter mit preußischer Gehaltszulage die Aufsicht über die toten Soldaten führt. Diesen Dienst versieht er tagsüber, nachtsüber aber schläft er, weshalb er nicht wissen kann, ob seine Mannschaft inzwischen makabren Unfug treibt und vielleicht sogar Mädchen wie die Lenore bei sich hat. Außer Herrn Krnovsky findet sich zu mitternächtiger Stunde kein lebender Zeuge im weiten Umkreis.

Wer von den Lebenden hierher kommt, kommt bei Tage. Im Tageslicht erkennt man Furchen und Steine, braucht nicht über sie zu stolpern, gerät nicht unversehens in Feldkulturen, kann den Sümpfen ausweichen. Dörfer schauen herüber, die sich fontanisch reimen, die Dächer von Chvaly und von Počernice, von Michelupy und Hostivice, von Kyje und von Malešice, ihr Rot und das Grün der Felder schimmern friedlich. Alles ist bildgetreu, so wie es damals war, bevor die Weltgeschichte den Erdenfleck beehrte.

Nur eben der Heldenfriedhof war nicht da vor dem Maientag, an dem jene Besucherin ankam, den hat erst sie zurückgelassen.

„Der Feind", schrieb König Friedrich am Tag nach der

Prager Bataille, „verlor vierundzwanzigtausend Mann, darunter fünftausend Gefangene; der preußische Verlust belief sich auf achtzehntausend Combattanten, ungerechnet den Feldmarschall Schwerin, der allein über zehntausend Menschen wert war."

Wem – wenn man Ew. Majestät submissest fragen dürfte –, wem war der gräfliche Greis zehntausend Menschen wert? Belieben uns Ew. Majestät zehntausend Mütter und Gattinnen und Kinder zu zeigen, die ihren Liebsten zum Tausch für den Feldmarschall hergeben würden. Kennen Ew. Majestät einen gewissen Gottfried August Bürger, deutschen Poeten?

„Kenne keine deutschen Poeten!"

„So kennen Ew. Majestät wohl auch seine Lenore nicht?"

„Kann nicht alle Bürgermädchen kennen. Was soll denn mit ihr los sein, mit sotaner Lenore?"

„Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen ..."

Friedrich hört sich die Sache an. „Verdient Stockstreiche, dieser Poet. Brauche solche, die mein intérêt bedichten."

Friedrich, bisher über eine Bahre geneigt, bewegt sich zur Balustrade der Klosterterrasse und schnarrt: „Hör Er, was da unten meine Kerls singen – etwas anderes als das Gewimmer Seiner Lenore. Denen ist's noch zuwenig, daß ich ihrer zehntausend für einen General hergeben möchte."

In der Tat, unten singen die Seydlitz-Husaren:

„Drauf rückte Prinz Heinrich heran,
Wohl mit achtzigtausend Mann:
‚Meine ganze Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär am Leben.'
Oh, ist das eine große Not,
Schwerin ist geschossen tot."

Selbstverständlich ist der König nur in effigie auf dem Schlachtfeld, das effigium hängt im Wohnzimmer des Friedhofwärters Krnovsky. Es stellt Friedrich am Tage nach der Bataille dar, auf der Břevnover Klosterterrasse, tief gebeugt über den aufgebahrten Schwerin.

Selbstverständlich ist der Schwerin nur in effigie da, er ist nicht hier in seinem Grab begraben, der frische Leichnam wurde ins Kloster von Břevnov zur Einsegnung gebracht und von dort nach Schwerinburg in die gräfliche Familiengruft.

Selbstverständlich sind die Soldaten Friderici et Schwerini nicht in effigie da, sie liegen wirklich und tot in ihrem Šterboholer Biwak.

Nur dem Feldmarschall jedoch gelten die großen Grabsteine und Obelisken. Das erste Monument, eine abgestumpfte Steinpyramide, hat ihm der Sohn der Feindin gesetzt, Joseph II. Es wurde brüchig im Laufe des Jahrhunderts und nicht mehr würdig, ein selbständiges Denkmal zu sein; desto würdiger, ehrwürdiger konnte es als Sockel für ein neues dienen. Dieses neue, hundert Jahre jüngere ist ein gedrungener Sarkophag aus schwarzem Hořicer Sandstein mit einem Reliefporträt – statt zu heroisieren, hat der Bildhauer idealisiert, so zwar, daß man den rauhen Kriegsgreis schlankweg für den jungen Goethe halten könnte. Wohl genug der Ehrung, möchte man glauben. Ist aber nicht genug.

Auf hochgeschichtetem, ummauertem und eufeuumranktem Hügel erhebt sich Monument Numero drei: ein Riesenprisma aus Kanonenschmelz, geziert mit dem Still-Leben des Kriegs-Todes, mit preußischem Adler-Wildpret und Eichen-Gemüse und Lorbeer-Gewürz und Kanonenkugel-Kürbissen und mit Bestecken aller Art, auf deren Griff das königliche Monogramm F. R. eingraviert ist.

Der alte Preuße hatte Glück, als er hüben starb und nicht drüben im Bett.

Der alte österreichische Feldmarschall (der alte Österreicher kann man nicht sagen, wie schon der Name „Browne" zeigt) hatte auch Glück, daß er seinen Todesschuß in der Schlacht abbekam. Denn sonst hätte Habsburg ihn erledigt, wie es seine Vorgänger erledigt hat, hingerichtet wie den Rußwurm, ermordet wie den Wallenstein, eingekerkert auf dem Spielberg wie den Franz Trenck oder „abgekragelt" wie den Benedek. Vielleicht wäre es dem Browne noch schlimmer ergangen. War doch die Prager Schlacht vom

Prinzen Karl von Lothringen verloren worden, dem Schwager der Kaiserin, und ein Schwager der Kaiserin kann keine Schlacht verlieren. Demzufolge mußte Browne sie verloren haben; ein wahres Glück für ihn, daß er gleichzeitig mit der Schlacht sein Leben verlor.

Dabei war die Schlacht gar nicht so sehr verloren. Die Preußen kamen allem Stürmen und Bombardieren zum Trotz nicht in die Prager Stadtmauern, sie kamen nur nach Kolín, wo sie ebenso geschlagen wurden, wie sie vor Prag geschlagen hatten.

Wie dem auch sei, Browne besitzt, obschon er als einziger Feldmarschall der österreichischen Geschichte seine Todeswunde auf der Walstatt empfing, nicht einmal ein Marterl auf dieser Walstatt, auf diesem so lange österreichisch gewesenen Boden. In der kleinen, gottverlassenen Prager Kapuzinerkirche zu St. Joseph herrscht Halbdunkel, kaum läßt sich auf der dreieckigen Grabtafel ein Name entziffern: Maximilian Ulysses Browne.

Ebenso wie die drei massiven Monumente gelten auch die Kugelakazien und die Trauerweiden und die Birken und und die Weißdornhecke und der Wassergraben, der in Form eines Eisernen Kreuzes die Gruft konturiert, nur dem Schwerin. Weil aber der Heldenhain schon einmal da war, Enklave des Krieges in Friedenslandschaft, Enklave Preußens in Österreich, so teilte man 1813 dem Feldmarschall die Gefallenen der Napoleonischen Kriege zu, die von Kulm vor allem. Ein schlichtes Mal betrifft „zweihundertfünfundachtzig preußische Soldaten", unter einem andern „harrt seines Erlösers Carl Aug. Ferd. von Katte, königl. preuß. freiwill. Jäger, geb. den 4. Juli 1796, gest. den 5. Okt. 1813", ein Siebzehnjähriger.

1866 bekam der Schwerin einen Schub toter Rekruten aus Königgrätz, aus Jičín, aus Trutnov. Dieser Krieg war kurz, und mehr Verluste als in den Schlachten scheint Preußen bei dem Unfall erlitten zu haben, den eine Tafel lapidar berichtet: „Zwei Offiziere, ein Portepée-Fähnrich und achtundzwanzig Soldaten, in Stücke gerissen beim Entladen einer österreichischen Granate auf dem Prager Laurenziberg am fünfundzwanzigsten August 1866."

Gewiß, diese zwei plus eins plus achtundzwanzig gehören in den Heldenhain, eine Granate, die ihr Opfer im Fluge ereilt, tut es nicht minder blind als eine, die bei der Entladung platzt. Kaum aber können derart Zerstückelte bei dem Lenoren-Tanz mittun, nennen sie ja nicht einmal ein Gerippe ihr eigen – mehr als die anderen ringsumher sind sie des Leibes ledig, Gott sei ihrer Seele gnädig.

Jedesmal, wenn nach jener preußischen Entscheidungsschlacht in Böhmen eine neue preußische Entscheidungsschlacht in Böhmen geschlagen wurde, kamen hurre, hurre, hopphopphopp Überlebende in sausendem Galopp herangeritten, um sich angesichts der Gräberhügel zu freuen, daß sie gesund geblieben. Als Königgrätz vorbei war, meldeten sich Friedrich Carl Prinz von Preußen und Albrecht Prinz von Preußen zur Stelle, letzterer mit seinem Adjutanten, der den böhmischen Namen eines ehemaligen österreichischen Feldmarschalls führt: „von Radetzky". Ferner trug sich ins Gästebuch ein „Beneckendorf-Hindenburg, Major a. D. in Diensten des Johanniter-Ordens, und sein Sohn: . . ." Hinter diesem väterlichen Doppelpunkt zieht sich dieses Sohnes Unterschrift, eine, die mit Gott dem Herrn nicht hadert, eine kolossale Handschrift quer über die Seite: „Paul von Beneckendorf-Hindenburg, Seconde-Lieutenant im 3ten Garde-Regiment zu Fuß, in der Campagne 1866 Trautenau, Königinhof und Königgrätz, den 24ten August 1866."

Bescheidener schreiben sich Historiker ein (T. Carlyle, september 14th, 1855), unbescheidener Preußen und andere Militaristen sowie männiglich vom gräflichen Hause der Schwerins. Alldeutsche Vereine atmen hier „deutsche Heldenerde in slawischer Welt", welche Atmung von Erdreich sie mit vielfachem Heil und noch mehr Ausrufungszeichen unterstreichen.

Ein Namenloser, der anscheinend lange das Buch durchblätterte, die vielen preußischen Adelstitel, die vielen militärischen Rangbezeichnungen und die vielen Jahreszahlen ihrer Besuche gelesen hat, schreibt eine schlichte Feststellung hin: „Immer kamen sie hierher, und immer mußten sie wieder fort."

WIE DER TÜRKE AUF DER KARLSBRÜCKE UM SEINEN SÄBEL KAM

Bereits in der Hochzeitsnacht preßte sich Miluschka angstzitternd in ihr Kissen, als sie unter den Kleidern ihres Herrn und Gemahls den Ledergurt mit dem krummen Messer sah. Begütigend streichelte Herr Zadriades Patkanian das aufgelöste Goldgelb ihres Haares: „Fürchtest du dich vor mir, Miluschka?" Nein, nein, woher denn, sie fürchte sich nicht vor ihm. „Also warum zitterst du so?" Nach einigem Zögern verriet sie, warum sie zittere: das Messer...

Herr Zadriades Patkanian hatte sich während der Brautzeit äußerst galant gezeigt, als wäre Miluschka nicht eine arme Sattlerstochter und er der reichste Teppichhändler Prags, als wäre er nicht ein sechsundvierzigjähriger großgewachsener und beleibter Mann mit wellenförmigem Schnurrbart und sie bloß ein neunzehnjähriges unerfahrenes Mädel.

Von dem Tag an, da Miluschka in den Hof des Patkanianschen Hauses mit einer Botschaft für ihren Vater gekommen war, der dort die Sitze der Equipage ausbesserte, und Herr Patkanian seiner Dogge „Sultan" pfiff, vor der das Mädchen sich zu fürchten schien, war er um Miluschka bemüht gewesen. Sie hatte ihm nur kurz angebunden geantwortet, um darzutun, daß sie keine Unterhaltung wünsche, aber der Teppichhändler, dadurch keineswegs abgeschreckt, hatte ihren Vater über sie ausgefragt und um ihre Hand angehalten.

Der Sattler vermochte sehr schlecht zu verhehlen, welches Glück der unverhoffte Antrag für ihn bedeute, und Miluschka nahm in höchster Verwirrung diese brüske Wendung ihres Schicksals zur Kenntnis.

Während der Brautzeit hatte sie niemals ihrem Verlobten einen Wunsch geäußert, niemals war sie, wenn sie mit ihm spazierenging, vor einem Schaufenster stehengeblieben, um

nicht Gelegenheit zu der ohnedies häufigen Frage zu geben, was sie sich wünsche.

Somit konnte Miluschka als sicher annehmen, daß ihr nunmehriger Gemahl das Messer ablegen werde, nachdem sie ihm – auf sein Drängen hin – ihre Angst eingestanden hatte. Und obwohl Miluschka ein in solchen Situationen unerfahrenes Mädchen war, besaß sie doch genügend weiblichen Instinkt, um zu wissen, daß Männer in diesem Augenblick zu ganz anderen Opfern bereit sind. Aber sie hatte sich geirrt. „Ach so, der Handschar macht dir angst", sagte Herr Patkanian bloß mit einem überlegenen Lächeln und fuhr fort, das seidene Blond seiner jungfräulichen Gemahlin zu streicheln, „du wirst dich schon an ihn gewöhnen."

Er schnallte wirklich während der Ehe niemals den Gurt mit dem kurzen Krummsäbel ab, den er unter dem Hemd auf seinem Leibe trug.

Frau Miluschka gewöhnte sich jedoch nicht daran. Nie konnte sie es verwinden, daß der Gemahl in dem empfindlichsten Zeitpunkte ihres Lebens ihr den ersten Wunsch abgeschlagen hatte. Selbst eine liebe Kleinseitner Sattlerstochter hat in solchen Momenten ihre Nerven, die man nicht mit einem krummen Messer durchschneiden darf. Sie äußerte auch nie wieder einen Wunsch, so gern sie es zum Beispiel gesehen hätte, daß das Nachtlager „Sultans" aus dem Schlafzimmer entfernt würde.

Gewiß, sie tat ihre Pflichten. Die waren nicht allzu anstrengend, denn Herr Patkanian war ein reicher, sechsundvierzigjähriger Mann, der seinen Haushalt und seine Lebensweise längst geregelt hatte, so daß sich seine Gattin nur einzufügen brauchte.

Dienstag und Freitag ging er zu armenischen Freunden in eine Weinstube, wo er gewürzten Wein trank und mit eingekniffenen Augen der schwarzhaarigen, schwarzäugigen Kellnerin nachsah; genau um Mitternacht kam er nach Hause. Am Samstag pflegte er mit seiner Frau auszugehen, ins Theater, in ein Café, eine Bar. In der Bar kam es übrigens einmal beinahe zu einer bösen Szene, der ersten und vorletzten in ihrer Ehe. Frau Miluschka lächelte zu einem Nachbartisch hinüber, nickte jemandem zu, obwohl dort kein Bekannter saß, niemand, der sie gegrüßt hatte. Herr

Patkanian wurde kreidebleich, er stieß ein unverständliches Wort zwischen den Zähnen hervor, und Weste und Hemd aufreißend, griff er in die Richtung seines Messers. Wäre nicht in dieser Sekunde eine Dame vom Nachbartisch auf Miluschka zugekommen, eine einstige Mitschülerin, mit der sie aus längst vergessener Ursache böse geworden war und sich eben durch das gegenseitige Lächeln versöhnte, so hätte Herr Patkanian seine Frau erstochen.

Jawohl, erstochen. Zadriades Patkanian hatte vor fünfundzwanzig Jahren in Erzerum seine erste Frau getötet. Aus Eifersucht. Mit dem Krummsäbel, den er noch heute am Leibe trug. Das hatte er Miluschka selbst erzählt, an einem der vier Abende in der Woche, da sie zu Hause waren. An diesen Tagen ging Miluschka nach dem Abendessen zu Bett. Herr Patkanian aber, in weitem Schlafrock, stellte sich neben sie, einen Arm auf die geschnitzte Kopfwand des Bettes gelehnt, das Gesicht in die linke Hand stützend, den rechten Arm hinter seinem Rücken. Er sprach vom Orient.

Diese Gestalt in dieser Positur hatte Miluschka schon einmal gesehen. Nicht gleich erinnerte sich Miluschka, wo sie diesen Mann, das Gesicht in der linken Hand, die rechte hinter dem Rücken, gekannt hatte, ehe sie ihn kannte. Zuerst tauchte eine Landschaft vor ihr auf, wie in dem kleinen Kreis rechts auf einer Kinoleinwand.

Unter der Karlsbrücke, ganz nahe dem Kleinseitner Turm, dort, wo die Stiege zum einstigen Badhofe führt. Ein Brükkenbogen wölbt sich über Festland, und ein festländischer Brückenpfeiler steht da und viele Wagen: Kutschen, Lastwagen, Schubkarren, geschlossene Fiaker, mancher hat nur ein Rad, mancher nur drei Räder, mancher ist zur Seite geneigt, mancher nach vorne, mancher nach hinten. Miluschka sieht sich als Kind. Vater arbeitet in der Wagnerei, und sie spielt in dem Schuppen zwischen den Wagen unter dem Brückenbogen mit sich selbst Verstecken, oder sie fährt, in einer wirklichen Equipage sitzend und Pferde ihrer Phantasie peitschend, spazieren oder turnt auf Deichseln oder schaukelt auf Handwagen. Auch auf den Brückenrand hat sie sich gesetzt und die Füße baumeln lassen, das war wunderwunderschön, aber der Vater hat's gesehen und es ihr

verboten: „Wenn du das noch einmal machst, kommt der Türke auf dich ..."

Oh, der Türke! Vor dem hat Klein Miluschka Angst. Scheu drückt sie sich an ihm vorbei, wenn sie über die Brücke gehen muß.

Der Türke auf der Karlsbrücke ist ein sehr böser Mann. In einer engen Felsenhöhle hält er drei Männer gefangen. Die sind angeschmiedet und elendiglich mager, die Armen, sie haben nichts zum Anziehen und schreien vor Hunger und Schmerz. Ein großer Hund bewacht die Grotte auf der einen Seite, auf der andern steht der Türke, sein Schnurrbart reicht bis auf die Brust, und in der rechten Hand hält er einen Karabatsch hinter dem Rücken versteckt, eine neunschwänzige Knute, die Wange lehnt er in die linke. Und um den Bauch hat er einen Riemen geschlungen mit einem krummen Säbel. Mit dem schneidet er Kindern den Kopf ab, wenn sie schlimm sind, wenn sie sich auf den Brückenrand setzen und die Füße baumeln lassen: schon vielen Kindern hat er den Kopf abgeschnitten, das weiß Klein Miluschka, der Vater hat es ihr gesagt.

Angstvoll, aber doch auch forschend blinzelt Miluschka von der Seite her auf die Gestalt.

Da ist der Türke von der Brückenbrüstung vor dem Felsenloch, worin die drei armen Männer sind, und hält den Ellbogen auf den Bettrand gepreßt ... Ja, neben ihrem Bett steht er ... Das Gesicht in die aufgestützte linke Hand gelehnt ... Das Schwert an der Seite ... Den rechten Arm hinter dem Rücken ... Auch der Hund ist da ...

Unsinn, sagt sich Frau Miluschka, es wird nicht so arg sein. Hat ihr denn damals der Türke etwas getan? Sie schließt die Augen und läßt ihren Film weiter abrollen, sieht sich von neuem als Kind und schaut den Türken an. Von ferne nur, von der anderen Brückenseite, damit sie noch rechtzeitig weglaufen kann ... Der Türke rührt sich nicht, wie versteinert steht er auf der Brüstung. Früher ist er den schlimmen Kindern nachgelaufen und hat ihnen die Köpfe abgeschnitten, das ist gewiß, das hat ihr der Vater gesagt, aber jetzt mag er alt und faul geworden sein. Vielleicht ist es ihm heute schon ganz gleichgültig, wenn sich ein kleines Mädchen auf die Brücke setzt und die Füße baumeln läßt?

Der Wächter in den Parkanlagen war ja auch sehr streng, aber seit einiger Zeit sitzt er ruhig auf seiner Bank und springt nicht einmal dann auf, wenn ein Kind in den Rasen läuft, sich den Ball zu holen.

Nichts ist schöner, als auf dem Steingeländer zu sitzen, die Augen zu schließen, die Hände rechts und links fest aufzustützen und sich ein wenig emporzuheben, die Beine schaukeln und sich wegfliegen zu lassen, hui, über die Kampa, über die Moldau, über den Kai, über den Vyšehrad bis in den Himmel hinein. Klein Miluschka kroch also, unfolgsames Kind, wieder auf den Brückenrand. Bange blickte sie nach dem Türken; da der sich nicht bewegte, schloß sie die Augen, kurbelte mit den Beinen an, schaukelte leicht mit dem Körper und ließ sich fliegen – bis, mitten im Flug, der Türke sie von hinten packte. Gräßlich erschrak sie. Wagte nicht, sich umzusehen. Doch es war gar nicht der Türke, es war der Vater. Der schimpfte tüchtig, dann rief er seinen Lehrbuben, den Tonik, daß er ein wenig auf das Kind achte.

Von da ab spielte Miluschka oft mit dem Tonik. Das war eigentlich noch viel schöner. Der wußte ein geheimes Durchhaus auf dem Großprioratsplatz, und manchmal kroch sie mit ihm auf das Dach der Četlovskyschen Werkstätte, und sie saßen unter dem Geäst des Nußbaums, pflückten Nüsse und schälten und aßen sie und ließen die Füße baumeln, nicht wie früher über der Erde, sondern über wirklichem Wasser. Zu ihren Häupten stand der Türke, doch er konnte sie nicht sehen, denn sein Felsen mit den Heiligen und der kreuzgeschmückten Hirschkuh war dazwischen.

Einmal sagte Tonik zu ihr: „Du bist ein hübsches Mädel, Miluschka", da wurde sie rot und bekam Herzklopfen. Ein andermal, als sie unter dem Nußbaum saß, versprach ihr der Tonik: „Wenn du mir einen Kuß gibst, werde ich dir ein großes Geheimnis verraten." Während sie noch nachdenkt, hat der Tonik sie rasch umschlungen und ihr einen langen Kuß gegeben, daß sie wie benommen davon ist. „Jesusmante, der Türke hat sich nach uns umgedreht", schreit sie plötzlich entsetzt auf. Tonik beruhigt sie: „Unsinn, das ist ein alter versteinerter Kümmeltürke! Der tut schon längst keinem etwas zuleide."

Und dann läuft er mit ihr, ihr das Geheimnis zu zeigen, durch das Durchhaus auf den Großprioratsplatz, über die kleine Brücke in die Traubengasse, über die Kampa und die Doppelstiege, auf die Karlsbrücke und bis zum Altstädter Brückenturm (er will ja doch nicht an dem Türken vorbei, daher der Umweg!), wo das große Geheimnis ist: ein unanständiger Mönch mit einer Nonne, an der Kante des Turms versteckt.

Da sie wieder zurücklaufen zum Kleinseitner Ufer, müssen sie aber über die ganze Brücke, sie haben keine Zeit mehr, den Umweg über die Kampa zu machen, sie könnten den Vater verfehlen, der vielleicht schon Feierabend macht; sie müssen also am Türken vorbei, und Miluschka hat Angst vor ihm und seinem Messer, Angst wie noch nie.

Doch er steht auf der Brückenbrüstung, unter den Heiligen und der Hirschkuh, hat den Ellbogen auf die Schnitzerei von Frau Miluschkas Bett gestützt und schaut drein wie sonst.

Sonntag, Montag, Mittwoch und Donnerstag, wenn Zadriades Patkanian abends erzählend am Lager seiner Frau lehnte, dachte sie einschlummernd an den Türken auf der Karlsbrücke, der sie packte, als sie von der Brüstung in die Lüfte schwebte, der sich umwandte, als seine Frau in Erzerum mit dem Tonik unter dem Nußbaum saß und sich küssen ließ; damals hat er seine Frau mit dem Krummsäbel erstochen, sich dann wieder vor die Höhle gestellt, in der die Märtyrer angeschmiedet sind, und wartet, bis Miluschka einschläft.

Miluschkas Vater erzählt ihr eines Tages: „Du wirst dich vielleicht noch an den Tonik erinnern, der bei Četlovsky mein Lehrbub war? An den hab ich das Geschäft verkauft." O ja, Miluschka erinnert sich noch. Sie ist dem Vater bei der Übersiedlung behilflich und kommt mit Tonik zusammen. Der hat Miluschka auch nicht vergessen, nicht den Nußbaum, das Durchhaus auf dem Großprioratsplatz, den Türken („Den fürchten Sie wohl nicht mehr, Frau Patkanian?") und nicht das große Geheimnis, das er ihr einmal anvertraut hat. Er hilft ihr beim Helfen.

Am nächsten Tag treffen sie einander wieder in der Werkstatt des Vaters. Zufällig. Am übernächsten Tag be-

gegnen sie einander von neuem. Nicht mehr zufällig. Sie gehen spazieren. Auf den Großprioratsplatz. Über den Maltheserplatz. Durch enge Gassen. Über die Ewige Stiege. Bis zum Petřin. Das Gittertor ist gesperrt. Sie setzen sich auf die niedrige Mauer.

Dienstag und Freitag, wenn Herr Patkanian mit seinen armenischen Freunden in der Weinstube ist, gehen Herr Tonik und Frau Patkanian die Ewige Stiege hinauf bis zum Gittertor des Petřin und lassen sich dort nieder. Ist es halb zwölf auf der Uhr der Niklaskirche, dann steht Frau Miluschka auf, glättet ihr Kleid mit der Hand und eilt nach Hause, um vor ihrem Gemahl daheim zu sein. Die Dogge knurrt etwas böse, und erst wenn Frau Miluschka ins Bett gehuscht ist, wird Sultan ruhig.

Einmal aber, dieweil Tonik und Miluschka beieinandersitzen, schlägt es von Sankt Niklas Mitternacht. Entsetzt springt sie auf, nimmt sich nicht einmal Zeit, ihr Kleid glattzustreichen; ihr ist, als hätte sich der Türke nach ihr umgedreht. „Mein Mann wird mich töten!" – „Unsinn", beruhigt sie Tonik wie damals, „der tut schon längst keinem etwas zuleide." Miluschka weiß jedoch, daß er sie umbringen wird. Sie rennt die engen Gassen hinunter, durch den Kleinseitner Brückenbogen. Dort steht der Türke, der ihr das Leben nehmen wird. Sie faßt seinen Säbel, sie will – sie muß ihn zerbrechen. Aber der Säbel ist fest, er rührt sich nicht, wie der Türke sich nicht rührt. Wut über ihre Ohnmacht packt Frau Miluschka. Sie sieht sich um. Schräg drüben auf der Fahrbahn der Brücke brennt eine rote Laterne: damit die Fußgänger bei Nacht nicht in den Haufen Pflastersteine stoßen, der dort liegt. Sie hebt den größten Stein, eilt zurück, und aus unmittelbarer Nähe, mit Aufwand aller Kraft wirft sie ihn gegen die Hüfte der Statue.

In Trümmern fällt der Türkensäbel auf den Gehsteig. Nur der Gürtel, darinnen der Knauf steckt, schlingt sich um den breiten Leib des Muselmannes. Ein kleiner Sockel, auf den der Krummsäbel gestützt war, ragt noch aus dem Burnus. Das Schwert selbst liegt auf der Erde. Zersplittert.

Aufgeregt und doch auch beruhigt läuft Frau Miluschka weiter. Heimwärts.

An diesem Abend hatte Herr Zadriades Patkanian in sei-

ner Weinstube etwas mehr vom gewürzten Wein getrunken und etwas größere Augen auf die schwarzhaarige Kellnerin gemacht und sich etwas länger aufgehalten als sonst. Es schlug schon zwölf. Er erhob sich und bemühte sich, in seinen Mantel zu schlüpfen. Die schwarzhaarige Kellnerin nahm gerade das Tischtuch ab. Herr Patkanian näherte sich ihr, sie zu umfangen. Sie wich zurück, sie lief um den Tisch, Herr Patkanian ihr nach, drängte sie in eine Ecke; nun wollte er auf sie zuspringen, aber sie schob einen Stuhl zwischen sich und ihren stürmischen Verehrer. Herr Patkanian stieß heftig gegen die Stuhlkante, und es gab einen Knacks, als hätte er eine Rippe gebrochen. Erschrocken ließ er ab. Ohne Atem, Schmerz in der Hüfte, ging er.

Im Schlafzimmer sieht er, daß seine Frau noch nicht zu Hause ist. Da tritt Miluschka ein. Er stößt ein unverständliches Wort aus und ist bleicher als sie. Überrock, Weste reißt er auf, und mit wahnsinnigem Schwung hebt er den Handschar empor.

Nein, nicht den Handschar. Nur den Griff. Die Klinge ist abgebrochen. Herr Zadriades Patkanian starrt auf seine verstümmelte Waffe.

Dann verzieht er das Gesicht zu einem Lächeln erzwungener Resignation.

Unter Brokoffs Statuengruppe des heiligen Johann Matka und des heiligen Felix von Valois auf der Prager Karlsbrücke steht der Türke mit seinem Hund. Nichts als den Schwertgriff trägt er im Gürtel. Die Klinge ist abgebrochen. Jedermann kann sich davon überzeugen und erkennen, daß vorstehende Geschichte der Realität entnommen ist.

WIE MODRATSCHEK ERFUHR, WER MAYER WAR

„Einmal", so sagt Modratschek aus, „einmal, es war viele Jahre vor dem Kriege, erschien bei mir ein polnischer Genosse, der in Prag lebte. ‚Genosse Modratschek, ich komme nur, um Ihnen einen Gruß vom Genossen Lenin auszurichten.'

‚Von wem?' fragte ich erstaunt.

‚Vom Genossen Lenin. Sie wissen doch, wer das ist?'

‚Freilich weiß ich, wer das ist. Das ist der Linke von der russischen Partei. Aber ich kenne ihn nicht persönlich.'

Nun war das Erstaunen auf seiten des Polen. ‚Sie kennen ihn nicht? Ich komme gerade aus Krakau' (er kann aber auch ‚Warschau' gesagt haben, ich erinnere mich nicht mehr genau), ‚und da hat Lenin zu mir gesagt: Wenn Sie wieder in Prag sind, müssen Sie zum Genossen Modratschek gehen und ihn von mir grüßen. Ausdrücklich hat er mir das eingeschärft.'

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich beim Überbringer des Grußes zu bedanken, aber erklären konnte ich mir das nicht, denn ich hatte Lenin nie gesehen, und daß er mich vom Hörensagen kennen sollte, war ausgeschlossen, weil ich außerhalb der tschechischen Partei niemals hervorgetreten bin.

Mindestens ein Jahr später kommt der Genosse Němec vom Internationalen Kongreß in Brüssel zurück und sagt mir: ‚Du, Modratschek, Genosse Lenin hat mir aufgetragen, dich herzlich zu grüßen.'

Jetzt war die Sache noch geheimnisvoller. Denn im selben Jahr, 1912, also zwischen dem ersten Gruß und diesem zweiten, hatte in unserem Parteihaus die Konferenz der russischen Bolschewiken stattgefunden, und ich wußte, daß Lenin dabeigewesen war. (Er hatte, glaube ich, im Hotel ‚Myška' am Rand der Vorstadt Žižkov gewohnt, ohne zu ahnen, daß dieses Hotel von Polizeistreifen geradezu be-

treut wurde, wenn auch aus Sittlichkeitsgründen.) Also, wenn mich Lenin wiederholt grüßen läßt, warum besuchte er mich nicht bei seinem Aufenthalt in Prag? Ich fand absolut keine Antwort auf diese Frage.

Dann kam die russische Revolution, und aus ihr hob sich die Gestalt Lenins heraus, des Mannes, den zu kennen ich mich beim besten Willen nicht erinnern konnte – und ich habe ein gutes Gedächtnis – und der mich grüßen ließ.

Da sah ich Lenins Bild und rief meine Frau: ‚Sakra, weißt du, wer dieser Lenin ist? Das ist unser Mayer!'

Meine Frau beugte sich nun auch über die Zeitung und sagte: ‚Natürlich ist es der Mayer.'

Um darüber Sicherheit zu haben, begann ich meine alten Papiere durchzustöbern, ob sich – obwohl ich während des Krieges alles verdächtige Material verbrannt hatte – nicht die Reste meines Briefwechsels mit Mayer darin fänden."

Während also der alte Modratschek alte Papiere nach Beweisen für die Identität des Mayer mit Lenin durchsucht, wollen wir erwähnen, daß an einem Märztag im Jahre 1900 aus den Dörfern von Minussinsk alle politischen Verbannten in die Kreishauptstadt kamen, um Abschied zu nehmen von ihrem jungen Führer. Seine drei sibirischen Jahre waren um, er kam nach Minussinsk, um die Hände der Genossen und Leidensgefährten zu drücken und weiterzueilen. Er kehrte heim – „heim", das hieß für ihn (und alle wußten es): in die Arbeit der sozialistischen Organisation. Alle küßten ihn, denn sie hofften auf ihn, auf Wladimir Iljitsch.

Weiter ging seine Fahrt. Der Schlitten durchschnitt die Scheiben gefrorenen Windes, die entlang des Jenissei standen: dreihundert Werst sauste der Schlitten am Ufer, ganze Tage und ganze Nächte, der Frost brannte Wunden ins Fleisch, aber Lenin hatte den Pelz abgelegt, ihm war heiß. Er fieberte, denn jeder Schritt der Pferde brachte ihn näher ans Ziel, wo er mit der Verwirklichung seiner zu Schuschenskoje ausgearbeiteten Pläne beginnen konnte, vor allem damit, ein russisches Zentralorgan zu schaffen, die „Iskra", den Funken, der überspringen sollte auf den zaristischen Zunder.

Der Schlitten jagte bis Ufa. Dort mußte sich Lenin verabschieden von der Getreuesten der Getreuen, von der Krupskaja, ihre Verbannungszeit war noch nicht abgelaufen. In Pskow machte Lenin Aufenthalt, um – die berühmte Pskower Beratung – das Programm der „Iskra" zu erörtern. Dann wollte er ins Ausland zu den „Alten", zu Plechanow, Axelrod und Vera Sassulitsch.

Aber die Ochrana war ihm auf der Spur, und in Sankt Petersburg verhaftete sie ihn. Er hatte das Gründungskapital des Blattes bei sich, zweitausend Rubel, und Notizen über die Verbindungen mit dem Ausland; sie waren mit chemischer Tinte geschrieben und darüber mit gewöhnlicher Tinte eine harmlose Rechnung. Gierig warf sich der Kommissar auf das dem gefährlichen Häftling abgenommene Papier. Er fand nichts, was darauf schließen ließ, es könnte, mit einem Chiffreschlüssel gelesen, einen geheimen Sinn ergeben, und legte es zu den Akten.

Eine und eine halbe Woche saß Lenin in der Zelle: Werden sie auf die Idee kommen, das Papier zu erwärmen?

Sie kamen nicht auf die Idee, der Arrestant Uljanow wurde am zehnten Tage vorgerufen; man gab ihm die abgenommene Habe zurück, darunter zweitausend Rubel und jene Rechnung, schärfte ihm ein, sich jeder revolutionären Tätigkeit zu enthalten, keinen Versuch zu machen, sich ins Ausland zu begeben, und entließ ihn.

Und Lenin begibt sich ins Ausland, wohin ihm nach Jahr und Tag seine Lebensgefährtin folgt, da auch ihre Verbannungszeit zu Ende ist.

In ihren „Erinnerungen an Lenin" erzählt die Krupskaja, wie sie nach Prag fuhr, in der Annahme, daß sich Lenin dort unter dem Namen Modratschek aufhalte. Das war die Adresse, unter der er sich ihre Briefe hatte schicken lassen. Aber der letzte Brief, den Lenin, in den Deckel eines unpolitischen Buches eingebunden, an sie gesandt hatte und der seine Münchener Adresse enthielt, war der Krupskaja nicht zugekommen. So telegrafierte sie nach Prag die Stunde ihrer Ankunft und war maßlos erstaunt, Wladimir Iljitsch nicht auf dem Bahnsteig zu sehen. Sie wartete noch eine Zeitlang, mietete dann, in großer Verlegenheit, bei einem Kutscher eine Droschke, ließ ihre Koffer aufladen und fuhr los.

In der engen Gasse eines Arbeiterviertels, vor einer Mietskaserne, in deren Fenstern eine Unmenge von Bettzeug zum Lüften ausgehängt war, hielt der Wagen. Nadeshda Konstantinowna lief ins vierte Stockwerk hinauf, wo ihr eine blonde Tschechin öffnete.

„Modratschek, Herr Modratschek", stieß die Krupskaja hervor.

Ein Arbeiter erschien in der Tür und sagte: „Modratschek, das bin ich."

„Nein", murmelte die Krupskaja bestürzt, „Modratschek ist mein Mann."

Modratschek begriff, wen die Frau suchte: den Russen, dem er die Briefe nach München nachschickte. Das heutige Telegramm hatte er per Post an ihn weitergeleitet.

Die Krupskaja schreibt: „Modratschek widmete mir einen ganzen Tag. Ich erzählte ihm von der russischen Bewegung und er mir von der österreichischen. Seine Frau zeigte mir ihre gehäkelten Spitzen und fütterte mich mit tschechischen Knödeln."

Aber es waren nicht die Knödel, die das Hauptgericht jener Prager Mahlzeit ausmachten, das wahre Hauptgericht hätte sich Genossin Krupskaja noch besser als die Knödel gemerkt, wenn sie geahnt hätte, was sie da in Prag vorgesetzt bekam: Es war ein Gulasch aus Pferdefleisch, obgleich, wie fast zu jeder Fleischspeise in Böhmen, Knödel beigegeben waren.

Wieso hier dieses Detail eines längst verdauten Mittagessens behauptet werden kann, wenn die Teilnehmerin selbst nichts davon wußte? Nun, die Gastgeber wußten es und wissen es noch heute genau. Sofort nach dem Erscheinen der „Erinnerungen an Lenin" haben wir uns an den alten Pionier der tschechischen Genossenschaftsbewegung, František Modratschek, gewandt, da nur er und kein anderer der in den Memoiren erwähnte Modratschek sein konnte. Er gab bereitwilligst Auskunft über seine Beziehung zu einem geheimnisvollen Fremden und dessen Gattin:

„Die Redaktion des Parteiblattes, des ‚Právo lidu', die sich zu jener Zeit auf dem Palackýplatz befand, hatte im

Sommer 1900 einen russischen Genossen zu mir geschickt, der mit mir etwas besprechen und auch bei mir übernachten sollte. Ich wohnte damals in der Vorstadt Vršovice an der Ecke Kollarová und Nerudová; die Wohnung führte auf den Hof hinaus und war so klein, daß ich keinen Raum hatte (und eine Matratze auch nicht), um dem Fremden eine Lagerstatt zu bereiten. So schlief er nicht in meiner Wohnung.

Von ihm erfuhr ich, daß er geheim aus Rußland nach dem Ausland reise, nachdem er in Sibirien als Verbannter gelebt. Er machte auf mich den Eindruck eines Reisenden von etwas ausländischem Typus. Er war etwa dreißig oder fünfunddreißig Jahre alt, von mittlerer Größe, weder dick noch mager, aber etwas breitschultrig, sah unauffällig aus. An seinen Bart erinnere ich mich nicht. Sein Benehmen war gemessen, obwohl er, wie ich fühlte, in Eile war. Er sprach gut deutsch.

Er wollte, daß ich ihm einen Paß auf den Namen eines Mannes verschaffe, der ihm einigermaßen ähnlich sehe. Ich versprach ihm, daß ich das versuchen werde, aber es gelang mir nicht.

Am nächsten Tage reiste er ab, nachdem er mit mir vereinbart hatte, er werde an mich Briefe und Geld aus Rußland schicken lassen und ich möge alles an eine von ihm angegebene Adresse weiterleiten. Meine Ausgaben würden gegen Ausstellung einer detaillierten Rechnung vergütet werden.

Der Fremde nannte mir seinen Namen nicht, sondern sprach den Wunsch aus, ihn in Briefen nur ‚Genosse Mayer' zu nennen.

Nach seiner Abreise begannen wirklich zahlreiche Sendungen aus Rußland einzutreffen, gewöhnlich in Abständen von vierzehn Tagen, und ich schickte sie nach München an die mir angegebene Adresse. Dann kamen aus Deutschland und aus der Schweiz Pakete mit russischen Zeitschriften und Broschüren, beinahe jede Woche. In den Verlagsräumen der sozialdemokratischen Druckereigenossenschaft, bei der ich tätig war, packte ich sie um und verstaute sie in Kisten, um diese an eine mir mitgeteilte Adresse nach Krakau zu expedieren.

Einige Monate nach der Abreise des Russen hielt zeitig

morgens vor unserem Haus in der Kollarová eine Droschke, der eine schwächliche, etwa dreißigjährige, einfach gekleidete Frau von sympathischem Äußeren entstieg – die Gattin Mayers; sie ereiferte sich zunächst über den hohen Fahrpreis, den ihr der Kutscher abverlangt hatte. Etwas gesprächiger als ihr Gatte, ziemlich gut deutsch sprechend, erzählte sie, daß sie mit diesem in der Verbannung und dann im Hause eines reichen russischen Kaufmanns als Lehrerin tätig gewesen sei, nun aber mit ihrem Manne in der Fremde leben wolle.

Ich befand mich damals in recht elenden Verhältnissen, so daß meine Gattin der Fremden nichts anderes vorsetzen konnte als einen armseligen Kaffee und ein Gulasch aus Pferdefleisch. Eine Nachbarin hatte uns seit einigen Tagen zugeredet, es einmal mit Pferdefleisch zu versuchen, statt unausgesetzt fleischlose Mahlzeiten zu haben, und gerade an diesem Tag hatte meine Frau zum erstenmal diesen Rat beherzigt. Wir zitterten, daß die fremde Genossin es merken und sich mit Ekel von diesem Essen abwenden würde, aber sie war anscheinend sehr hungrig, denn es schmeckte ihr alles gut, wie übrigens auch uns.

Die Genossin, die die Fahrt von Rußland ohne Unterbrechung zurückgelegt hatte, war sehr abgespannt, weshalb ihr meine Frau unser Bett zurechtmachte, darin die Fremde einige Stunden schlief.

Am Abend – die Arbeiter kamen eben aus den Fabriken – begleitete ich sie auf den Staatsbahnhof, den heutigen Masaryk-Bahnhof, von wo sie nach München weiterfuhr.

Eines Tages beschlagnahmte die Polizei eine an mich gerichtete Sendung russischer Bücher, öffnete die Verpackung und gab das Paket erst heraus, nachdem sie ein Verhör über Herkunft und Bestimmung angestellt hatte. Davon benachrichtigte ich sofort den Genossen Mayer in München, und daraufhin kamen keine Poststücke mehr an meine Adresse.

Zu Weihnachten 1901 erhielt meine kleine Tochter von Frau Mayer aus München eine Schachtel mit Figürchen, Sternen und anderen Kleinigkeiten, mit denen Weihnachtsbäume behängt werden. Sie hat von diesem Geschenk einen

goldenen, heute allerdings bereits stark geschwärzten Stern mit einem Engel in der Mitte aufbewahrt.

Im Frühjahr oder Sommer 1902 (ich glaube wenigstens, daß es im Jahre 1902 war) kam mit einer Empfehlung Mayers ein junger Russe zu mir, der illegal nach Rußland reiste; wie ich von ihm erfuhr, bestand seine Aufgabe darin, mehrere Kisten mit Büchern hinüberzuschaffen. Er schlief zwei Tage bei mir und fuhr dann nach Krakau weiter. Drei Tage später brachten die Zeitungen eine Nachricht, daß an der russisch-galizischen Grenze ein Nihilist erschossen worden sei, der auf einem Wagen revolutionäre Schriften und Blätter nach Rußland einzuschmuggeln versucht hatte. Ob es jener Russe war, der bei mir gewohnt hatte, kann ich nicht sagen, aber ich vermute, daß er es war.

Von jener Zeit an habe ich jede Verbindung mit den ‚Mayers' verloren, und die romantische Bekanntschaft wäre mir gewiß aus der Erinnerung entschwunden, wenn nicht aus der Schweiz mir von Zeit zu Zeit russische Drucksachen zugekommen wären, ohne daß angegeben war, wer mir das schicke. Ich dachte mir aber, daß das von Mayer ausgehe.

Auf die Idee, daß auch die merkwürdigen Grüße des mir unbekannten Lenin mit dem Mayer in Zusammenhang stehen könnten, bin ich niemals gekommen. Bis ich dann die Photographie sah. Nun suchte ich, wie gesagt, meine alten Papiere durch, ob sich nicht Reste meines Briefwechsels mit Mayer darin fänden.

Und wirklich fand ich Bestellscheine des Vršovicer Postamtes über eingeschriebene Briefe, Pakete und Geldsendungen. Sie lauteten auf die Adresse: Dr. med. Karl Lehmann, München, Gabelsbergerstraße 20a, II., für Herrn Mayer, ferner auf Karl Lehmann, München, und Georg Rittmayer, München – Deckadressen, von denen aus alles an Mayer weitergeleitet wurde. Die älteste der Postanweisungen stammt vom 13. März 1901 und betrifft die Sendung eines Pakets im Gewicht von drei Kilogramm und zweihundert Gramm und eines Pakets von drei Kilogramm und siebenhundert Gramm.

All das bildete keinen Beweis dafür, daß mein Gast gerade Lenin gewesen sei. Aber da fand ich zuletzt diesen Aufgabeschein des Vršovicer Postamts, gestempelt vom

3. Mai 1901; darauf wird bestätigt, daß ich an jenem Tage einen Einschreibebrief mit der Adresse ‚Frau Uljanow, Moskau' aufgegeben habe. Nun hatte ich es staatlich bestätigt, daß der Lenin niemand anderer als der Mayer war. Und die Memoiren der Krupskaja sagen mir nichts Neues. Daß sie damals Knödel vorgesetzt bekam, weiß ich nicht. Daß sie damals Pferdefleisch vorgesetzt bekam, weiß sie nicht."

František Modratschek, der alte Sozialdemokrat, weiß noch etwas. Er weiß, daß die ersten Hefte der „Iskra" durch seine Hände gingen auf ihrem Weg ins Zarenland, wo sie vier Jahre später den ersten Brand entfachten und nach weiteren zwölf Jahren das große Feuer.

Was aber František Modratschek, der alte Sozialdemokrat, nicht weiß, ist das: daß er der Sache der internationalen Arbeiterschaft einen großen Dienst erwiesen hat, aus Gefälligkeit für einen Fremden, der unauffällig aussah und sich Mayer nannte.

DER WIEDERBELEBTE SPIELBERG

Während sich Frankreich im Jahre 1939 anschickte, den hundertfünfzigsten Jahrestag des Bastillensturms jubelnd zu begehen, kam aus der Tschechoslowakei die Nachricht, daß das Gegenstück der Bastille, der Brünner Spielberg, seit dem Einmarsch der Nationalsozialisten zu neuem, tödlichem Leben erweckt worden war: „... In das Gefängnis auf dem Brünner Spielberg eingeliefert wurden gestern achtzig ..." – „... auf dem Spielberg starb, wie nunmehr bekannt wird ..."

Grausige Meldungen. Der Name des Kerkers stand in ihnen, wie in anderen, ähnlichen Meldungen von Oranienburg die Rede war oder von Papenburg, vom Boergermoor, von Brandenburg oder von Dachau, den Orten, die rasch zu einem Alptraum geworden waren.

Auch das Wort „Spielberg" hat einen ähnlichen Klang, jedoch tönt dieser aus der Vorzeit her; lange sprach man vom Spielberg nur mehr bildlich, so wie man von „Zwinguri" spricht oder von der „Bastille": es war einmal.

Es war einmal ein Spielberg, der erhob sich als fürchterliche Drohung gegen die Feinde der Willkür, und wahrlich, er machte Ernst mit seinem Drohen.

Die seit den Zeiten des Großmährischen Reiches immer wieder aufgestockte Burg war eine Wabe aus Stein, und in jeder ihrer Zellen sollte ein Mensch vergessen, Mensch zu sein. Ganz unten, auf den Grundsteinen, wo vor einem Jahrtausend eine Waffenhalle gewesen sein mag, schuf sich der österreichische Absolutismus das, was man später „Bunker" nannte. Von den Mauern eines stockdunklen Kellers weht feuchter Moder hernieder, klatschen von den Wölbungen unaufhörlich Wassertropfen in Pfützen, zu denen sich ihre Vorgänger bereits vereinigt haben.

Ein schmaler, nasser, finsterer Gang. Hier waren sie nicht untergebracht, die Feinde des Staates, hier hätten sie gehen können, sich bewegen und miteinander sprechen, und

das mußte die autoritäre Energie verhindern mit jenem Mut gegen Wehrlose, der die verächtlichste Art von Feigheit ist!

Rechts und links des üblen Korridors hatte man aus Balken und Blöcken vierunddreißig Käfige gezimmert, für je einen Häftling; dort, in einem Raum von zwei Kubikmetern, wurde er angeschmiedet, man stopfte ihm die durchlöcherte Eisenbirne in den Mund, aus deren Öffnung Pfeffer auf die Zunge des Durstigen sickerte, preßte seine Finger in Daumschrauben, seine Arme in stachlige Stahlmanschetten, spannte ihn auf die Geige oder zwickte ihn mit glühenden Zangen, und von der Decke fiel Wassertropfen auf Wassertropfen, immer auf die gleiche Stelle des Festgeschmiedeten, der oft nicht einmal vergebliche Schreie des Schmerzes ausstoßen konnte, da er geknebelt war.

Wer waren die grausamen Verbrecher, die man in so grausamer Haft halten mußte? Sylvio Pellico aus Saluzzo, der mädchenhaft zarte und fromme Dichter der „Francesca di Rimini", büßte hier acht Jahre lang seinen Freiheitstraum. Hier entzündete sich unter der Eisenfessel das Knie seines elegischen Freundes Pietro Marioncelli; man mußte das Bein amputieren, ohne daß Leinen, Binden oder Eis die Operation gelindert hätten. Ein zweiter Freund und Carbonaro, der junge Graf Fortunato Oroboni, starb hier gräßlich an Blutsturz; vor den Fenstern Pellicos, dessen Zelle der seinen so nahe gewesen, bestattete man ihn. Der französische Anhänger der Carbonari Alexandre Andryane erlebte hier die tragischste Tragödie des Schriftstellers: Tag und Nacht, Jahr um Jahr hatte er sein Werk über das Wesen der Menschheit geschrieben, zum Teil mit abgezapftem Blut, doch als die Zelle durchsucht wurde, fand man das Manuskript und verbrannte es, sein Leben, seine Lehre, seinen Ruhm und seine Hoffnung.

Spielbergbewohner war auch Drouet, der kleine Postmeister der kleinen Stadt Ste-Menehould, der so große Kapitel der großen Geschichte mitbestimmte. Als Goethe seine Fahrt unternahm, um diesen Mann zu sehen, hatte Drouet noch nicht mit dem edlen Gracchus Babeuf die Verschwörung der Gleichen organisiert, noch nicht in Teneriffa dem zukünftigen General Nelson den Arm abgehauen und noch nicht der

gesamten Polizei des restaurierten Königtums ein Schnippchen geschlagen.

Vorläufig hatte Drouet nur in Varennes den König Ludwig XVI. angehalten und damit verhindert, daß dieser, vom Ausland her, Frankreich mit Krieg überziehe. Zwei Jahre später wagte Drouet als Abgeordneter und Kommissar des Konvents einen Ausfall aus dem belagerten Maubeuge und wurde dabei von österreichischen Dragonern gefangengenommen. Aber nicht die Tatsache seiner Kriegsgefangenschaft war es, was ihn davor bewahrte, in einem der unterirdischen Mordverliese des Spielbergs zu vermodern, sondern etwas anderes verschaffte dem „Häuptling der Königsmörder" ein Quartier oberhalb des Erdbodens: man brauchte sein Leben, um es gegen das der Tochter von Marie Antoinette einzuhandeln.

Drouet wußte keinen Deut von Plänen, seine Pläne hießen: Flucht. Unter Beifügung von Skizzen suchte er um die Bewilligung an, eine mechanische Mühle konstruieren zu dürfen. („Bedenkliches Ansuchen desselben um Gestattung der Verfertigung neuer Mühlenmodelle" steht auf einem der unveröffentlichten Akten des Wiener Staatsarchivs.) In Wirklichkeit erfand er nichts weniger als den Fallschirm. Mit ihm schwang er sich aus dem Fenster und blieb mit zerschmetterten Beinen im Hof des Spielbergs liegen. Nachdem er geheilt und gegen die Königstochter ausgetauscht war, berichtete er vor dem Rat der Fünfhundert über seine Haft in den Ländern der Despotie.

Man tritt von Zelle zu Zelle, das Licht der mitgebrachten Karbidlampe huscht scheu über abgebröckelte, feuchte Wände, die erbarmungslos schwiegen, wenn jahrhundertelang das Wehklagen der Verzweiflung sie beschwor, die herzlos aushielten, wenn knöchern gewordene Finger sie im Wahnwitz von der Stelle zu schieben versuchten. So saßen hier in Zeiten des Dreißigjährigen Krieges jene Defensoren und Direktoren, denen habsburgische „Gnade" erspart hatte, gevierteilt, geköpft oder gehenkt zu werden, so saßen hier die frommen Mährischen Brüder und jüdischen Opfer des Jesuitentums, so saß hier, von seinem Rivalen Prinz Eugen eingekerkert, der kaiserliche Feldzeugmeister Bonneval, der nach endlicher Freilassung zum sagenhaften türkischen Feld-

herrn Ahmed Pascha wurde; hier schmachtete in Ketten der Kreishauptmann Karl Ritter von David, der im Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia und für Karl VII. (den Bayern) Partei ergriffen hatte, hier endete durch Gift der tolle Pandurenobrist Franz Freiherr von Trenck, seines Vetters würdiger Vetter, so starb hier, Dank vom Haus Österreich, der Feldmarschall Georg Olivier Graf von Wallis, so siechten hier die italienischen Autonomisten dahin, die schlanke Contessa Filanghieri, der beredte Pater Don Marco Fortini, der Markgraf Giorgio Guido Pallavicini und der Conte Frederico Confalionieri. Und Feinde aus dem Ausland: der königlich-sächsische Hofkanzlist Menzel, der an Friedrich den Großen das Bündnis zwischen Österreich und Sachsen verraten und dadurch den letzten Anlaß zum Beginn des Siebenjährigen Krieges gegeben, der sächsische Marschall Schöning, der in vollem Einvernehmen mit seinem Kurfürsten ein Bündnis Sachsens mit Hannover und Frankreich gegen Österreich angestrebt hatte und deshalb von der Wiener Polizei während eines Badeaufenthaltes in Teplitz festgenommen und, ungeachtet seiner Gicht, in die feuchten Höhlen des Brünner Felsens geworfen wurde.

Innere und auswärtige Politik, die Staatsminister für Justiz und die für Heerwesen, die für Kultus und Unterricht, die Kommissionen und Kammern und Prokuratoren aller Verwaltungszweige – die Herrscher mit dem Beinamen „der Gütige" oder „der Glorreiche", der „aufgeklärte Absolutismus" und die konstitutionelle Demokratie – ihrer aller ultima ratio hieß: Spielberg. Keine Revolution fand sich, oh, du mein Österreich, die diese Bastille gestürmt, ihre Wälle dem Boden gleichgemacht hätte.

Gehaßt war sie genug, und selbst uninteressanten Sträflingen, Kriminellen aus Gewinnsucht, stülpte das Volk den Glorienschein auf den Verbrecherschädel, ausschließlich deshalb, weil sie hier saßen. Aus jedem armseligen Einbrecher machte die Folklore einen Rächer der Armen, man schrieb Romane über den eingekerkerten Revierinspektor Johann Anton, den Banknotenfälscher Heinrich Henkel pries die Fama als uneigennützigen Förderer der Künste, und selbst der Fleischhauer Philipp Smutny, der sein Weib und drei Kinder umgebracht, wurde der Held eines Volksliedes.

Das Volk liebte die, die auf dem Spielberg Qualen erlitten, und die Monarchen mußten wohl oder übel diesen Sympathien Rechnung tragen. Kaiser Joseph II. weilte am 3. August 1783 eine Stunde lang in einer Kerkerzelle und verkündete hernach seinem Gefolge und den Lesebüchern, er wünsche nicht, daß jemals wieder in diesem untersten Verlies ein Mensch eingekerkert werde; ein diesbezügliches schriftliches Verbot erging, aber noch fünfzig Jahre später faulten dort lebendige Leiber. Kaiser Franz ging in seiner „Menschenfreundlichkeit" noch weiter, er untersagte auch die Benützung des nächsthöheren Stockwerkes, ohne zu verhindern, daß während seiner ganzen Regierungszeit dort politische Häftlinge lagen. Im Jahre 1848 stopfte man die Löcher mit deutschen Studenten voll, die unter dem schwarzrotgoldenen Banner die Vereinigung aller Deutschen erstrebten, und mit tschechischen Studenten, die die Freiheit ihres Landes wollten. Kaiser Franz Joseph verbot bald darauf die Benützung des Spielberges als Gefängnis, machte eine Kaserne und – einen Garnisonsarrest daraus.

Aber, wie gesagt, das war einmal. In der Tschechoslowakei tat der Spielberg nur mehr als Park, als Kaserne und als Museum seinen Dienst. Auf den sanften Serpentinenwegen, unter Akazien und Kastanien, ergingen sich Liebespaare; in der Festung waren das Ersatzbataillon eines Infanterieregiments, eine Scheinwerferkolonne und eine Brieftaubenabteilung untergebracht; das Museum war Schreckenskammer eines Panoptikums, Brünner Schulbuben trafen dort wallfahrende italienische Patrioten.

Das Instrumentarium der Folter und die in den feuchten Gewölben verhallten Seufzer brachten manchem Besuch das Gruseln bei. Das verging aber wieder, wie die Zeiten der Despoten vergangen waren, die Zeiten, die, wie wohl jeder dachte, nie und nimmer wiederkehren können. Doch hundertfünfzig Jahre nach dem Sturm auf die Pariser Bastille gellten von neuem Schreie, sausten von neuem marternde Hiebe, tönte von neuem Wehklagen innerhalb der Spielbergmauern. Der Schauplatz gewesener Schrecken war zum Schauplatz zeitgenössischer Schrecken geworden und hat den Spielberg wieder zur „Gralsburg reaktionärer Willkür" gemacht, wie Börne ihn schon vor hundert Jahren nannte.

MÖRDER BAUTEN
DEM ZU ERMORDENDEN EIN MAUSOLEUM

1

Der Plan war der: ein Millionenvolk auszurotten und in einem von den Mördern zu schaffenden Museum darzutun, welch ein fanatischer und gefährlicher Feind des Tausendjährigen Reiches die Ermordeten, nämlich die Juden, gewesen seien. Je reichhaltiger wir dieses Museum gestalten, kalkulierten die Nazis, desto überzeugender wird es künftigen Geschlechtern beweisen, wie weltverändernd und geschichtsbildend wir waren. Ich aber, dachte sich der Plandurchführer und Obersturmbannführer hinzu, ich aber werde dadurch Privatdozent.

Es kam nicht soweit. Und es kann noch geschehen, daß der geflüchtete Obersturmbannführer und ehemalige zukünftige Privatdozent eines Tages auftaucht, um von den Juden eine Belohnung für das Mausoleummuseum zu beanspruchen. So ganz war es übrigens seine Schöpfung nicht; Grundstock war ein historisches Kabinett der Prager israelitischen Kultusgemeinde. Für Zuwachs war in der Nazizeit reichlich gesorgt, tagtäglich wurden Synagogen im Sturm geplündert, und für die Einrichtung des Museums gab es mehr Arbeitskräfte als bei den Pharaonen für die Pyramidenbauten. Die Sklaven der Nazis brauchten nicht einmal so weit geschont zu werden, daß sie zwecks weiterer Fron am Leben blieben. Im Gegenteil, ihr Tod gehörte zum Programm.

Nicht nur diese bis über den Tod hinaus gehende Ausnutzung der Arbeitskräfte war ohne Beispiel. Ohne Beispiel war auch die Eignung dieser Sklaven. Denn sie gehörten dem zu vernichtenden Volke an und kannten die Materie besser als je ein Ethnograph diejenige seines Forschungsgebietes. Unter ihnen gab es kaum einen Handlanger, der nicht das feindselige Werk zu einem freundseligen umzu-

gestalten, es nicht irgendwie mit seinem Glauben zu erfüllen versucht hätte. Und es gelang!

Wieso gelang es? Wie konnte es geschehen, daß sich die Bauherren um den Bauzweck prellen ließen?

Die Handvoll Juden, die ihre Mitarbeit an der Einrichtung des Museums überlebt haben, wollen durchaus an ein Wunder glauben. Sei es anfangs der Privatdozentenehrgeiz des Obersturmbannführers gewesen, nur wissenschaftlich unanfechtbare Objekte unterzubringen, so habe schließlich die Beweiskraft dieser Objekte es vollbracht, ihn und seinen Stab auch ethisch zu belehren und zu bekehren.

Aber das ist falsch. Weder unfreiwillig noch freiwillig wollten die Museumsgründer Beweise gegen ihre Lehre zur Schau stellen. Sie sind hineingefallen, weil sie an die Tausendjährigkeit ihres Reiches geglaubt und sich demgemäß einen langen Bautermin gestellt hatten. Das, wozu die Sklaven mit ihrer produktiven Kenntnis ausgenutzt wurden, war nur als Sockel gedacht für ein Monstredenkmal der Verleumdung. Obenauf sollte der blonde Recke glorifiziert werden, wie er den Weltjuden für ewig in den Abgrund schleudert.

„Tobias", pflegte der Obersturmbannführer leutselig zu seinem Fachmann Dr. Jakobovits zu sagen, „Tobias, du wirst der letzte Jud sein, den ich skalpieren werde."

Eines Tages skalpierte er den Tobias Jakobovits, indem er ihn ins Gas schickte. Es war der Tag, an dem der Obersturmbannführer jenen Unterbau vollendet sah. Für den Überbau brauchte er keinen Juden.

Just dieser Zeitpunkt aber brachte die jähe Änderung, in der die Gläubigen die Hand Gottes sehen und die der wissenschaftliche Sozialist den dialektischen Umschwung nennt. Die angeblich längst zu Atomen aufgeriebene Rote Armee zog in Prag ein, und die Nazis jagten davon, als peitsche sie der von ihnen erfundene Dämon ...

2

Das Museum hat zwei Abteilungen. Die eine, „Das Prager Getto", hat ihr Quartier in dem Gebäude der Beerdigungsbrüderschaft (dem Badhof) gefunden, das sich seinerseits auf dem Boden des sagenumsponnenen Judenfriedhofs erhebt. Der wurde, ebenso wie die frühmittelalterliche Altneu-Synagoge, als Außenbestandteil des Museums stehengelassen und verschlossen. Geöffnet sollte er erst werden, wenn kein lebender Jude mehr geblieben sei, um die toten zu besuchen.

Bevor von dieser Abteilung gesprochen wird, ist die redaktionelle Entschuldigung einzuschalten, daß uns nur ein Prager Berichterstatter zur Verfügung steht, also keiner, auf den die einzelnen Objekte überraschend wirken würden. Für ihn ist das meiste nur Wiedersehen, nur Reminiszenz.

Zum Beispiel ist diese zerschlissene fünfzackige Standarte aus ursprünglich hellbraunem Brokat unserem Korrespondenten längst vertraut. In seiner Kindheit war sie das Beweisstück für das Vorhandensein einer Welt von Abenteuern. An bestimmten Festtagen wurden die Fahne und ein ebenso uraltes Hemd aus dem Tresor des Tempels hervorgeholt, und ein Funktionär, den die Gläubigen im allgemeinen und die Knaben im besonderen umstanden, erklärte, was es damit für eine Bewandtnis habe: diese Fahne und dieses Hemd habe einem gewissen Molcho gehört, der in Italien mit seinem Freund Reubeni eine jüdische Revolution machte, ein Königreich der Juden ausrufen wollte und auf dem Scheiterhaufen heroisch starb.

Geradezu als Gegenstück zum Hemd Molchos hängt der Tempelvorhang des Mordechai Meisl da, eine Pracht aus gesponnenem Gold und farbigen Stickereien. Er erregte die scheue Bewunderung der Ewachsenen vielleicht noch mehr, als die Reliquien des heldischen Molcho die Jugend erregten. Denn Mordechai Meisl, der mit der Herstellung dieses Vorhangs die ganze Gilde der jüdischen Goldsticker ins Verdienen setzte, war so reich, daß ihn der deutsche Kaiser Rudolf II. immer wieder anpumpte. Um das geliehene Geld begann nach Rudolfs II. Tode ein Prozeß, bei

welchem dem Tiroler Bauernsohn Philipp Lang die Rolle des Shylock zufiel und die jüdischen Gläubiger die Verfolgten waren.

Nicht minder reich als der Stifter des reichen Tempelvorhanges war der Stifter des reichen Thoramantels daneben. Pinchas Oppenheim beschäftigte einen Orang-Utan als Wächter für sein Haus. Keine Scharwache bewaffneter Soldaten, keine Meute bissiger Hunde hätte unbefugten Besuchern solchen Schrecken einzuflößen vermocht wie er. Und als der Affe tot war, stand er weiter auf Posten: Pinchas Oppenheim hatte ihn ausstopfen lassen und ans Fenster gelehnt, aus dem er noch zähnefletschend hinausstarrte, als auch sein Herr gestorben war. Eines Tages aber fiel der Orang-Utan um und erbrach gemünztes Gold. Ob er die Dukaten nach und nach genascht hatte oder ob er erst nach seinem Tod von Pinchas Oppenheim als Kassenschrein benutzt worden war, darüber ist sich die Prager Sagensammlung „Sippurim" nicht klar.

Manche Dokumente des Museums rufen in unserem Korrespondenten die Erinnerung an seinen Freund Sigmund Reach wach. Der war zeitlebens ein armer und bescheidener Buchhändler in der Schalengasse und blieb nur deshalb zeitlebens ein armer und bescheidener Buchhändler in der Schalengasse, weil er alles Geld und alle Arbeit für seine mit hundertzackiger Krone geschmückte Geliebte verschwendete, welche die Stadt Prag war. Was immer in Prag oder sonst irgendwo in der Welt sich auf Prag bezog, stöberte er auf, ließ es photographieren und reproduzieren. Ebenso alle Wahrzeichen, deren Opferung die Bausucht heischte. Soweit es an ihm lag, sollte nichts von der Geliebten spurlos verschwinden. So soll denn auch er nicht spurlos verschwunden sein, der mit seiner Familie den Tod von Nazihand fand. Sigmund Reach hatte manchem Schriftsteller Anregungen gegeben, und einer namens Strobel gedachte seiner im Vorwort zum Buch „Die Fackel des Magisters" mit Dankbarkeit. Als jedoch das braune Untierreich zur Macht gelangte, widerrief der Autor flugs das Vorwort, winselte in einem neuen um Gnade für das Verbrechen, es im Jahr vorher geschrieben zu haben.

Schade, daß im Museum kein Porträt von Sigmund Reach hängt, dem armen und bescheidenen Buchhändler aus der Schalengasse, denn Ehre, wem Ehre gebührt. Daneben sollten als Illustration des nazistischen Schriftstellercharakters die beiden Versionen des Vorworts hängen, denn Schande, wem Schande gebührt.

3

Dieser Schuh hier gehörte bis in die allerletzte Zeit dem Rabbinatsgericht in Prag und war zur Verwendung allzeit bereit. Aber unser Korrespondent, der ein Prager ist, hat den Schuh und seinen Zweck erst in Tunis kennengelernt und als exotisch beschrieben. Sein Sinn ist der folgende: Stirbt ein Ehemann kinderlos, so ist sein Bruder, sofern er nicht taubstumm oder verheiratet oder abtrünnig geworden ist, angehalten, die Wittib zum Weibe zu nehmen und mit ihr den Stamm fortzusetzen. Wenn er aber danach kein Verlangen hegt, so soll die Witwe vor den Schwager, dem sie nicht liegt, hintreten angesichts der Gemeindeältesten und ihn ihrerseits beleidigen. Sie muß ihm den Schuh vom Fuß zerren, ausspucken vor dem Ungalanten und ihm einen Backenstreich versetzen mit den Worten: „Also geschehe es jedem, der nicht bauen mag seines Bruders Haus. Amen."

Im Rabbinatsgericht konnte man sich des Ehepartners entledigen. Prager Scheidungsbriefe aus frühem Mittelalter und später Neuzeit hängen an der Museumswand, hauptsächlich dadurch bemerkenswert, daß sie nicht aus der Stadt Prag datiert sind. Denn Städte stehen nicht fest für die Ewigkeit. Weit seltener aber verschwinden Flüsse und Seen. Deshalb wurden die Prager Scheidungsurteile datiert aus der Örtlichkeit „demiskarja Mezigrady (Wyschehrad-Hradschin), dejoswo al nehar Wiltawa weal nahar Butiz", welches nur jemand zu übersetzen vermag, der das Aramäische und zugleich Pragerisch fließend beherrscht. Der „Strom Butiz", immer nur ein kleiner Bach, hat durch Überwölbung auch den Rest seines Gesichts und Geruchs verloren, heißt aber noch heute wie damals. Auch die Wiltawa (Vltava) verlor sich nicht und ihren Namen nicht, obwohl sie dreihun-

dert Jahre lang in der offiziellen österreichischen Amtssprache und nachher in der nazistischen nur „Moldau" genannt werden durfte. Auch die Burgen Wyschehrad und Hradschin bestehen noch sowie der Stadtraum Prags zwischen ihnen mitsamt einer jüdischen Gemeinde.

4

Die Beerdigungsbrüderschaft selbst, in deren Haus die Museumsstücke untergebracht sind, stellt das erstaunlichste Museumsstück dar. Sie ist nicht nur der älteste jüdische Verein, es gibt auch keinen nichtjüdischen in Europa, der seit vierhundert Jahren seine Tätigkeit Tag für Tag auf dem gleichen Ort ausübt. Die Statuten, denen der Hohe Rabbi Löw im sechzehnten Jahrhundert die endgültige Fassung gegeben hat und die im Original hier hängen, gelten wie damals. Wie im Ritterorden der Malteser ist die Mitgliedschaft in verheiratete und ledige geschieden, wie im Ordenskapitel der Hoch- und Deutschmeister wird die Aufnahme durch Ballotage vollzogen. Seit eh und je führt die Organisation den offiziellen Namen „Heiliger Verein jener, die Wohltätigkeiten erweisen", das Begraben gilt als Wohltätigkeit an sich, weil der Mensch, der mit ihr bedacht wird, sie niemals zurückzahlen, sich niemals erkenntlich zeigen kann, denn er ist tot. Auch in der Zeit des braunen Massenmords funktionierte die Beerdigungsbrüderschaft, wenngleich sie nicht so heißen durfte, sondern „Beerdigungsanstalt".

Die Gedenkfeier, die der Verein seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges rings um das Grab seines Gründers am Vorabend des Rosch-chodesch Schewath abhielt, wurde von den Nazigeschichtsbildnern für ewiglich verboten.

Durch das Fenster des Museums sieht man dieses Grab des Rabbi Löw. Und man sieht sogar – im Bild selbstverständlich – die Feier. Sie vollzieht sich zwischen kahlen Bäumen auf einem der berühmten sechzehn Gemälde, die in der Epoche von Toleranz und Aufklärung entstanden sind; als damals die Männer der orthodoxen Wohltätigkeit

zu zweifeln begannen an ihrem Fortbestand, ließen sie die richtigen Formen der Bestattung von Künstlerhand verewigen. Bildergalerie und die Statuten sind alte Inventarien des Totenhauses, das zu einem Museum ward, und draußen das Grab des Rabbi Löw gehört dazu. Sie haben hier viele Tode überlebt, vom Tod des Nazismus ganz abgesehen.

5

Im Gegensatz zur Prager Abteilung, wo sich unser Korrespondent zu Hause fühlte, kommt er sich in der benachbarten Klaus-Synagoge, in der Abteilung „Das Weltjudentum", beinahe wie ein Besucher aus der von den Nazis erträumten reinarischen Zukunft vor. Dabei sind auch diese Ausstellungsobjekte von gar nicht so weit her. Sie stammen meist aus Synagogen von Mähren, Schlesien und der Slowakei und aus den Wohnungen ihrer Beter. Was dort den braunen Einbrechern, Brandstiftern und Raubmördern nicht als genügend gute Prise erschien, wurde – Gemeinheit geht vor Gemeinnutz – dem Nazi-„Institut zur Erforschung der Judenfrage" fürs Prager Siegesmuseum abgeliefert. Hier liegen nun die Andenken an die von den Vandalen geschleiften kulturgeschichtlichen Stätten.

Neben der Eingangstür stößt ein Arm auf die Eintretenden zu, als wolle er nach ihrer Gurgel fassen. Aber er will nur ihr Herz ergreifen, ist aus Messing, wächst aus einer Almosenbüchse heraus, und in der Handfläche klafft der Schlitz für eine milde Münze. So eindringlich und drohend – etwas ähnlich Direktes hat unser Korrespondent niemals auf einem Klingelbeutel oder auf einem Opferstock gesehen – werden in Synagogen und auf Friedhöfen der Ostjuden die milden Gaben gesammelt.

Die rituelle Vorschrift verlangt, daß an den Türpfosten jedes jüdischen Hauses ein Röhrchen schräg befestigt sei. Es sieht wie ein Thermometer aus, enthält aber keine Wärmeskala, sondern einen auf Pergament geschriebenen Segensspruch. Schutz vor Unbill. Einem Museumseingang kann eine einzige solche Mesusah selbstverständlich nicht genügen; ihrer zahllose sind hier festgenagelt, und um so

wuchtiger sind sie, aus je östlicheren Graden sie stammen. Mag auch die Angst der Juden groß gewesen sein, den Pogromhelden ihr Haus als ein jüdisches zu verraten, noch größer war offensichtlich der Glaube, daß die Mesusah die Kraft habe, den Pogrom abzuwehren.

6

Jede Vitrine ist einem anderen Abschnitt der Glaubensbetätigung gewidmet, den ein Kupferstich aus dem achtzehnten Jahrhundert erläutert. Damals kamen in Deutschland, meist zum Zweck der Judenbekehrung und Judenverfolgung, mehrere Folianten heraus; am verhängnisvollsten waren der „Augenspiegel" des Proselyten Pfefferkorn, J. A. Eisenmanns „Neuentdecktes Judentum" und Wagenseils „Tela ignea Satanae" – antisemitische Hetzbücher, voll von entstellten Zitaten und wie geschaffen zur Neuverwendung durch „Stürmer" und Streicher.

Aber dem Gauleiter des Museums verrieten die jüdischen Zwangsarbeiter nicht viel von der Literatur seiner Vorgänger. Nur *ein* Buch gaben sie an, nämlich das vierbändige Werk „Kirchliche Verfassung der heutigen deutschen Juden" von Christian G. Bodenschatz, 1784 zu Erlangen erschienen. Aus diesem Buch, einem objektiven, vielleicht sogar philosemitischen, stammen die Texte und die Kupfer, die – photographisch reproduziert und fünffach vergrößert – die ausgestellten Objekte illuminieren.

Populärer und eindringlicher schien den Nazis ein Anschauungsunterricht, ein Weltanschauungsunterricht durch panoptikumartige Darstellung jüdischen Lebens. Hierbei hätten sich die blindwütigen Auftraggeber ausleben können in Übertreibung und Lüge und Karikatur, wäre nicht auch hier die Resistenz der Handlanger erfolgreich gewesen.

In einem Biedermeierzimmer sitzen lebensgroße Wachsfiguren beim Ostermahl, in ihren Stühlen zurückgelehnt, wie es für diesen Abend vorgeschrieben. Der Großvater trägt den weißen Kittel, der bald sein Sterbegewand sein wird, der Hausherr handhabt eine Auswahl von Kräutern und

ungesäuerten Broten, die Hausfrau in ihrer Festtagshaube ist um die Speisen bemüht, und der Sohn hat vor sich das bebilderte Buch, an Hand dessen er die Fragen nach der Bedeutung des Festes stellen wird. Vor einem gefüllten Pokal ist der Stuhl leer. Er ist für Elianowe reserviert, den Propheten Elias, der an dem Mahl in solch strengem Inkognito teilnimmt, daß er unsichtbar bleibt. In der Mauerwand klafft ein künstliches Stückchen Trümmerwerk, der „Chorben Beth Hamikdasch", und bedeutet: Vergiß niemals die Zerstörung des Tempels von Jerusalem.

Erbost schrie der Obersturmbannführer, als ihm die Figuren vorgestellt wurden: „Die Nase gefällt mir nicht, sie muß um zwei Zentimeter, nein, um drei Zentimeter verlängert werden."

Daraufhin verlängerte der Wachsbildhauer die Nasen um die befohlenen Zentimeter, aber die feiernde Familie verlor dadurch auch nicht einen Zentimeter von ihrer Würde.

Wie uns jene erzählen, welche der Entstehungsgeschichte des Museums beigewohnt haben, zeigte sich der Herr Obersturmbannführer auch über die Darstellung des Schächtens fuchsteufelswild. „Das soll Tierquälerei sein? Ich werde euch mal vorführen, was Quälerei ist." Er verlangte leidende, anklägerische Augen der zu schlachtenden Kuh, eine schauerliche Blutlache und eine sadistisch grinsende Fratze des Metzgers.

Die Absicht, seine Juden zur plastischen Darstellung eines Ritualmordes zu verwenden, gab er nach solchen Erfahrungen auf. Das wollte er den Modelleuren des anbrechenden judenreinen Universums überlassen, denen die Bilder des „Stürmer" als Dokumente dienen würden. Dazu kam es nicht mehr.

7

Den kriminellen Ursprung des Museums verrät vor allem die Tatsache, daß die Objekte in vielen, voneinander wenig unterschiedenen Exemplaren vorhanden sind. Eine solche Pluralität käme nicht vor, wäre die Sammlung nach und nach angelegt und nach Bedarf durch Kauf oder Tausch ergänzt worden und nicht durch Massenraub. „Wir leiden an

embaras de richeß", meint unser gelehrter Cicerone Dr. Muneles, mit dem Gleichklang des französischen „richesse" (Reichtum) und des hebräischen „risches" (Antisemitismus) wortspielend.

Die sakralen Paramente, zweitausendfünfhundert an der Zahl, mußten in eigenen Depots untergebracht werden, denn die Wandflächen der „Klaus" reichten bei weitem nicht aus, dieses Tapetenwerk zu empfangen. Es ist schwer von Brokat und gesponnenem und getriebenem Gold. Noch schwerer wäre es freilich, wenn nicht jeder der Gemeinnützler einige Perlen und Edelsteine herausgebrochen hätte, um mit ihnen die eigene Tasche zu schmücken.

Auf dem Deckel eines Renaissancepokals – er soll dem Hohen Rabbi Löw gehört haben – setzt der junge David verlegen lächelnd seinen Fuß aufs abgeschlagene Haupt Goliaths. Dem nirgends sichtbaren und überall anwesenden Propheten Elias wird in Bechern kredenzt, auf deren Reliefs man sehen kann, wie er lebendigen Leibes – einzige Himmelfahrt eines Lebenden – in den Himmel schwebt. Aus rubinrotem böhmischem Glas sind Kidduschbecher gefertigt, hebräisch beschriftet. Auf einem profanen Trinkglas steht das Wort: Lechajim – Zum Wohle. Den großen Silberkrug der Beerdigungsbrüderschaft umschreitet ein Leichenzug, nicht etwa gemalt oder im Relief, sondern aus lauter zinnsoldatenartig gegossenen Figuren.

So ließ sich denn das Volk, dem verboten war, sich ein Bild zu machen von dem, was im Himmel oben ist oder auf der Erde unten, die untere Hälfte nicht ganz verbieten. Zumeist jedoch tobte es seine bildnerische Leidenschaft in Ornamenten aus.

Selbst ins Widderhorn Schofar, aus dem an bestimmten Stationen des Gottesdienstes gar grelle Töne hervorgequetscht werden, sind Zierate graviert und fehlen auch nicht auf dem Tomahawk, mit dem der Schulklopfer an die Türen der säumigen Gemeindemitglieder trommelt, um sie zum Gottesdienst zu wecken. Synagogensäulen und Hausgeräte, Beschneidungsmesser und Grabsteine, Sammelbüchsen und Devotionalien weisen merkwürdige Mäander auf, darunter auch solche mit Elementen von Hakendovid und Mogenkreuz.

Wunderwerke sind die „Besumim", filigrane oder massive Büchschen für Balsam, Weihrauch und Rosenwasser, die neben einer geflochtenen Kerze auf einer Schüssel liegen. All das braucht die Prinzessin Sabbat, wenn sie am Freitagabend den armseligen Juden besucht, mit ihm eine zärtliche Nacht und einen zärtlichen Tag verschwelgt und ihm, da das Wochenend zu Ende geht, ihre güldene Nardenbüchse reicht.

> Langsam riecht er – will sich laben.
> Es kredenzet die Prinzessin
> Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen.
> Hastig trinkt er, und im Becher
> Bleiben wen'ge Tropfen nur.
> Er besprengt damit den Tisch,
> Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
> Und er tunkt es in die Nässe,
> Daß es knistert und erlischt.

Es bedarf aber nicht Heines Dichterauge, um die Dame zu erblicken. An jedem Freitagabend kehren bei der letzten Strophe des Sabbatliedes alle Beter der Altneu-Synagoge dem heiligen Osten den Rücken, wenden sich der Türe entgegen und machen einen Schritt auf die Eintretende zu. Wie schön die ist! In den Pupillen aller spiegelt sich ihr Bild, und wenn unter ihnen einer wäre, der an der Realität der Besucherin zweifelte, sähe er sie in den Augen der anderen.

Aber wir sind nicht beim Freitagabend-Gottesdienst in der Altneu-Synagoge, wir schreiben einen gewöhnlichen Wochentag und sind im Museum. Vor uns steht ein preußischer Grenadierhelm stramm, der in einen siebenarmigen Leuchter verwandelt ward. Potz Hagel und Schwerenot, solch eine leuchtende Auferstehung hat er sich nicht erträumt, als er Anno Kolin vom Kopf oder mitsamt dem Kopf seines Trägers ins böhmische Schlachtfeld sauste.

Die Bilderrahmen im Museum bilden eine Geschichte für sich, gewissermaßen eine Rahmenerzählung. In welliges Silberblech gespannt, weist ein „Misrach" die Richtung, von wo die Hilfe kommt, wenn Hitler am größten ist. Nicht ferne davon hängt eine goldgerahmte Zeittafel mit mehreren Zifferblättern; sie zeigen aber nicht die Abfahrtszeiten

der Züge nach dem Gelobten Land an, sondern die Stunden der Gottesdienste. Schimmernd und spiegelnd umrahmt, obwohl es sich schamhaft verstecken sollte, prangt ein „Schiwisi". Einstmals schärfte es den jüdischen Volkssängern, die sich außerhalb dieser Tätigkeit als Tempelsänger produzierten, energisch ein, den Altar nicht mit einem Podium zu verwechseln. Sie sollten da oben Worte von sich geben: „Schiwisi – ich lasse vor mir sein das Wort Gottes."

Vor dieser Warnungstafel stehend, sind wir bereits in direkter Nachbarschaft von Gottes literarischem Werk. Der Fromme, der vor die Bundeslade aufgerufen wird, heiligt sich mit einem Dankspruch an den göttlichen Autor, und dann erst beginnt er den Dienst. Unter geziemenden Zeremonien nimmt er dem handgeschriebenen Buch zunächst die prächtige Hülle ab, das Brustschild mit den Symbolen der zwölf Stämme, die Königskrone, die beiden Zepter und die Reichsäpfel, an denen Glöckchen klingen. Hierauf hebt er das Buch, das nunmehr eine pergamentene Rolle ist, der Gemeinde sichtbarlich entgegen, und selbst die mißtrauischen unter den Gläubigen müssen zugeben: „Ja, dieses ist es, das Gesetz."

Aber ... aber kann der Mann, der aus dem Gesetzbuch einen Abschnitt vorlesen wird, kann er nicht fälschen, kann er nicht weglassen? Nein, das kann er nicht! Neben dem Vorleser steht bibelfest ein Revisor und fährt, teils streng kontrollierend, teils milde helfend, mit einem Silbergriffel die heiligen Zeilen entlang. Jener, der vorliest, achtet nur auf die Buchstaben, und der Weise, der mit dem Weiser auf das Weise hinweist, achtet nur auf die Zeilen.

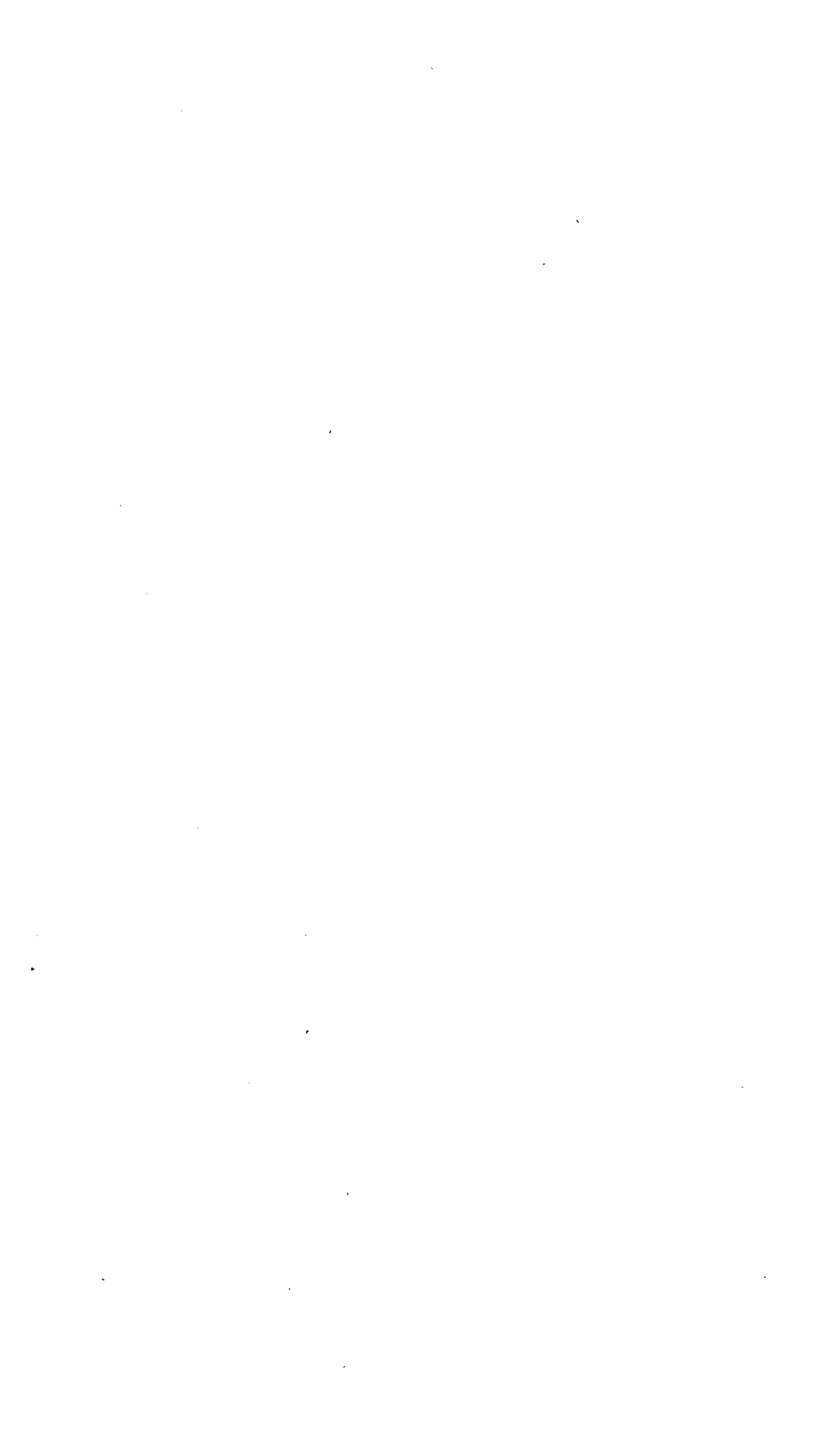
Im Museum aber wird der Griffel zum Subjekt der Beachtung. Viele Griffel sind da. Alle haben die Form einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, alle sind zierlich und verziert, jede Hand auf andere Art. Winzige Finger tragen winzige Ringe aus verschiedenen Epochen, und sogar die Fingernägel scheinen nach unterschiedlichen Moden oder Landessitten manikürt. Und keine Hand ist bloß eine Hand – sie ist Teil eines Arms, sei es eines nackten Arms mit Muskulatur, Knöchel und Ellenbogengelenk, sei es eines bekleideten Arms mit einer feingeklöppelten Spitzenmanschette und gesticktem Ärmel aus mattblinkendem Metall.

Der erhöhte Teil der Halle, der mit dem arabischen Wort „Al memor" bezeichnet wird, war das Sanktuarium der Bibel. Hier stand sie, Lehrerin und Richterin, als unanfechtbar und unfehlbar anerkannt nicht nur von ihrem Volk, sondern auch von Christen, Mohammedanern, von Ketzern und Sektierern.

Dort oben, als Leiche aufgebahrt, sollte sie den künftigen Geschlechtern des tausendjährigen Nazireiches beweisen, welch dominierende Stelle die braunen Sturmkolonnen erstürmten. So blieb sie auf ihrem Platz, während Hitlers Reich neunhundertneunzig Jahre vor Ablauf der tausend Jahre zersprang und verstank wie ein Teufelsfurz.



SPÄTE REPORTAGEN



Punkt ein Uhr wird die Menge totenstill, und durch die kleine Tür betritt, von Gefängniswärtern flankiert, der Delinquent den Hof, aus dem er nicht mehr weggehen wird.

Er geht mit dem ruhigen, sicheren Schritt und in der Haltung vorwärts, die er, wie uns die Angestellten von Pankratz vorher berichtet haben, die ganze Nacht eingeübt hat. „Haltung bewahren ..."

Er hat nur acht solcher stolzen Schritte zu machen. Acht Schritte von der Eingangstür entfernt, an der Ecke des erhöhten Rasens, der den Gefängnishof bis fast zu dem hohen Zellengebäude ausfüllt, sieht der Delinquent den Volksgerichtshof vor sich. Er kennt diese Männer und Frauen, fast drei Monate lang stand er vor ihnen, stand er ihnen Rede, hatte er ihnen Antwort auf ihre Fragen zu geben. Heute wird er keine Fragen hören und keine Antwort geben müssen. Es ist auch keine Hörmuschel da, um ihm in Übersetzung zu vermitteln, was über ihn und zu ihm gesprochen wird.

Der Delinquent kennt die Männer und Frauen, die – heute zum erstenmal im Freien und zum letztenmal überhaupt – vor ihm sitzen. Er kennt sogar den majestätischen, großen Geistlichen, der neben dem Präsidenten sitzt. Delinquent hat ihn vor wenigen Stunden kennengelernt, den Monsignore Týlínek, der in die Zelle kam, um Beichte, geistlichen Trost und Letzte Ölung anzubieten. Der Delinquent hat ihm geantwortet, er sei zwar Theist, also gottesgläubig, aber er lehne dankend ab.

Den anderen Mann neben dem Präsidenten kennt Delinquent nicht und wird ihn auch bei Lebzeiten nicht kennenlernen. Es ist der Vertreter der medizinischen Wissenschaft und wird festzustellen haben, daß Delinquent tot ist.

Nachdem Monsignore Týlínek unverrichteter Dinge die Zelle verlassen hatte, brachte man dem Delinquenten sein

Abendbrot: Eier, Schinken und etwas zu trinken. „Henkerkost", sagte Delinquent sarkastisch und in seiner Muttersprache. Aber es ist kein richtiges Deutsch, er wollte sagen „Henkersmahlzeit", das ist: letztes Essen eines Mannes, den der Henker holt. Das sei hier erwähnt, weil es zu jeder schwankenden und unklaren Politik gehört, schwankend und unklar zu sprechen oder zu schreiben. Die Naziführer konnten nicht einmal Deutsch, am allerwenigsten Hitler.

Während seiner acht Schritte hat Delinquent nur nach vorne geschaut und nicht nach rechts. So hat er auch nicht gesehen, daß er an einem Gerüst vorbeikam. Noch im vorigen Jahr, als er Staatsminister des Deutschen Reiches war, Höherer SS- und Polizeiführer und dergleichen über das Protektorat Böhmen und Mähren, wo er unumschränkt regierte, als er Herr über Leben und Tod war und auch reichlich davon Gebrauch machte, als er noch der glanzvolle Tyrann Karl Hermann Frank war, wurden ihm andere Tribünen gebaut. Hier steht nur ein roh gezimmerter Pflock mit einem eingerammten Haken, nicht einmal ein Querbalken ist da, ohne den man sich einen Galgen gar nicht vorstellen kann. Aber, glaubt es, es ist ein Galgen. Eine Treppe, mehr Leiter als Treppe, führt hinauf, und oben stehen drei junge Männer in schwarzen Uniformen und warten darauf, ihr Amt zu vollstrecken.

Delinquent Karl Hermann Frank steht zum letztenmal vor seinen Richtern und starrt sie mit eingeübter Festigkeit an.

Hinter den Richterstühlen drängt sich eine Menschenmenge, die unübersehbar und unvorstellbar ist. Unvorstellbar, weil die Menge jene Leute in die ersten Reihen vorläßt, welche ersichtlich Naziopfer sind, Anklageschriften in Menschengestalt, Krüppel, Verstümmelte, Männer mit abgerissenem Gesicht. Alle wollen den obersten ihrer Quäler und Mörder sehen, wenn er aus dieser Welt verschwinden wird.

Auch der Scharfrichter ist einer von den Betroffenen und übt – anders als die historischen Scharfrichter in Böhmen, die Mydlář, Pipperger und Wohlschläger – nicht um des Geldes willen sein Amt aus. Ihr Nachfolger Nenáhlo will die Martern rächen, die er und seine Freunde sechs Jahre

lang in Oranienburg und Sachsenhausen erlitten. In schwarzer Uniform harren er und seine beiden Gehilfen auf dem Gerüst . . .

Der Erwartete steht inzwischen vor den Richtern aus dem Volk und hört die vorletzte Formalität an. Seinem letzten Wunsch, ohne Fesseln auf den Galgen geführt zu werden, wurde entsprochen. Auf das Gnadengesuch traf keine Antwort ein.

Der ohnedies kleine Mund Franks verschwindet ganz, der Kopf neigt sich, fällt fast, wird aber sofort hochgerissen, die Füße, die sich's bequem gemacht hatten, klappen von neuem zusammen – Haltung bewahren!

Es wird das „Enunziat" vorgelesen, eigentlich die wortgetreue Wiederholung des Urteils, das der Angeklagte und der Gerichtssaal schon gestern gehört und heute in der Zeitung gelesen haben. Auch deutsch wird es vorgelesen, eigens für den Delinquenten.

Aber den interessiert es nicht, er gibt sich der letzten Nervosität hin. Er zieht nachdenkliche Kreise mit seinem rechten Fuß, er dreht den Kopf nach allen Seiten, schaut auf die Photographen, die rings um ihn knien, um ihn zu knipsen, und auf die riesigen Filmapparate, die von allen Seiten ihre Mündungen auf ihn richten.

Seine Hände spielen unruhig. Auf der Linken trug er noch gestern einen goldenen Ring. Dieser war ihm bei der Einlieferung nach Pankratz abgenommen worden, und seither war es Franks ewig wiederholter Wunsch gewesen, ihn zurückzubekommen. In der Nacht auf gestern hatte ihm sein Anwalt den Ring wiedergegeben, wobei Frank eine große sentimentale Wiedersehensszene aufführte. Auf dem Ring standen die Worte: „Gott schütze dich! Lola, 14. 4. 1940." Heute trägt Frank den Ring nicht mehr . . ., wahrscheinlich hat er den Glauben verloren, daß Gott ihn noch schützen könne.

Der Übersetzer hat die Vorlesung des Enunziats beendet und fragt den Delinquenten, ob er noch etwas bemerken wolle.

Ganz leise, fast unhörbar selbst für uns, die wir unmittelbar neben ihm stehen, flüstert Karl Hermann Frank seine letzten Worte. Sie sind vielleicht als Manifest an die Nach-

welt gedacht oder als Demonstration gegen das Volk gerichtet, das ihn richtet. Aber der Flüsterton straft diese Absicht Lügen.

„Das deutsche Volk", haucht er, „wird leben, auch wenn wir sterben müssen. Es lebe das deutsche Volk, es lebe der deutsche Geist."

Dann gibt der Richter ein Zeichen, Delinquent versteht, macht eine Kehrtwendung und geht wieder acht Schritte. Diesmal zum Galgen. Er steigt die Stufen hinauf und überschaut die Menge.

Damit ist alles aus, was sich berichten läßt.

Dort oben hängt ein Mensch, der, wenn er je einer war, keiner mehr ist.

FRIEDHOF, REICHEND VON INDUSTRIEREVOLUTION ZUM IMPERIALISMUS

Auch dieser Friedhof (nennen wir ihn Nummer zwei) ist längst außer Dienst und trägt demnach das überwuchernd wildromantische Gepräge von Friedhöfen, in denen auch die Toten gestorben sind und keine Besuche mehr empfangen.

Mit seinem Ahnherrn, dem Prager Judenfriedhof schlechthin (wir nennen ihn Nummer eins), kann er sich nicht messen. Nummer eins ist mit Weltruhm bekränzt, über Nummer zwei wurde kaum jemals ein schriftliches Wort verloren; höchstens gegenüber seinem Nachfolger Nummer drei, der noch heute (in der Vorstadt Strasnice) Dienst tut, steht er ehrwürdig da. Örtlich und zeitlich zwischen eins und drei gelegen, könnte er füglich Altneufriedhof genannt sein.

Schon in der apokalyptischen Epoche, als sich nach dem dreißig Jahre lang reitenden Kriegstod die schwarze Pestilenz aufs Pferd schwang, hatten die Prager Juden ihre Seuchenopfer hierher getragen. Ausschließlich solche und ausschließlich en gros. Erst weit später, am 1. Juni 1787, avancierte die Filiale zur Zentrale, und wieder eines Tages – dieser Tag war der 6. Juli 1890 – schloß das Unternehmen seine Pforten ganz.

Zwischen diesen beiden Daten entfaltete sich das kapitalistische Jahrhundert von der industriellen Revolution bis zum Imperialismus, seinem höchsten Stadium, der seinerseits im Faschismus gipfelt.

Fern von hier, im Gettofriedhof (Nummer eins), ruhen Gottesgelehrte und Weltweise, Chronisten und Alchimisten, Apotheker und Ärzte, Märtyrer und Sagenfiguren. Lückenlos sind sie beisammen, und jedem wird auf dem steinernen Partezettel nachgerühmt, daß er fromm und wohltätig war. Manche hatten sich auch in ausländischen Gemeinden und

Lehrstätten Ansehen erworben, und noch nach Generationen pilgerten Wallfahrer hierher, um auf den oder jenen Hügel den üblichen Kieselstein des Gedenkens zu legen. Durch seine Berühmtheiten ist Nummer eins selbst zur Berühmtheit geworden.

Von Nummer zwei aber wissen selbst die Prager nur wenig; kein pietätvolles Steinchen liegt auf den Gräbern. Viel hat mancher hier Begrabene verdient, Nachruhm jedoch kaum. Dafür war nicht die Zeit. Die Zeit war für Maschinenkraft und Mehrwert, Profitrate und Proletenarbeit. Die Eigenschaften von Nummer eins, wie Gelehrsamkeit, Frömmigkeit oder Wohltätigkeit, waren zu unwichtigen, weibischen oder gar lächerlichen Eigenschaften herabgesunken.

Selbstverständlich lebten auch Menschen aus religiöseren Zeitläuften über die Umwälzung hinaus und starben mitten in die neue, hartherzige Weltordnung hinein. Von den achtunddreißigtausend hier vorgenommenen Beerdigungen erregte folgenschweres Aufsehen diejenige eines Greises, von dem zwar Herkunftsort (Sobedruhy bei Teplitz) und Sterbedatum (September 1800) bekannt sind, nicht aber sein Name und sein Grab. Denn er war ein Ketzer. Unter Demonstrationen von Spott und Hohn wurde er aus der Welt der Lebenden hinweggetragen und dem Vergessen preisgegeben. Selbst die staatliche Obrigkeit, die über die Tumulte bei seiner Beerdigung Aktenbogen auf Aktenbogen vollschrieb, eruierte den Namen des bestatteten Urhebers nicht.

Die Ketzerei des Ketzers von Sobedruhy hatte darin bestanden, daß er Anhänger des falschen Messias Jakob Frank war. Dieser Jakob Frank thronte an Gottes Statt zu Offenbach am Main und ließ von dort Verordnungen und Steuerverschreibungen an die Juden Europas ergehen. Franks Gegner aber saßen in Prag: die Rabbiner Fleckeles und Landau. (Auch sie sind unter uns, im Erdreich.) Ihre Stimme wurde urbi et orbi gehört, noch stärker urbi als orbi, und das Prager Getto war durchtobt von Für und Wider. Auf seiten Franks kämpfte die Verzweiflung. Der Messias muß kommen, muß! Wie soll man sonst weiterleben in dieser schmutzigen Enge, bedrängt von Neid und Antisemitismus, von Pest und Ungeziefer.

Das einzige, was ein Jude erwerben durfte, war Geld,

aber was nützt Geld einem Galeerensträfling? Nur wer unermeßlich reich war, konnte sich, ohne Anspruch auf Menschenrecht und Bürgerrecht, das Adelsrecht erkaufen. Wir stehen am Grab eines solchen Adeligen. Auf dem eingemeißelten Wappenschild reißt ein Wolf seinen Rachen weit auf, und ein Adler schwebt über gekröntem Helm. In profaner Wirklichkeit erhob sich die Ahnenburg des Wappenherrn mitnichten auf schroffem Fels, sie stand in der Judengasse des böhmischen Dorfes Breznice; weder Adler noch Wolf streiften in der Nähe, sofern man nicht die Verwandten, Rabbi Moses Adler und Wolf Breznitz, darunter verstehen will. Auch war der Ritter keineswegs als Joachim, sondern mit dem ähnlich klingenden „Chajim" in die Matrikel eingetragen worden.

Schon als Chajim Popper und Lieferant der Warenmanufakturen hatte er so viel verdient, daß er später das Tabakmonopol für das Königreich Böhmen pachten konnte. Merkantilistische Weisheit des Maria-Theresianischen Regimes: einzig dem reichsten Bewerber um Steuereintreibung, Monturenlieferung, Tabakgefäll oder dergleichen wird das Monopol verliehen. Denn so kriegt die Staatskasse das Höchstmaß an Pachtgeld bar auf die Hand und zwingt gleichzeitig den Pächter, aus dem Volk die höchsten Taxen zu pressen.

Joachim von Popper vergaß über den neuen Standesgenossen seine alten Glaubensgenossen nicht, und eine großzügige Heiratsstiftung für arm und reich der Verwandtschaft hielt sein Andenken anderthalb Jahrhunderte wach. Nur einer der Sippe, just jener, der seinem Herzen am nächsten stand, wurde in den Legaten mit keiner Silbe bedacht. Dieser eine, Moses Dobruschka, war die abenteuerliche Figur aus böhmisch-mährischen Landen, die unter dem Namen Junius Frey auf der Szene der Großen Französischen Revolution so unglückselig agiert hat.

Sohn von Salomon Dobruschka, dem Hauptpächter des kaiserlichen Tabakgefälls für die Markgrafschaft Mähren, dem Kollegen und Freund von Joachim Popper, hatte Moses, kaum zwanzigjährig, ein metaphysisches Werk in hebräischer Sprache verfaßt; überschwenglich widmete er es Joachim Popper, dessen Pflegetochter und Nichte Elke er

heiratete. Die Bürstenabzüge waren noch nicht trocken, als er zum Katholizismus übertrat. Er empfing die Namen Franz Thomas Schönfeld, bald darauf den Adelstitel, aber er verlor die Gunst Poppers und das Anrecht auf dieses Erbe. Franz Thomas, Edler von Schönfeld, erstrebte jedoch nicht nur Reichtum, er traute sich zu, des lieben Gottes Statthalter auf Erden zu stürzen und selbst Messias zu werden. So fuhr er nach Offenbach, wo Jakob Frank unter orthodoxen und getauften Juden hofhielt. Der Putsch gelang nicht. Wäre nun Schönfeld reumütig in den Schoß der Prager Gemeinde zurückgekehrt, hätte er noch lange leben und schließlich auf dem Friedhof Nummer zwei die letzte Ruhestätte finden können. Jedoch, er ging nicht nach Prag, er ging als Junius Frey nach Paris, und sowohl der Ketzer von Sobedruhy wie der reiche Popper lebten noch, als Freys guillotinierter Kopf schon neben dem Kopf Ludwigs XVI. auf dem Cimetière Errancis herumlag.

Nach dem Toleranzpatent von 1781 gab es kein Zwangsgetto mehr. Vergeblich versuchten die Nachfolger Josefs II. dessen „Revolution von oben" zu sabotieren – die neuen Handels-, Industrie- und Verkehrsverhältnisse versperrten den Rückweg ins Mittelalter. Die Judenstadt Prags war nur noch ein sozialer Begriff: Stadtteil des Elends. Die begüterten Juden zogen in andere Stadtviertel oder in andere Länder und konnten sich dort begraben lassen nach jeder Fasson oder Konfession. Hinter den Gettomauern verblieben nur die Ärmsten, aber selbst diese nicht länger als lebenslänglich. Nach ihrem Tode wurden sie weggebracht. Nach Nummer zwei.

Gelegentlich kamen sie schon früher hin, als Trauergäste zum Beispiel, und dann staunten sie über so viel Luft und Licht und Grün. Nicht minder staunten sie über die Grabschriften, denn hier trat die von Josef II. verlangte „gerichtsübliche Sprache" in Erscheinung. Während Friedhof Nummer eins nur hebräisch, rein sakral gewesen war, wurde Nummer zwei zweisprachig, nämlich hebräisch und deutsch.

Auf Nummer eins durfte die Oberfläche des Grabes nicht größer sein als der Mensch, der darin lag; nur aus der Architektur des Grabsteins ließ sich ein Unterschied zwischen arm und reich erkennen. Hier aber, auf Nummer

zwei, konnte jeder Tote so viel Bewegungsfreiheit für sich beanspruchen, wie er bezahlte. Manche Gräber sind wahre Fürstengrüfte oder Mausoleen, Lustschlösser oder Altane, und neidisch mochten die Besucher aus dem verfallenen Getto murmeln: „*Die* Leut leben!"

Wir lesen Namen auf überlebensgroßen Grabmälern aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts: Porges-Portheim, Kubinzky, Pribram, Zdekauer, Jerusalem-Salemfels, Dormitzer, Brandeis und Epstein. Pioniere der böhmischen Textilindustrie, wenn auch nicht die ersten. Vor ihnen hatte der Feudaladel seine Leibeigenen und seine Faserpflanzungen ausgebeutet, aber jetzt waren diese Betriebe den Erfordernissen von Technik und Handel nicht mehr gewachsen. Bürgerliche Fachleute wie Leitenberger, Herrgott und Liebig traten auf den Plan und in Prag die Männer mit Betriebskapital, deren Firmentafeln wir auf den Gräbern lesen.

Einstmals, 1844, hatten in ihren Fabriken die ersten mehrfarbig druckenden Kattunautomaten, die „Perrotinen", Stellung gefunden, die mit eisernen Armen die Löhne drückten und mit eisernen Beinen einen Teil der Belegschaft in die Arbeitslosigkeit stießen. Die verbleibenden Menschenkräfte, weitere Lohnverminderungen und Aussperrungen befürchtend, verlangten, daß statt ihrer die Perrotinen entlassen werden. Da dem nicht willfahrt werden konnte, brach am 18. Juni 1844 der erste Maschinensturm des europäischen Kontinents los. In der Vorstadt Smichow wurden die Perrotinen aus dem Fenster gestürzt wie zwei Jahrhunderte vorher die kaiserlichen Statthalter aus der Burg, und in Holešovice warf man die Maschinen in den Moldaufluß wie vier Jahrhunderte vorher den Johann von Nepomuk über das Brückengeländer. Aber was diesmal geschah, war kein Wunder.

Kommandierender der Prager Garnison war Alfred Windischgrätz, ein hochnäsig-näselnder Fürst. Er legte den Arbeitern, die dem Landeschef Erzherzog Stefan ihre Nöte klagen wollten, Bajonette und Gewehre in den Weg. Er lieferte unbewaffneten Eisenbahnarbeitern, die sich auf einem Hungermarsch aus Hloubetin befanden, die blutige Schlacht von Poříč. Er ließ die Kattundrucker zu Hunderten verhaften. Er schickte schußbereite Patrouillen durch Prag. Er stellte

Batterien in der inneren Stadt auf und „lüftete" provokativ die Wyschehrader Kasematten, um Raum für neue Häftlinge zu schaffen. Und schließlich gewann er mit Glorie seinen Krieg gegen die Zivilbevölkerung.

Hatte die Arbeiterschaft, sozialistisch noch unaufgeklärt, das Verbot von Maschinenarbeit verlangt, so fühlte das vormärzliche Kleinbürgertum sogleich den reaktionären Inhalt dieser Forderung heraus und spann ihn weiter. „Ja, die Automaten sind an eurer Not schuld, aber wer hat sie aufgestellt? Niemand anderes als die Juden!"

Jene Kaufleute und Gewerbetreibenden, die aus Konkurrenzangst dafür agitierten, daß den Juden der Handel außerhalb des Gettos untersagt werde, verbreiteten antisemitische Pasquille und Flugblätter und beorderten ihre Gehilfen und Lehrjungen auf den Tandelmarkt. An mehreren Abenden kam es dort zu Plünderungen, Mißhandlungen und Blutvergießen. Gegen wen? Gegen Trödler und Flickschneider. Deren Fabrik waren Tisch und Schemel, ihre Maschinen Nadel und Schere, ihre Produktionsmittel Knöpfe und Zwirn, ihr Rohmaterial abgetragene Kleidungsstücke, ihre Belegschaft zehn Finger. Besonders heftig zogen Flugblätter und Exzedenten gegen die Verkäufer los, deren Zudringlichkeit – ein Nahkampf ums armselige Dasein – als Rasseneigenschaft hingestellt wurde. Mit dem Dutzend jüdischer Fabrikherren, Villenbesitzer und Grüfteinhaber hatte der Tandelmarkt nichts gemein als die Religion. Und selbst die nicht immer.

Nach dem Vormärz kam der März; Barrikaden auf der einen, Kartätschen auf der anderen Seite. Das blutende Prag konzentrierte seinen Haß auf einen einzigen Menschen; alle Reden, alle Flüche, alle Lieder und Karikaturen des tollen Jahrs richteten sich gegen Windischgrätz. Und es ist wie eine Legende, daß fast das einzige Todesopfer der Kaiserlichen die Gattin des Gehaßten war.

An die Barrikadenkämpfer von 1848 wird man auf Friedhof Nummer zwei durch die Gräber ihrer Familien erinnert. Fünf Brüder Jelinek liegen nebeneinander; den sechsten, Max, ließ Kaiser Ferdinand der Gütige in Wien zusammen mit Robert Blum füsilieren. Nahe den Jelineks ruht Primator David Frankl – sein Bruder Ludwig August Frankl,

Dichter des Wiener Sturmlieds „Die Universität", ist an der Donau begraben.

Ein mit verblaßten Zitaten beladener Grabstein („Alle Ehre von der Treue kommt", „Die guten Gedanken kommen aus dem Herzen") gilt dem Achtundvierziger Redner und Schreiber David Kuh (1819–1877). Der hatte in seiner Jugend für eine Verbrüderung der Juden mit den Tschechen gewirkt, aber als sein Versuch an der Ablehnung des tschechischen Führers Karel Havlíček scheiterte, warf sich David Kuh der Deutschtümelei in die Arme. An seinem Grabstein hielt ein studentischer Schreihals namens Karl Hermann Wolf die Trauerrede, jedoch gleich darauf begann dieser Wehklager vom Judengrab für Rassenradau zu agitieren und stieg zum Programmatiker von Sudetendeutschen und Innviertlern auf, deren Weltanschauung sich in Wolfsgeheil äußerte. Ihre Söhne nannten sie meist „Karl Hermann", und einer dieses Wolfspacks, Karl Hermann Frank, wurde später von dem Innviertler Hitler mit dem Amt des Reichsprotektors von Böhmen und Mähren, das heißt mit dem Recht betraut, nach Herzenslust Menschen umzubringen. Und seine Herzenslust war groß.

Aber unser Friedhof Nummer zwei hält noch nicht bei der Nazizeit. Wir sehen nur, wie das private Handelskapital nach und nach zu Grabe getragen wird. Hier ruhen die Privatbanken der Lämmels, der Thorschs, der Eskeles, der Arnsteins, der Königswarter. Vor mehr als sechzig Jahren sind sie von den Großbanken aufgesaugt worden, vom Monopolkapital, und nur in Memoiren aus der Metternichschen Ära stößt man auf ihre Namen. Denn außerhalb ihrer Finanzgeschäfte hatten sie und noch mehr ihre Frauen den Ehrgeiz, sich als Kunstsammler und Mäzene zu betätigen, musikalische und literarische Salons zu bilden.

Fast zufällig entdecken wir den Grabstein eines anderen Joachim Popper und seiner Gattin Esther – ihr Sohn war k. u. k. General, Techniker des kriegerischen Imperialismus. Er, General-Schiffsbauingenieur Siegfried Popper, schuf metallene Festungen und brachte ihnen das Schwimmen bei, konstruierte die modernen Kreuzer der österreichisch-ungarischen Marine, ihre Torpedo- und Unterseeboote, und schließlich legte er den Ozeanen Fesseln an, die

pro Stück zwanzigtausend Tonnen wogen und Dreadnoughts hießen. Als er starb, konnte er nicht mehr heimkehren zu den Eltern; Nummer zwei war seit langem gesperrt. Wo ruht er nun in Frieden, der Konstrukteur des Krieges?

Manchen der in diesem Gottesacker vermoderten Lenden sind, bevor sie vermoderten, Söhne entsprossen, denen im Zeitalter der Monopole eine Rolle zugedacht war, so den Brüdern Petschek, den Alleinherrschern über die Braunkohle Europas. Ihr Kontorhaus in Prag wurde 1939 von der Gestapo zu einer Folterkammer umgestaltet – kaum ein Gebäude in der Menschheitsgeschichte hat so vielen Martern, Morden und Selbstmorden die Mauer gemacht wie dieses. Noch heute spricht man das Wort „Peckarna" mit Schaudern aus, obwohl keine Aufschrift und kein Aktenstück diesen Namen nannte.

Aber die von den Nazis befohlenen Umbenennungen kennt kein Mensch mehr. Der Stadtteil Žižkov, zu dem der Friedhof Nummer zwei gehört, hieß auf den nazistischen Stadtplänen „Veitsberg"; damit sollte der Name des hussitischen Kriegshelden Jan Žižka ausradiert sein. Jedes Gäßchen wurde neu getauft, um eine Zugehörigkeit zum Deutschtum herzustellen. Nur Nummer zwei, der große grüne Fleck im Gau Veitsberg, bekam keinen solchen Namen – für einen böhmischen Judenfriedhof hätte „Germanische Gräberstätte" doch zu wenig gepaßt.

Während der Naziokkupation war der einzige erlaubte Aufenthalt für Juden und Judenkinder der Friedhof Nummer zwei. Im Mai 1945 tauschten viele Nazis mit den Juden flugs den Platz. Tagsüber verbargen sie sich in den Gruftgewölben, nachtsüber sammelten und aßen sie die Blüten der Jasminsträucher, Fliederbüsche und Kastanienbäume, welche im Lauf von hundertfünfzig Jahren hier gepflanzt worden waren. Nach drei Tagen stürmte die aus der Illegalität auftauchende Jungmannschaft eines Sportklubs, ihre weißblaue Fahne mit dem Sechszack entfaltend, den Friedhof ihrer Urgroßeltern. Die Nazis krochen aus den Grüften, schwenkten ihre Taschentücher in den erhobenen Händen und flehten kniend um Gnade.

Ihr Grab ist das letzte auf diesem Friedhof der Juden.

FISCHFANG IM SÜDBÖHMISCHEN SEE

Die Wasserfläche vor mir, die war einmal der Weiher eines Dorfes Stará Hlína, hernach avancierte sie zum Teich, dem Fischteich von Trebon, und schließlich ging sie als See, der Südböhmische See, in die Geographie ein. Jetzt liegt sie vor mir wie einer der Ozeane.

„... wie einer der Ozeane ..." Oder ist sie einer?

So scharf ich auch ausluge, ich sehe kein Ufer, und ein Schiffchen, das eben von dannen fährt, verschwindet allmählich, so daß weder ich noch mein Feldstecher auch nur eine Spur von ihm entdecken. Ich schließe daraus, daß die Erde rund sein muß, und behalte mir eine eingehendere Untersuchung dieser meiner Entdeckung für später vor.

In der Tat: einer der Ozeane. Und er ist mir lieber als die anderen, denn nicht die Natur oder die Götter oder Teufelskräfte haben ihn geschaffen, sondern er ist Menschenwerk.

„Menschenwerk?" fragen die Anrainer des Sees mit ironischem Lächeln.

„Jawohl, Menschenwerk", wiederholen wir betont, „ich habe die Urkunden selbst eingesehen, im Archiv."

„Gut, gut", sagen sie, „der Regent Krčin von Jelčany hat ihn angelegt, aber durchführen konnte er den Bau nicht ohne seinen Pakt mit den Höllenkräften. Wieso könnte er denn sonst noch heute leben, vierhundert Jahre oder mehr."

„Er lebt noch heute?"

„Am Abend können Sie sich ihn anschauen."

„Und wie werde ich ihn erkennen?"

Alle verwundern sich über meine Ahnungslosigkeit. „Sogar im Dunkel kann man ihn erkennen, ja gerade im Dunkel. Steht er doch auf einem zweirädrigen Karren, den sechs Kater ziehen. Die peitscht er und jagt über den See und die Dämme und schaut mit großen Augen nach dem Großen Hecht aus. Aber die Kater haben noch größere Augen als er,

Augen, die größer sind als sie selbst und wie kungelrunde Flammen brennen."

„Haben Sie ihn schon gesehen, Mütterchen?"

„Nu freilich, alle haben wir ihn gesehen, wenn auch natürlich nur von weitem. Aber meine Tante hat ihn ganz aus der Nähe gesehen, wie er einmal ans Ufer steigen wollte, mitten in einem schrecklichen Gewitter."

„Meine Großmutter hat sogar den Großen Hecht gesehen", ruft eine Altersgenossin der ersten.

Die läßt sich's aber nicht gefallen, übertrumpft zu werden. „Niemand hat den Großen Hecht gesehen! Der wohnt in der Mühle von Stará Hlína und schwimmt überhaupt nicht heraus. Deine Großmutter hat einen großen Dreck gesehen."

„Wo ist denn die Mühle von Stará Hlína? Könnte ich da mal hingehen?" frage ich, weil ich Reporter bin.

Die anderen, weil sie keine Reporter sind, lachen noch mehr. Denn da kann niemand hingehen, die Mühle ist ja unten auf dem Grund des Sees, wie das ganze Dorf Stará Hlína. In den alten Häusern legen sich die Zander abends zu Bett, in der Kirche wohnen die Karpfen auf den Betstühlen und auf dem Altar, und im Rathaus beraten die Hechte. Nur der Große Hecht, der haust in der Mühle und geht niemals aus, weil er sich vor dem Regenten fürchtet.

Und da ich nun, aufs Risiko hin, von neuem ausgelacht zu werden, danach frage, wer denn das sei, der Große Hecht, höre ich die ganze Sage, die wohl vierhundertjährig ist, in allerjüngster Vergangenheit jedoch gewisse Variationen erfahren haben muß.

Sie berichtet von einem, der schon bei der Anlage des Fischteichs – 1584 – der größte aller ortsansässigen Hechte war und sprechen konnte, und zwar sehr viel, sehr gern und sehr laut. Es pflegten sich alle Fische mit angehaltenen Kiemen zu sammeln, um ihn sprechen zu hören. Er sprach immerfort, obwohl oder gerade weil er nichts zu sagen hatte. Er entwickelte sein Programm, ein recht hechtisches Programm, bestehend aus einem außenpolitischen und einem innenpolitischen Punkt.

Außenpolitisch: die ganze Welt habe flüssig zu sein, wie sie es schon zur Zeit der Sintflut gewesen; alles Erdreich müsse unter Wasser gesetzt werden.

Innenpolitisch vertrat er eine Rassentheorie, der zufolge die neu zu schaffende Welt den Fischen gehöre, die aber in Rassen und Klassen und Kasten von ungleichem Range geteilt seien. Die niedrigste bestehe aus den Unterfischen, den nicht wehrfähigen Zandern; diese seien eben wegen ihrer Wehrlosigkeit bei jeder Gelegenheit mit der Begründung zu überfallen, daß sie an allem Ungemach die Schuld trügen; ihr Tod sei so qualvoll wie fischmöglich zu gestalten.

Zwischen diesen Unterfischen und den Herrenfischen schwammen in der Theorie des Großen Hechts die Karpfen umher. Einerseits mußten sie die Tagesarbeit leisten, bis ihnen die Gräten krachten, andererseits hatten sie bei den Reden des Großen Hechts und seiner Unterführer die Flossen zum Gruß zu heben und mit dem Schwanz zu wedeln, wann immer sie den Befehl dazu bekamen.

Die Hechte aber galten als der souveräne Teil des souveränen Volkes an sich, und ihnen war die Herrschaft über die verwässerte Welt zugedacht: ein Teich, ein Volk, ein Führer, als welcher unfehlbar und unbeschränkt jener Große Hecht herrschen sollte.

Im Zeichen des Fischkreuzes begann der Aufbruch mit der Vernichtung der Zander und der Zerstörung der Dämme.

Wohl der erste, der dieser Entwicklung mit Mißbehagen zusah und ihr nicht einfach zusah, war der Regent Jacobus Krčin von Jelčany und Sedlčany. Unter dem Titel eines Regenten war er in der Teichgegend bekannt, denn dem eigentlichen Regenten, dem Grafen von Rosenberg, kam es auf einen Titel mehr oder weniger nicht an. Jacobus Krčin von Jelčany und Sedlčany hatte den Rožmbersky-See und eine ganze Reihe anderer Fischteiche im Třebřner Revier angelegt, damit auf dem Schloß zu Hluboka die Tafel seiner Herren, der Berggrafen von der Rose, des Fischbrets nimmermehr ermangle.

Zu diesem Behufe hatte er, die Klagen der Landleute mißachtend, weite Ländereien mit allen Feldern, Gärten, Häusern und Kirchen bedenkenlos ertränkt. Seine Pläne unterschieden sich, insbesondere was die Vereinigung aller Teiche anbelangt, nicht allzusehr von jenen des Großen Hechts; auch er sah die Zukunft der Welt auf dem Wasser begründet, auch er versprach sich vom Zusammenschluß der

Teiche die totale Weltherrschaft. Aber gerade deshalb und weil er der brudermörderischen Bewegung unter dem Fischvolk nicht untätig zusehen konnte, beschloß der Regent Krčin von Jelčany und Sedlčany zu handeln, den Großen Hecht auf seinem eigenen Gebiet zu bekämpfen, gegen ihn zu Wasser zu ziehen.

Bislang hatte der Regent allen Fischfang nur in gemäßigter Weise und je nach Bedarf vollzogen, indem er Angelruten und Netze auswerfen ließ. Nun aber leerte er den ganzen Teich aus, um alle Fische in seine Hand zu bekommen, vor allem jenen maulaufreißerischen Hecht mitsamt seinen Staffeln und Stäben und Standarten.

Alle Schleusen wurden geöffnet und in dem rapid sinkenden Wasserspiegel eine Schwarmlinie von Menschen eingesetzt, welche durch ihren Vormarsch die Fische in ein ungeheures, kilometerlanges Netz scheuchten und dieses an das Ufer zogen.

Dies war gar kein leichtes Beginnen. Die Menschen, schlecht genährte und schlecht gekleidete Leibeigene, hätten es nicht ausgehalten, stundenlang im Eiswasser zu waten, ohne zumindest schwere Schäden an Beinen und inneren Organen zu erleiden. Deswegen stattete der Regent seine Armee mit Uniformen aus oder, besser gesagt: mit wahren Rüstungen. Die Stiefel reichten bis zum Schritt hinauf, die Jacken waren lederne Kürasse mit breitem Koller, und die Kopfbedeckung glich, wenn es auch nicht geradezu Stahlhelme waren, mehr den martialischen Tschakos als den Mützen friedlicher Fischersleute. Die Fischmeister wurden mit grünen Lodenhüten ausstaffiert, auf denen eine Auerhahnfeder schwippte, die in diesen Tälern nicht so leicht zu beschaffen war; aber sie mußte beschafft werden, damit sie dartue, daß der Fischfang ein edles Weidwerk sei wie jedes andere edle Weidwerk auch. Sogar mit einem Hirschfänger wurden die Fischmeister bewehrt, als könnte sich ein Karpfen ebenso wütend auf den Wasserjäger stürzen wie ein Eber auf den Waldjäger.

Die Kette der Treiber mußte in merkwürdig unregelmäßiger Strategie uferwärts vorrücken. War doch an einigen, den Ufern nahe gelegenen Stellen der Teich so seicht, daß er der Treiberkette kaum bis zum Bauch reichte, während nahe

der Mitte das Wasser viel zu tief war, als daß ein Mensch darin hätte stehen können. So bewegte sich denn das Zentrum mit dem Mittelteil des Netzes auf Booten vorwärts, während links und rechts in gleichem Tempo und auf gleicher Höhe das Fußvolk marschierte.

Am Ufer landend, hob man die Beute mit Schöpflöffeln und Bottichen aus dem Netz. Noch im Augenblick der Gefangennahme schlugen und bissen die wehrhaften Hechte um sich, töteten die Angehörigen anderer Rassen und sogar solche ihrer eigenen, sofern diese von schwächerer Konstitution waren.

Zu Zehntausenden lagen, japsten und schnappten nun die bisherigen Inwohner des Sees auf trockenem Land, alle, oder, genauer gesagt, fast alle. Einer fehlte! So fiebernd und so scharf der Regent Jacobus Krčín von Jelčany und Sedlčany auch ausspähte, er konnte jenen einen nicht entdecken. Der mauldrescherische Hecht, dessen Festnahme der Hauptanlaß der ganzen Razzia gewesen war, er glänzte durch Abwesenheit.

Die Menschen, die freilich nichts wissen, erzählen, der Große Hecht habe sich, als er alles verloren sah, mitsamt seiner ihm eben angetrauten Geliebten im kotigen Grund des Teichbodens zu verkriechen versucht und sei dabei auf jämmerliche Weise ums Leben gekommen. Aber der Regent Jacobus Krčín von Jelčany und Sedlčany glaubte nicht an den Tod seines Feindes. Längst hatte er sich zugeschworen, ihm mit eigener Hand die Kiemen durchzuschneiden, und so konnte der Regent auch nach dem Vernichtungsfischfang nicht schlafen, weil er sein Gelübde nicht erfüllt hatte, ja nicht einmal den Beweis dafür besaß, daß der Feind wirklich tot sei.

Von Gewissensbissen und Angst getrieben, ordnete er – vier Jahre waren seit dem ersten Fischfang vergangen – einen zweiten an und, als sich auch diesmal der Große Hecht nicht unter den Gefangenen und Gefallenen vorfand, alle vier Jahre einen neuen Fischzug. Die Beute verringerte sich keineswegs, woraus ersichtlich war, daß sich die Fischbevölkerung alle vier Jahre erneuert. Es fehlten nunmehr die überalterten Fische, die bei der ersten Jagd überwogen hatten und als ungenießbar weggeworfen werden mußten.

Seither gibt es diese Ausleerungen der Třebřner Teiche regelmäßig, wenn auch die Vierjahrintervalle nicht immer genau eingehalten werden konnten, zum Beispiel, wenn Kriege oder Räuberbanden die böhmischen Wälder unsicher machten oder wenn ein Nachahmer des Großen Hechts dessen Methoden unter den Menschen einzuführen versuchte. Dauerten aber auch die Unterbrechungen fünf oder einmal sogar sechs Jahre – im ganzen blieb die große Treibjagd eine reguläre Einrichtung.

Und so, wie sie sich heute abspielt, mag sie etwa die hundertste sein, die in den dreihundertfünfzig Jahren seit des Regenten erstem Rachefeldzug hier stattfindet. Auf dem Damm stehen Tausende und aber Tausende von Landleuten, so wie ihre Ahnen und Urahnen bei der Premiere standen. Die Ahnen und Urahnen erwarteten damals eine besondere Sensation, wollten den gefürchteten Großen Hecht ans Land gezogen und seinem Richter ausgeliefert sehen, der im gleichen Augenblick heranrasen wird auf seinem Karren mit den sechs funkelnden Katern. Darin sahen sie sich zwar getäuscht, aber sie erhielten zum Geschenk etwas von den kleineren Fischen, was sie getrost nach Hause tragen konnten. Und darum sind ihre Nachkommen heute wieder auf dem Damm.

Der Damm ist zehn Meter hoch und mit Eichen bewachsen, deren Wurzelwerk dem Eisengestänge im Beton entspricht. Im See rückt die Schwarmlinie zu Boot und zu Fuß vor. Die Menschen dieser Schwarmlinie sehen aus, als habe sie der Wasserspiegel in die Hälfte geschnitten, nur der Oberkörper marschiert vorwärts, während der Unterleib unsichtbar bleibt, wahrscheinlich ein Fischschwanz, schamhaft im Wasser verborgen.

Die Männer in den Booten halten Zipfel des Netzes, „nevod" genannt, und die Infanterie der Rümpfe desgleichen. Und weil die Menschen und die Schiffe das Netz schleppen und das Netz die Lebewesen des Sees schleppt, kann der Anmarsch nicht anders als schleppend vor sich gehen. Wie von der Zeitlupe geregelt, heben die Wassergänger ein gestiefeltes Knie bis zur Höhe ihres Nabels, schütteln es in kurzem Krampf und setzen es wieder unter Wasser, um das andere gestiefelte Knie zu heben. Nach und nach erkennt

der Beschauer-Laie, was diesen schwerfälligen Gang bewirkt: oben die Last des Netzes, unten der Schlamm, der den Fuß des Fischers nicht loslassen will.

Die Männer im Wasser sind die Bastioneure (baštyři) und Fußgänger (pešáci), keine Sonntagsfischer, die sich etwa nach Einbringung der Beute für vier Jahre aufs Faulbett legen dürfen. Jahraus, jahrein arbeiten sie als Zunft im See, auf der Wacht vor Wilddieben, bei der Fütterung der Fische, bei Beseitigung von Unrat und an der Maschinerie der Schleusen. Heut aber haben sie nichts dergleichen zu tun, heut ist der Tag der Ernte.

Eben landen sie am Fuß des Dammes. Ruckweise wird das Netz hochgezogen, und jeder Ruck bringt eine andere Ladung. Im obersten Stockwerk halten sich die leichten Gesellen, die Luftikusse des Fischgeschlechts. Da zappeln die Schleie (Tinca vulgaris), die Zander und verschiedene Babys, die sich freuen, endlich an die frische Luft zu dürfen – ach, sie ahnen ja nicht, daß für den aufs Trockene kommenden Fisch dieser Begriff das Gegenteil von dem bedeutet, was er für den Menschen bedeutet. Die nächsttiefere Etage, den Mittelstock des Netzes, bewohnt der Karpfen und seinesgleichen (Cyprinidus carpio). Er ist ein gutmütiges, dikkes Wesen mit einem Mund, der das Schmatzen auch dann nicht lassen kann, wenn sich der Menschenmund darauf vorbereitet, ihn geräuschvoll aufzuessen.

So schön wie hier im Netz wird der Karpfen auf dem Weihnachtsmarkt, geschweige denn auf dem Weihnachtstisch nicht mehr erstrahlen. Nein, hier am heimischen Teich erinnert er nicht an die zu erschlagende und zu zerschneidende Marktware, hier erinnert er vielmehr an die aus Edelstahl und Edelgestein geschmiedeten Werke der Renaissancekunstgewerbler, an Benvenuto Cellini vor allem. Noch spiegelt sich im Karpfenwams der Glanz der Seefreiheit, die Schuppen des Panzers sind wie polierte Halbedelsteine (Cyprinidas könnte man sie nach dem Karpfengeschlecht nennen), und über dem ganzen Mosaik glänzt es allüberall von Perlen – den Wassertropfen.

Unten im Parterre des emporsteigenden Netzes halten sich die Hechte auf. Einige von ihnen haben sich aufwärts gerissen, um noch schnell ein paar Gesellen von der Fisch-

rasse totzubeißen, die unentrinnbar und wehrlos im Netz zappeln. Wenn wir schon sterben müssen – so denkt wohl der Hecht in der letzten Phase eines verlorenen Krieges –, dann möge das ganze Geschlecht der Fische zugrunde gehen ...

Aller Fang wird mit Schöpflöffeln aus dem Netz gehoben, in Eimer und Wannen nach Sorten verteilt, auf einer altertümlichen Waage eilig gewogen und durch eine Kette von Frauenhänden dem Damm zu transportiert. Ein primitiver Fahrstuhl führt hinauf zu den Lastautos, in denen die Fische auf dem Landweg davonschwimmen.

Inzwischen wird unten am Uferrand das gleiche Zunftspiel aufgeführt, das man zur Regierungszeit der Rosenberge und Schwarzenberge den gräflichen Damen vorspielte, auf daß die hohen Herrschaften ergötzt würden von der derben Naivität der biederen Fischersleute. Wie mögen die Komtessen gekichert haben, wenn dabei die Lehrburschen in die Gilde aufgenommen wurden und bei dieser Gelegenheit mit einem Ruder den Ritterschlag auf den Arsch gebrummt bekamen.

Heute werden in die alten Knittelverse auch ernste Worte eingefügt; da es sich um den ersten Fischfang in der befreiten Heimat handelt, wird auch der Nazis gedacht, die selbstverständlich auch den Teich unter ihr Protektorat genommen hatten und eine Eisenbahnlinie legten für die prompte Wegschaffung der einheimischen Fische in die Fremde.

Diese Züge führten direktenwegs nach den Ostseehäfen, in denen Millionen von Fischen schwammen; aber die fischgewohnten und hungrigen Menschen dort konnten sie nicht aus ihren Gewässern holen, weil die bösen Minen kein gutes Spiel dazu machten. Die Geleise von Trebon nach Innerböhmen wurden abmontiert – kein böhmischer Karpfen durfte in den Magen eines landsmannschaftlichen Menschen reisen. Die Anrainer des Sees bekamen auch nicht das kleinste Fischchen zugewiesen, und selbst konnten sie sich keines schnappen, weil eine dichte Kette von SS Tag und Nacht hier heldenhaft auf Küstenwache stand.

Um die Zeit, da es mit dem Tausendjährigen Reich zu Ende ging (neunhundertneunzig Jahre zu früh), mußten auch die strammen Fischtruppen gegen Menschen einge-

setzt werden, und die Eichen auf dem Damm wurden gefällt und verheizt. Am totalen Schluß des totalen Krieges warf man noch ein paar Minen und Bomben in den zu verlassenden See, was zum Programmpunkt „Schwächung der Feindsubstanz" gehörte.

Dessen wird im Festspiel und in den Festreden Erwähnung getan, und die Fischersleute nicken bestätigend und sich erinnernd dazu. Und da der Ackerbauminister von der Stärkung der Freundsubstanz spricht, schallt von weit her ein Böllerschuß über das Binnenmeer und bei einigen anderen Stellen seiner Rede abermals Salutschüsse. Sie setzen wie aufs Stichwort ein, und wir forschen nach, auf welche Art von hier aus die Signale an den fernen Kanonier gegeben werden.

Es gibt aber keine Signale und es gibt keine Böller und es gibt keine Kanoniere, sondern es gibt nur alte, auf den Grund gesunkene Minen und Handgranaten, die da explodieren, weil im abschwimmenden Wasser ein Fisch an ihnen schnuppert oder mit der Flosse an sie stößt. Letzte Grüße des Nazismus.

EIN TAG MIT PETR BEZRUČ

Mit der Gastfreundschaft, die in der Provinz selbstverständlich ist, hatten mich die Freunde gestern abend (1. Juli 1947) zu bewegen versucht, noch etwas länger in Zlín zu bleiben. Es war vergebens. Da fiel dem angestrengt arbeitenden Kopf meines Freundes Mach ein, mich zu fragen, ob ich bleiben würde, wenn er mich mit Petr Bezruč zusammenbrächte.

„Dann würde ich allerdings bleiben", sagte ich.

Denn Bezruč kennenzulernen war mein Wunsch von Jugend her. Ich hatte seine „Schlesischen Lieder" verschlungen, sah den Bergmann Petr Ohnehand sich über die Gipfel des Beskidengebirges recken, hörte ihn über die Fördertürme und Hochöfen des Karviner Kohlenlandes hinweg zur Rebellion aufrufen gegen den dort allmächtigen Erzherzog Friedrich, den er Marquis Gero nannte, gegen die Ausbeuter und ihre Gendarmen, gegen die Polen, die Wiener, die Kaufleute von Frydek. Er rief ihre Opfer als Zeugen auf, vor allem Maričká Magdonová, die sich nur durch den Sprung in den Abgrund ihren Feinden zu entziehen vermochte. Petr Bezruč hieß der, der mir die Tür aufstieß in die Welt der sozialen Literatur und mir begreiflich machte, wie sehr das tschechische Volk unterdrückt war. Er wurde mir Schrittmacher zu lebensentscheidender Kunstbetrachtung, die mich nun leicht zu den Skulpturen Constantin Meuniers, zu den Versen Paul Verlaines, zu der Weltanschauung führen mußte, der ich verhaftet blieb.

„Wenn ich mit Petr Bezruč sprechen könnte", antwortete ich also dem Freund Mach, „dann würde ich allerdings bleiben." Habe ich doch Bezruč geliebt, als er ein anonymer Bergarbeiter ohne Namen war, und liebe ihn seither immer noch, obwohl ich bald erfuhr, daß er kein Bergmann sei und einen Namen habe, daß er Vladimir Vašek heiße und auf einem Paketpostamt in Brünn so bescheiden und unauffällig seine Hände rege wie jeder andere Beamte auf einem Paketpostamt in Brünn.

Persönlich hatte ihn von meinen Freunden nur der Lyriker Rudolf Fuchs gekannt, der ihn in den Beskiden aufgesucht hatte, und auch er hatte mir nichts Markantes über unser Ideal zu berichten gewußt. Im Gegenteil, nur die Unauffälligkeit war ihm bei Bezruč aufgefallen, seine Scheu vor Anerkennung oder gar vor der Öffentlichkeit. Das ging so weit, daß Bezruč 1918, als der tschechoslowakische Staat gegründet wurde, aus seinem kleinen Amtszimmer davonlaufen wollte, da sich seine Vorgesetzten mit dem neuen Postminister nahten, um ihn nach seinen Wünschen zu fragen. Schließlich sagte er, er wünsche sich, für einen Tag zum Vorstand des kleinen Postamtes ernannt zu werden, nur für einen einzigen Tag. Als diesem Wunsch willfahrt war, verfügte Bezruč die Entlassung eines Beamten namens Weiß, der sich durch Schikanierung der Tschechen hervorgetan hatte, und ging dann selbst in Pension.

„Wenn ich Bezruč kennenlernen könnte", sagte ich zu Freund Mach, „dann würde ich allerdings bleiben."

Meine Freunde sahen sich etwas unschlüssig an. Sie machten sich nun erst klar, daß meine Bedingung nicht so leicht zu erfüllen war. Bezruč war niemals in Zlín gewesen, lehnte alle Bekanntschaften ab, und man erzählte sich, er und kein anderer sei der wunderliche Mann, den man überall im Gebiet der Haná die Wälder durchstreifen, die Bäche durchwaten und über Gerstenfelder und Hügel schreiten sehe, nie in Begleitung, immer allein. Meine Freunde nahmen also meine Zusage nicht so begeistert auf, wie sie sie gefordert hatten – sie wollten mich nicht durch ein Versprechen zurückhalten, das sie wahrscheinlich nicht erfüllen konnten.

„Ich war schon einmal bei ihm", sagte Mach, „ich habe ihm namens der Arbeiter unseres Betriebes ein Geschenk gebracht, und er war ganz freundlich zu mir."

„Ich war damals mit", sagte Genosse Kijonka, Vorsitzender des Betriebsrats, „und ich könnte mich auf meinen damaligen Besuch berufen. Meint ihr, ich sollte mitgehen?"

Ja, meinen wir, schaden könne es auf keinen Fall. Und so fuhren wir zeitig früh im Auto durch die mährische Landschaft, in der alles hell ist, fast grell, und weit entfernter vom Einfluß der Städte, als es in Böhmen der Fall ist. Wir kamen durch farbige Orte, die ich nur dem Namen nach

kannte. In Přerov pfiffen die Lokomotiven, von denen ich in meiner Schulzeit gelernt hatte, denn Přerov war die wichtigste Umsteigestation in der österreichisch-ungarischen Monarchie gewesen. Wir kamen durch Prostějov, einst Zentrum der Konfektion, und wir kamen nach Dub, von wo eine Gruppe von Genossen einmal nach Berlin gekommen war, um dort gegen den Faschismus zu arbeiten; ich wollte etwas über ihren Verbleib erfahren, erhielt aber keine Auskunft mehr; ich wollte in ein Museum gehen, aber es war geschlossen, und so war es mit einem alten schönen Friedhof. Wir fuhren über Felder und durch Dörfer. Ich dachte an Romane dieser Landschaft, an Marie Ebner-Eschenbach und an J. J. David. Ich fragte, wie weit es nach Brünn sei und nach der Macocha und vieles andere.

In einem Dorf, dessen Gasse breit war, aber von Kot überschwemmt – gestern hatte es gegossen –, sah ich einen langen barfüßigen Mann, der an der Seite eines Hundes längs der Häuser seines Weges ging. Er war etwa sechzig Meter von uns entfernt, als ich ausrief: „Das ist Bezruč!" Mach und Kijonka schüttelten die Köpfe. „Aber woher denn? Das ist doch nicht Bezruč, der sieht ganz anders aus." – „Wie sieht er denn aus?" fragte ich.

„Nun", sagte Mach nachdenklich, während wir an dem Fremden vorbeifuhren, „lang ist er ja, und so wild ist er ja angezogen, aber . . ."

Zuerst hatte ich die Ablehnung meiner Vermutung als bindend empfunden, da ich jedoch sah, daß meine Freunde sie diskutierten, also selbst zweifelten, schlug ich vor, den Fremden anzusprechen. Vergeblich. Wir fuhren weiter und ließen den Mann etwa hundert Schritte hinter uns. Aber da ich in einer schon unsympathischen Weise darauf bestand, ihn zu agnoszieren, hielten meine Freunde achselzuckend an und gingen die hundert Schritte im Kot zurück. Ich blieb etwas hinter ihnen und wollte beobachten, wie der Fremde, insbesondere wenn er Bezruč sein sollte, ihre Annäherung aufnehmen würde.

Der lange barfüßige Mann ging an der Seite seines Hundes, eines Dackels, wie ich nun feststellte, weiter seines Weges die Dorfhäuser entlang. Meine Freunde sprachen zwei oder drei Frauen an, die vor dem Dorfladen standen.

Da bemerkte ich, wie der Fremde über die Achsel nach ihnen hinschaute und dann seinen Schritt beschleunigte. Nun war ich sicher, daß er der Gesuchte sei, und diese Auskunft hatten wohl auch meine Freunde erhalten, denn sie gingen auf ihn zu.

Als ich sah, daß sie einander die Hand schüttelten, trat auch ich hinzu, ohne mich vorzustellen, und wurde auch so begrüßt, als wäre ich eben ein dritter vom Betriebsrat. Meine Freunde begannen das Gespräch mit der Frage, ob er mit den Schuhen zufrieden sei, die sie ihm im Vorjahr gebracht hatten, ob er nicht neue brauche.

„Aber woher denn!" Das waren die ersten Worte, die ich von Petr Bezruč hörte. „Aber woher denn, die habe ich ja noch gar nicht angehabt. Ich muß zuerst meine alten Schuhe abtragen, die sind doch noch ganz gut", und er hob die Füße, um das zu zeigen. Nun sah ich, daß er gar nicht barfuß war. Er trug Sandalen, sie waren ganz hell und mit Kot bespritzt.

„Und Ihr Hut?" fragte ich, und das waren die ersten Worte, die ich an Petr Bezruč richtete. „Was ist's mit Ihrem Hut? Sind Sie jetzt ein Jäger geworden?"

„Mit meinem Hut ist das so", sagte er. „Er hat meinem Bruder gehört, der ist vor zwanzig Jahren gestorben, und seither trage ich ihn. Bis zu meinem Tod wird er schon aushalten."

„Nun, Meister, Sie werden ja jetzt erst achtzig. Das wird eine anstrengende Zeit für Sie sein, die Feierlichkeiten und alles mögliche."

„Ja, ja", sagte er, „aber mich geht das nichts an. Ich habe schon alles organisiert. Ich kenne einen Förster, der hat ein Hegerhaus irgendwo im Wald, wo niemand hinkommt. Dort werde ich meinen Geburtstag verbringen. Und er stellt einen Heger hin, der schießen wird, wenn sich jemand nähert, das hat mir der Förster versprochen. So", er reichte uns die Hand zum Abschied, „leider habe ich keine Zeit. Ich muß zum Verschönerer gehn."

„Wohin, Meister?"

„Zum Verschönerer. Er soll mich rasieren und mir die Haare schneiden."

„Dürfen wir Sie begleiten, Meister?"

Er lachte, als ob ihm jemand den Antrag gestellt hätte, mit ihm auf den Nordpol zu gehen. „Aber mein Verschönerer ist gar nicht hier in Kostelec, der ist in einem ganz anderen Ort, in Bilovice."

„Können wir Sie nicht hinfahren?"

„Im Auto?"

„Ja."

„Oh, das wäre sehr schön." Er scheint überwältigt von der Aussicht, im Auto zu fahren. Wenn wir uns bloß nicht die Einladung überlegen! Und als wolle er uns beruhigen, daß er den Wagen nicht zu lange in Anspruch nehmen werde, fügt er hinzu: „Wissen Sie, Bilovice ist gar nicht weit, eigentlich grenzt es direkt an Kostelec. Der Verschönerer ist früher in Kostelec gewesen. Er war Gehilfe beim hiesigen Verschönerer und hat sich eines Tages ein Häuschen in Bilovice gekauft; da habe ich ihm versprochen, sein Kunde zu bleiben, und seit der Zeit gehe ich jede Woche zu ihm. Mikšanek heißt er, Antonin Mikšanek. Heute lasse ich mir die Haare schneiden."

Inzwischen ist er eingestiegen und mit ihm, weit weniger zaghaft, sein Dackel, den Petr Bezruč als „Don" vorstellt. Wir fahren nach Bilovice, eine Strecke von etwa zwei Minuten. Unterwegs erzählt uns Bezruč auf unsere Frage, ob er im Dorf wegen seiner Prominenz belästigt werde, daß ihn hier niemand kenne, wenigstens nicht als Bezruč, nur als Postrat Vašek.

Der Verschönerer Antonin Mikšanek ist nicht zu Hause, aber jemand läuft aufs Feld, um ihn zu holen. Gleich werde er dasein. Die Dorfjugend steht um unseren Wagen herum, und die kleinen Mädchen spielen mit dem Hund.

„Weißt du, wer das ist?" frage ich eine Vierjährige und zeige auf Bezruč, der mit dem Dackel vor dem Wagen wartet. „Ja", sagt die Kleine, „das weiß ich ganz genau." – „Wie heißt er denn?" – „Er heißt Doniček." Sie meint den kleinen Don, den Dackel. Bezruč schüttelt sich vor Lachen: „Da sehen Sie's, der Doniček ist populär, ich Gott sei Dank nicht."

Herr Mikšanek ist vom Feld zurück, und seine Frau bringt für jeden von uns eine Schüssel mit Kirschen, die sie inzwischen gepflückt hat. Solche Kirschen gibt's nirgends,

sie sind groß wie Kastanien und schmecken wie Griotte. Bezruč wird rasiert und kahlgeschnitten, wobei er die Augen geschlossen hält, als lasse er eine schmerzhafte Operation über sich ergehen. Natürlich spricht er kein Wort.

Da alles vorbei ist, fragen wir ihn, ob er nicht mit uns nach Zlín fahren wolle. Er nickt: „Ich habe mir schon lange gewünscht, mir einmal Zlín anzuschauen. Wenn Sie mich mitnehmen, gern. Aber ich muß mich erst umziehen, so wie ein Vagabund kann ich ja nicht nach Zlín fahren."

„Gut, Meister Bezruč, wir bringen Sie nach Hause, Sie ziehen sich um und fahren mit uns."

„Ja, aber Sie müssen mir etwas versprechen: Kein Mensch darf erfahren, wer ich bin, niemand darf mich photographieren, das wäre schrecklich für mich."

Wir versprechen es und fahren nach Kostelec zurück. Dort öffnet er uns die Tür zu einem soliden Haus, das letzte des Ortes, der Mühle gegenüber. Im Flur dieses Hauses begrüßt uns ein älterer Herr, Dr. Pírek mit Namen, Mittelschullehrer außer Dienst. Er lebt hier mit Bezruč zusammen, der ihn im weiteren Gespräch nur „muj hostitel" – „mein Gastgeber" – nennt.

Wir stellen uns vor, und als ich meinen Namen sage, fragt Dr. Pírek, ob ich der Schriftsteller sei. „Natürlich", antwortet für mich Bezruč, dem ich mich bisher noch nicht vorgestellt hatte, „natürlich, das ist Herr Egon Ernst Kisch, der Verfasser von ‚Himmelfahrt der Galgentoni', von ‚Mädchenhirt' und ‚Der Fall des Generalstabschefs Redl'." Er nennt alle Titel in deutscher Sprache, wahrscheinlich hat er sie gelesen, ehe sie tschechisch erschienen waren.

Während Bezruč sich im Nebenzimmer umkleidet, sitzen wir in einem Raum, der wohl mehr Dr. Pírek als Bezruč gehört. An der Wand hängt ein gezeichnetes Porträt von Bezruč. „Als er im Alter von einundzwanzig Jahren schwerkrank und aufgegeben war, willigte er ein, sich zeichnen zu lassen. Seit damals hat er sich nie mehr malen oder photographieren lassen", sagt Dr. Pírek.

Bezruč kommt in einem dunklen Anzug zurück, dem man ansieht, daß er aus einem Frauenstoff gemacht ist, der früher großgeblümt war und dann blau gefärbt wurde. Man erkennt die Blumen noch immer genau. Er bringt uns dreien

als Gastgeschenk je ein Büchlein mit, eigentlich nur ein einseitiges Gedicht mit dem Titel „Zapfen", das die Witwe des von den Nazis hingerichteten Buchhändlers Šmahel in Jaromeř herausgegeben hat. Außerdem enthält es einen Linoleumschnitt und das Faksimile eines Briefes von Bezruč an die Herausgeberin. Auf jedem der drei Exemplare, die uns Bezruč gibt, steht eine Widmung. „Ihre zwei Vornamen habe ich nachsehen müssen", sagt er, „ich war nicht sicher, ob Ihr zweiter Name Erwin oder Ernst ist. Ich interessiere mich schon sehr lange für Sie. So, und jetzt können wir fahren, im Automobil nach Zlín. Aber, bitte, niemand wird mich photographieren, nicht wahr? Sie versprechen es mir, ja?"

Wir fahren über Ebene und Ebene. Bezruč ist ziemlich schweigsam. In Zlín wandern wir durch die Werkstätten der Schuhfabrik, und er kann nicht genug bekommen von Schauen und Staunen. Jemand von der Filmabteilung kommt und fragt, ob ich (für den Ahnungslosen bin *ich* der berühmte Gast) mir nicht die neuesten Bata-Filme ansehen wolle. Wir geben die Frage an den weiter, der wirklich der berühmte Gast ist. Der ist ganz verwirrt. „Einen Film? Nun gut – ich habe noch nie einen Film gesehen."

So gehen wir in den Vorführungsraum und sehen Kurzfilme. Einen, der die Gummiverarbeitung zeigt, und einen Kinderfilm, „Revolution der Puppen". Zwei andere Trickfilme, deren Held – eine humoristische Figur namens „Herr Prokouk" – an der Aufbauarbeit der Tschechoslowakei immer etwas zu nörgeln hat und schließlich eines Besseren belehrt wird. Bezruč lacht, lacht, selbst an den naivsten Stellen, und lacht noch immer, als der Film schon zu Ende ist. Dann läuft er ängstlich die Treppe hinab, als fürchte er, daß in dieser geheimnisvollen Photographieranstalt ihn noch jemand erspähen und aus dem Hinterhalt photographieren könne.

Wir gehen ins Spolačenský dům, wo ein Restaurationszimmer für uns aufgeschlossen wird, Bezruč studiert die Weinkarte, fragt bei jeder Sorte, woher sie bezogen und von welcher Art sie ist. Dabei trinkt er herzhaft von dem Wein, der auf dem Tisch steht, nennt den Jahrgang und erzählt, welches Wetter in jedem Jahr die Sorte beeinflußt hat. Da wir vom Dichter S. K. Neumann sprechen, dessen

Tod heute gemeldet wurde, fügt Bezruč den Worten seines Schmerzes den Satz hinzu: „Er hat viel von Wein verstanden und ihn sehr gern getrunken, wie jeder echte Kerl."

Sonst ist in den langen Gesprächen mit ihm nichts so bemerkenswert wie seine Menschenscheu, eine geradezu panische Menschenscheu. Wenn er auf eine Frage antwortet, dreht er den Kopf um neunzig Grad vom Fragenden weg, gibt die Antwort gleichsam in den leeren Raum; sehr gemessen, die Sprache ist halb kanakisch, halb geziert.

Der Kellner, ein gewitzter Prager, hat längst heraus, wer unser Gast ist. Ohne ein Wort zu sagen, hat er sich für einen Augenblick entfernt und kommt mit einem Exemplar der „Schlesischen Lieder" zurück. „Meister", sagt er, „ich habe zwei Kinder und möchte ihnen gern Ihr Buch mit Ihrem Autogramm schenken. Würden Sie mir's unterschreiben, Meister?" – „Sind es Knaben oder Mädchen?" – „Ein Knabe und ein Mädchen!" – „Wollen Sie es für den Knaben oder für das Mädchen, das müssen Sie mir sagen." Der Kellner entscheidet sich für den Sohn, und Bezruč schreibt einen Denkspruch in das Buch: „Bud synáček, zdárny, potom jinoch švarny a nebude tvuj život marny." – „Sei, mein Sohn, bemüht, bestrebt, als Jüngling fest und stramm, dann hast du nicht umsonst gelebt."

Der Kellner verschwindet, und Bezruč sitzt finster da. Dann dreht er den Kopf im rechten Winkel von uns ab und sagt: „Jemand von euch muß es dem Ganymed verraten haben." Er sagt wirklich „Ganymed".

Ich frage ihn, ob er jemals in Prag gelebt habe. Er ist ganz erstaunt: „Natürlich war ich in Prag, wissen Sie das denn nicht?"

Habe ich einen Fauxpas gemacht? Vielleicht war er vor ein paar Tagen in Prag, offiziell begrüßt und von der Bevölkerung bejubelt – und ich weiß nichts davon!

„Ich war doch bei der Ausstellung!" sagt Bezruč.

Meine Verlegenheit steigt. Wahrscheinlich ist in Prag eben eine Bezruč-Ausstellung eröffnet worden mit Darstellungen seines Werks und der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Schlesiens und der Beskiden. Vorsichtig frage ich nach der Ausstellung. „Die ethnographische natür-

lich," sagt Bezruč. „Die von 1895?" fragte ich schüchtern. „Ja, die ethnographische Ausstellung von 1895."

Also hat Bezruč tatsächlich von etwas gesprochen, was zweiundfünfzig Jahre zurückliegt. Aus seiner Prager Zeit erwähnt er ein Jugenderlebnis. Er hatte erfahren, daß in einem kleinen Wirtshaus in Vinohrady Svatopluk Čech jeden Abend sein Bier trinke, Svatopluk Čech, schon damals Klassiker und Freiheitssänger des tschechischen Volkes. Jung Bezruč war ganz berauscht von dem Gedanken, Svatopluk Čech dort sehen zu können, und sein Wunsch wurde zur Manie. Eines Tages ging er wirklich in den Ausschank, bestellte an der Theke ein Glas Bier und blieb erregt dort stehen, bis Svatopluk Čech eintrat. „Viel habe ich nicht von ihm gesehen", erzählt mir heute der junge Mann von damals. „Er saß abgekehrt von der Theke, und ich traute mich nicht, zu unverschämt hinüberzuschauen. Aber ich habe es bis heute nicht vergessen."

„Sehen Sie, Meister", werfe ich ein, „ich habe Sie heute in den Werkstätten von Zlín gefragt, ob Sie etwas dagegen hätten, wenn ich der dort anwesenden Schülerdelegation verriete, wer Sie seien." – „Und ich habe geantwortet, ich würde auf der Stelle sterben." – „Ja, Meister, das haben Sie geantwortet, und darum habe ich's den Kindern nicht gesagt. Aber stellen Sie sich vor, daß Sie diesen Kindern für ihr ganzes Leben den gleichen Eindruck hätten geben können, wie Sie ihn von Svatopluk Čech empfingen. Wäre das nicht ein paar Minuten Verlegenheit wert?" – „Ich kann es einfach nicht. Ich würde wirklich krank werden."

Ich frage ihn, ob er S. K. Neumann persönlich gekannt habe. „Wie man's nimmt", sagt er, „er hat mir oft geschrieben, und ich war sehr froh darüber, weil ich ihn als Dichter liebte und als einen Feind des damaligen Staates. Zu jener Zeit war er Redakteur der ‚Lidové Noviny' in Brünn und fuhr täglich elf Uhr nachts mit dem Zug IV nach Bilovice. Das ist ein anderes Bilovice als das, wo wir heute vormittag beim Verschönerer waren. Neumann hatte dort ein Häuschen. In Brünn wartete er allabendlich auf dem Perron, manchmal zehn Minuten, manchmal länger. Manchmal kam er auch im letzten Moment, und ich hatte schon Angst, er werde den Zug versäumen. Wenn er aber rechtzeitig kam,

so stellte er sich zu dem Karren mit den eingeschriebenen Sendungen, die ich zu überwachen hatte, bis sie aufgeladen waren. Da standen wir dann beide beieinander. Ich wußte genau, wer er war, er aber hatte keine Ahnung, wer ich war." – „Warum haben Sie sich ihm nicht vorgestellt?" – „Ich? Was konnte ihn ein Mann interessieren, der auf dem Bahnhof die Rekommandos zählt?"

So erzählt Petr Bezruč, wenn auch mit abgewandtem Gesicht und mit nervös zuckenden Augen, allerhand Episoden. Nur auf Fragen antwortet er ungern, besonders auf Fragen, die sich auf sein Werk beziehen. Ich komme zu der Ansicht, daß er nicht mit Bezruč identisch sein will, daß er es geradezu pathologisch fürchtet, als jener Mann agnosziert zu werden, der den unsühnbaren Frevel begangen und sich erkühnt hat, die „Schlesischen Lieder" zu schreiben. Oder empfindet er es als körperlich schmerzhaft, für etwas gefeiert zu werden, was er vor mehr als einem halben Jahrhundert getan? Jedenfalls ist seine Scheu geradezu altjüngferlich, und seine Angst grenzt an Verfolgungswahn.

Ich frage ihn zum Beispiel nach seinem Kaktusgedicht, das mich im Kaktusland, aus dem ich vor kurzem nach Europa zurückgekehrt bin, sehr beschäftigt hatte. „Wer ist der Mann, Meister", frage ich, „der wie ein Kaktus einmal in seinem Leben rot aufblühte und nie mehr wieder?"

Ich möchte von ihm hören, daß er vor grauer Zeit sein eigenes Schicksal in diesen Verszeilen vorausgesagt hat. Aber Bezruč sagt nur, es sei die Antwort auf eine gereimte Botanik von Čelakovsky, der die Rose als ein Geschenk des Himmels und den Kaktus als ein Geschenk der Hölle bezeichnet habe. „Wissen Sie, da wollte ich einfach den Kaktus in Schutz nehmen." Und er dreht mir den Kopf zu, was bedeutet, daß seine Auskunft zu Ende sei.

Selbstverständlich respektiere ich seine Scheu, so gut es geht, wenn ich auch gerne etwas über seine politische Einstellung erfahren möchte.

„Lesen Sie Zeitungen, Meister?" – „Ja", sagt er, „ich lese täglich Zeitung." – „Welche?" frage ich so harmlos wie möglich.

„Mein Gastfreund und ich haben zusammen die ‚Lidové Noviny' abonniert, die heißen jetzt ‚Svobodné Noviny', und

wir lesen sie täglich. Nur schreiben kann ich nicht mehr so viel. Ich hab nämlich Ischias, im Fuß etwas stärker, aber auch in der Hand."

Gelegentlich frage ich ihn, ob er sich nicht gern Rußland anschauen möchte. „Ach", sagt er, „ich möchte nicht mehr aus Mähren weg. Ich bin schon zu alt. Außerdem weiß ich nicht, wie mir's dort erginge. Vielleicht würde es mir so ergehen wie Sostschenko oder dem Tichonow." Und er wendet mir wieder den Kopf zu, als habe er schon zuviel gesagt.

Wir verabschieden uns bald voneinander, und ich gehe nach Hause, um dieses Protokoll niederzuschreiben, um mich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob mein heutiger Bekannter wirklich Petr Bezruč war, das Ideal von Zehntausenden, darunter auch von mir. Habe ich heute mit ihm auch nur ein Wort erlebt, das ein Beitrag zu seinem Werk war?

Ich nehme das Büchlein zur Hand, das er mir geschenkt. Wie ein Kriminalist lese ich das Gedicht, möchte eruieren, ob Petr Bezruč nicht ein Plagiator ist, nicht jemand, der den wirklichen Petr Bezruč abgeschrieben hat. Das Gedicht ist ohne Zweifel ein soziales Gedicht, eine primitivistische Ballade, im Ichton, geschrieben in einfachen, schmucklosen Worten, genauso wie es die „Schlesischen Lieder" sind. Aber von Aufruf und Empörung, von Flamme und Alarm ist kein Schein und kein Ton zu entdecken. Der Mann, der dieses Gedicht schrieb, ist ganz und gar der Mann, mit dem ich heute beisammen war. Es lautet:

Šišky

Když tatíček náš, uštván „vědci",
opustil, pero v ruce, svět,
maminka měla malou pensi
a děti šest pod čtrnáct let.

Když v les jsme zašli, mládež prudce
od stromu k stromu lítala,
maminka měla košík v ruce
a šišky cestou sbírala.

A když dnes časem kroky řídím
tam, kde pták v háji ozve se,
chudobné robky s dětmi vidím
sbírati šišky po lese.

A tu nade mnou, kdesi z výšky,
klas nezapomenutý zní,
(Maminky zhaslě hlásek tklivý,
nesmělý, tichý, starostlivý):
sbírejte, děti moje šišky,
nemáme dřívi k topení.

KARL MARX IN KARLSBAD

In Karlsbad herrscht Hochbetrieb. Was nicht in Baden-Baden ist, hat hier zur Stelle zu sein. Die wundertätigen heißen Wässer spielen eine Nebenrolle. Weit wichtigere Gründe verpflichten dazu, die Saison hier zu verbringen.

Könige, die für ein paar Wochen vom Hof befreit sein wollen, kommen hierher, um den Hof versammelt zu finden. Wer vorgibt oder erstrebt „dazuzugehören", ist hier zur Stelle, Fürsten, Minister, Adelige, Hoflieferanten, Kammersänger, Ordensjäger, Glücksritter, Spione und Kokotten.

Jedermann will Verbindungen anknüpfen oder noble Bekanntschaften, will von sich reden machen, in der Zeitung stehen oder sonstwie wichtig erscheinen.

Jedermann? Nicht jedermann. Der, von dem wir hier sprechen werden, will just das Gegenteil.

Seinen ersten Kuraufenthalt begann er damit, sich möglichst zu tarnen. Er hat sich als Charles Marx, Privatier aus London, angemeldet, obwohl oder weil ihn die Welt als Karl Marx aus Deutschland kennt, als das Gegenteil eines Privatiers. Der Versuch kommt ihm teuer zu stehen: Laut Vorschrift haben Privatiers eine doppelt so hohe Kurtaxe zu entrichten wie Angehörige anderer Berufe. Dabei fällt es dem Privatier Charles Marx wohl weitaus schwerer, die Kurtaxe zu bezahlen, als anderen Badegästen.

Marx war es ohnehin nicht leicht geworden, hierherzukommen. Bereits viereinhalb Jahre vorher hat sich sein Arzt, Dr. Eduard Gumpert in Manchester, äußerst besorgt über seinen Gesundheitszustand gezeigt. Zuerst hatte er dem schwierigen Patienten – Marx pflegte sein Leben lang Tag und Nacht zu arbeiten – nur die Arbeitszeit beschränkt und ihm den englischen Kurort Harrogate empfohlen. Aber der Aufenthalt dort half nichts, und so verordnete Dr. Gumpert dem Patienten Karlsbad.

Friedrich Engels, mit dem Marx die klassische Freundschaft des modernen Geisteslebens verbindet, beschwört

ihn schon am 6. Juli 1870, die Reise nach Karlsbad zu unternehmen, und bietet ihm vierzig Pfund Sterling zur Deckung der Reisespesen an. Die Kur sei unbedingt nötig, „selbst wenn Du dem Kugelmann und seiner Gluthitze dabei nicht ganz entgehst". Engels rät ihm also, sich über eine Unannehmlichkeit hinwegzusetzen, für die noch gar kein Anhaltspunkt besteht: Dr. Ludwig Kugelmann ist ein leidenschaftlicher Anhänger von Marx. Erst vier Jahre später, kaum daß Marx den Boden Karlsbads betritt, wird der von Engels vorausgesagte Zusammenstoß erfolgen.

Engels redet mit Engelszungen, um dem Freund die Karlsbader Quellen schmackhaft zu machen. Er berichtet von seinem Geschäftskollegen Charles Roesgen, einem ehemaligen Kurgast von Karlsbad, den er interpelliert habe. Es sei nicht teuer dort, weil die Beachtung der Badevorschriften gar keine Gelegenheit lasse, Geld auszugeben. Die Kur habe Roesgen „für seine Leber (die gegen die Deinige kerngesund ist) sehr gut getan, er sieht zwar etwas magerer, aber viel gesunder aus". Auch mit Gesellschaft versucht Engels den Freund in die böhmischen Wälder zu locken. Außer Kugelmann würden sich wohl noch andere interessante Leberkranke finden. Mit der Badereise könne Marx den längst notwendigen Abstecher zu Otto Meißner, dem Verleger des „Kapitals", verbinden – als ob Hamburg gleich neben Karlsbad läge. „Also entschließ Dich kurz und spring mit geschlossenen Augen in den Karlsbader Sprudel und die gleichwarme Bewunderung Kugelmanns."

Vier Jahre – Jahre, in denen sich Marx' Zustand ständig verschlimmert – dauert es, bis Marx den ihm angeratenen „kurzen Entschluß" faßt.

Daß der so Kranke nicht sogleich in das ihm als einzige Rettung empfohlene Karlsbad fahren kann, daran sind schuld: erstens seine wissenschaftliche Arbeit, vor allem die für die französische Ausgabe zu besorgende Umarbeitung des „Kapital"; zweitens die Befürchtung, daß ihm die Polizei das Reiseziel verschließen könnte, nachdem er das Reisegeld schon ausgegeben; diese Befürchtung ist in der Weltlage begründet. Die Pariser Kommune, das Attentat auf Bismarck – in allem wittert die Polizei die Hand der Internationalen Arbeiter-Assoziation oder behauptet, sie zu wittern. Marx

charakterisiert die Hetze: „... es herrscht offenbar in Europa allgemeines Bestreben, die Internationale wieder forchterlich zu machen." Bei einem Prozeß in Wien wird als erschwerendes Moment gegen einen Angeschuldigten gewertet, daß er eine Photographie von Karl Marx nach London gesandt habe.

Die dritte Schwierigkeit – und wahrscheinlich nicht die kleinste – ist der Geldmangel. Kaum jemals ist ein Mann von solcher öffentlichen Wirkung, von solchem Einfluß auf die Ereignisse der Welt derart von Not verfolgt gewesen wie Karl Marx. Er, den die Mächtigen Europas für sich zu gewinnen versuchen oder vernichten wollen, er, auf den die Arbeiter und alle fortschrittlichen Geister wie auf einen Messias blicken – er leidet qualvolle Not. Qualvolle Not sein Leben lang. Obwohl sich Engels dem „hündischen Kommerz" ergibt, um Marx einigermaßen über Wasser zu halten, kann er die Schicksalsschläge nicht abwehren, die der mangelnde Mammon dem Freund versetzt. Um heute die Hausmiete zu bezahlen, morgen die Steuer, übermorgen den Milchmann und den Arzt, das Schulgeld für die Kinder, einen Sarg für den Enkel, muß Marx seinen Anzug, ein Kleid seiner Frau, die Schuhe der Kinder und der treuen Hausgenossin Lenchen Demuth ins Versatzamt tragen. Klagen drohen und Exmittierungsbefehle, Gas und Wasser werden ihm gesperrt, er hat kein Papier, um am „Kapital" weiterzuschreiben.

Als es jedoch heißt, seine schwer erkrankte Tochter nach Karlsbad zu begleiten, können ihn weder Polizeischrecken noch Geldmangel an dieser Fahrt hindern. Unabhängig von Dr. Gumpert in Manchester, der Marx die Karlsbader Kur verordnete, hat ein anderer, ein schottischer Arzt aus Harrogate mit dem „wohlriechenden Namen" Dr. Myrtle der Marx-Tochter Tussy recte Eleanor die Karlsbader Kur empfohlen. Ihre Leiden sind von ganz anderer Art als die des Vaters und die Kurmethode ebenfalls, aber beiden kann nur Karlsbad helfen.

Zum Quartiermacher in Karlsbad wird Kugelmann ausersehen, der dort Stammgast ist.

An ihn ergeht die Ankündigung der Abreise aus England und der voraussichtlichen Ankunft am bestimmten Ort.

Weder der Absender noch der Empfänger ahnen, daß dieses Briefchen das letzte einer Korrespondenz sein wird, die zwölf Jahre gewährt hat.

10. August 1874

Lieber Kugelmann,

Ich kann nicht von hier abreisen vor dem 15. August (Sonnabend) und werde wohl 4 Tage bis zum Bestimmungsort brauchen, da ich Tussy nicht zu viel anstrengen darf.

Salut

Dein K. M.

Wir haben die vergilbten Karlsbader Kurlisten von 1874 eingesehen. Die Ausgabe Nr. 220 beginnt mit dem Namen Marx, aber es ist nur ein Namensvetter des unsrigen. (Der unsrige wird sich später darüber lustig machen, daß dieser andere Marx fast immer gleichzeitig mit ihm in Karlsbad eintrifft.) Wir lesen: Herr Wilhelm Marx, k. k. Polizei-Präsident mit Gemahlin Louise aus Wien; Ankunft 6. August. Wohnung: „Union", Gartenzeile. – Unmittelbar unter dem längst vergessenen Namen des Polizeigewaltigen von Österreich steht ein unvergessener Name: Herr Iwan Turgenjew, Schriftsteller aus Rußland; Wohnung: „König von England", Schloßplatz. Alsbald werden wir auf diesem Schloßplatz auch Karl Marx eingemietet finden; aber die beiden berühmten Nachbarn, die einander täglich in die Fenster gucken und sich dem Namen nach kennen, erwähnen nirgends, sich in Karlsbad getroffen zu haben.

Kugelmann ist nach Erhalt des letzten Marxschen Billetts sofort aus Hannover abgereist, um die Ankunft des „mit Gluthitze" verehrten Meisters nicht zu versäumen. Eintragung vom 16. August: Herr Dr. Ludwig Kugelmann, Doctor der Medicin, mit Gemahlin und Tochter aus Hannover; Wohnung: „Haus Germania", Schloßplatz.

Fahrplanmäßig, drei Tage später, traf auch Marx ein, wie wir in der „Carlsbader Curliste Nr. 238, ausgegeben am Sonntag, dem 22. August 1874", unter der Eintragungsnummer 13 316 amtlich verzeichnet finden:

„13 316. – Herr Charles Marx, Privatier, mit Tochter Eleanor aus London – Wohnung: ‚Germania' – Schloßberg, Ankunft 19. August."

Es war kein Hotel, wo ihn Kugelmann „eingehaust" hat, geschweige denn eines von den fashionablen. Dennoch empfindet Marx, er hätte viel billiger wohnen können, fügt aber gerechterweise hinzu, daß ihm das bessere Quartier vielleicht mehr Ansehen bei der Polizei verschafft.

Längst ist das Haus – es trägt heute Nummer 11 der Straße „Zámecky vrch" – einem radikalen Umbau, einem Neubau, unterzogen worden und führt einen dementsprechend prunkvollen Namen: „Olympia-Palace-Hotel". Geblieben aus den siebziger Jahren sind ein paar kleine Salons im Parterre und einige Zimmereinrichtungen.

Sie und die beiden Marx-Zimmer werden uns gezeigt, und zwar von authentischer Seite, dem Fräulein Antonia Regina Stadler. Ihre Großeltern sind die Hausherren von Marx gewesen, und sie kann sich mit einem Photo samt Widmung darüber ausweisen, daß sich dieser Kurgast bei ihrer Familie wohl gefühlt hat. Fräulein Stadler wurde, gleich ihrem längst verstorbenen Vater, im Haus Schloßberg 11 geboren und hat darin die Stürme unserer Zeit überlebt, für welche die Bierbankpolitiker den einstigen Mieter der Stadlers verantwortlich machen. Fräulein Stadler wohnt und arbeitet in ihrem Geburtshaus, wenngleich nicht mehr als Besitzerin, und zeigt sich sehr stolz auf die Verknüpfung mit dem weltberühmten Mann und darauf, nunmehr interviewt zu werden.

Sie macht uns sofort das Marx-Zimmer im ersten Stock zum Aufenthalt frei (anfangs hatte Marx neben Kugelmann im Parterre gewohnt), erklärt uns die Aussicht aus seinem Fenster und führt uns sogar aufs Dach hinauf. Dort oben muß man zwar balancieren, erfaßt aber dafür den Gesamtplan, von dem der Blick aus dem Marx-Fenster nur eben ein Detail ist, und wird von einer beglückenden Hügellandschaft umringt. Der „Schloßplatz", den Marx seiner Adresse beifügt, ist kein Platz, sondern eine kaum merkbare Verbreiterung des Schloßberg-Gäßchens.

Aus dem Sprudel empor schwebt der heiße Dampf und zieht den Blick des Beschauers aufs Firmament. Dieses strahlt in der hellsten Bläue, entspricht also allen Forderungen, die sich an ein Firmament stellen lassen. Aber der Beschauer – vorausgesetzt, daß er Karl Marx heißt – vermißt

etwas, was zu einem Firmament gehört. Er vermißt die Vögel. Er sagt auch den materiellen Grund: Die Vögel sind gesund, während die thermalen Schwaden den Kranken zugedacht sind...

Drüben steigen die „waldigen Granitberge" so allmählich, wie es die Kurvorschrift erheischt, zu den „Drei Kreuzen" empor. Die „Drei Kreuze" sind auf dem Kamm errichtet, damit für immer und ewig und weithin sichtbar das Andenken wachgehalten werde an ein Ereignis, von dem uns niemand sagen kann, was es war. In der Mitte des Abhangs glänzt die „Hubertusburg", ein großes weißes Gebäude, das – sagen wir es mit den Worten von Fräulein Stadler – sehr übel beleumdet war, obwohl es sogar Fürsten zu seinen regelmäßigen Gästen zählte. Die dort tätigen Damen fuhren nachmittags im zweispännigen Fiaker über die „Alte Wiese" und am Ufer der Tepl spazieren, duftig gekleidet und mit zartfarbigen Sonnenschirmen. Noch heute sanft errötend, erzählt Fräulein Stadler, daß sie – ein Kind noch – lachendes Entsetzen erregte, als sie äußerte, sie möchte eine von den Damen in der Hubertusburg werden.

Sonst herrscht auf den Hügeln uns gegenüber die reine Natur. Bescheiden grüßt das Andreas-Kirchlein die Menschen im Tal. Links liegt ein vergessener und vernachlässigter Kirchhof, auf dem neben anderen der gleichnamige Sohn von Wolfgang Amadeus Mozart seit mehr als hundert Jahren in ungestörtem Schlaf ruht. Vielleicht hat Marx, als er hier vorbeiging, seiner Tochter erzählt, wie die kunstbeflissene Hocharistokratie Österreichs ihren Liebling Mozart elendiglich zugrunde gehen ließ und dessen Hinterbliebene nicht minder. Wir wissen aus Tussys Munde, daß Marx ihr viele geistesgeschichtliche Beziehungen dieser Landschaft erklärte.

Unten glitzert die Spange des Flusses Tepl. Das Wort „Tepl" ist slawisch und bedeutet „warm", und der Fluß, in den die sprudelwarme Tepl hier mündet, hieß „Ohre" – die Erwärmte –, woraus später „Eger" wurde. Ringsum ist böhmisches Land, aber unter den vielen Königen, die alljährlich zur Kur hierherkommen, wirst du, Tussy, dem König von Böhmen nicht begegnen. Denn es gibt keinen. Die Krone und den Titel und das ganze Land dazu haben

die Habsburger eingesteckt. 1848 hat das tschechische Volk eine Revolution gemacht, aber die Bourgeoisie bekam Angst vor der eigenen Courage. So verriet sie die Revolution. Die Tschechen mußten auf ihre Unabhängigkeit warten bis zum Zerfall Österreichs 1918.

Terrassenförmig steigt der Garten hinter dem Haus an, er ist eigentlich der Fuß des Berges Hirschensprung, und unmittelbar jenseits des Zauns beginnt tiefer Wald. Im Garten saß Marx oftmals, leistete seiner Tochter, die nicht viel gehen durfte, Gesellschaft, las Bücher und erledigte seine Korrespondenz. Von dieser Beschäftigung sprechend, sind wir nicht mehr auf pure Hypothesen angewiesen, wie wir es bei den Gesprächsthemen zwischen Karl Marx und Tussy waren, denn über seine Karlsbader Lektüre und Korrespondenz wissen wir ziemlich genau Bescheid. Er befaßte sich vor allem mit den Bestrebungen zur Vereinigung oder zum taktischen Zusammengehen der Lassalleaner mit den Eisenachern, mit dem Coburger Kongreß und dem Gothaer Programm, er durchblätterte das in russischer Sprache erschienene Lawrowsche Werk „Das staatliche Element in der zukünftigen Gesellschaft" und verschob die Lektüre auf später. Er studierte die Berichte, die ihm Glaser de Willebrord über die Probleme der belgischen Partei zuschickte, und diejenigen Eugène Duponts über die Bewegung in Amerika.

Aus seinem Fenster schaut Marx auf den Schloßberg, der eigentlich nur ein Gäßchen ist, recht eng und steil dazu. Infolge dieser Steilheit verspüren die Kurgäste, wenn sie auch nur vom ganz nahen Mühlbrunn heimkehren, das Rumoren in ihrem Innern ebenso stark, als wären sie auf flachem Pfad den fünffachen Weg gegangen; sie beschleunigen ihre Schritte, der Schloßberg kennt keine bedächtigen Passanten.

Am Ufer der Tepl stand seit den Tagen des Barocks eine Dreifaltigkeitssäule unversehrt bis in die letzten Jahre. In den letzten Jahren wurde die Säule allerdings versehrt: Die Nazis haben den hebräischen Namen Gottes herausgemeißelt. Der Name Jehova sollte auf immerdar ausgelöscht sein.

Im Marx-Haus unterhielten die Nazis ein Lazarett für hundertfünfzig Offiziere und Soldaten. Die Korruption, die

dort herrschte, war eine preußisch geregelte Korruption; genau die Hälfte der überwiesenen Gelder und Lebensmittel wurde vom Zahlmeister und der Oberschwester unterschlagen, genau die Hälfte verwandte man für die Patienten. Die allabendlichen Festmähler, zu denen Zahlmeister und Oberschwester meist nur sich selbst einluden, ließen an Üppigkeit nichts zu wünschen übrig – Fräulein Stadler weiß es, sie hat damals als Krankenpflegerin Dienst tun müssen.

„In Ihrem Zimmer da", sagt sie, „ist ein Soldat gestorben, ein junger Bursche aus Berlin, Gott, hat der geschimpft auf Hitler und die Nazis, wenn wir allein waren."

„Wußte er, daß er im Zimmer von Marx lag?"

„Aber nein. Das wußte niemand."

Vielleicht hätte es ihm – so überlegen wir – die Todesstunde erleichtert, wenn er es gewußt hätte ...

Vom Schloß, das dem Schloßberg den Namen gab, existierte schon zur Zeit von Marx keine steinerne Spur mehr. Ein anderer Karl, derjenige, nach dem die Stadt heißt, Karl IV., König von Böhmen und später Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, hatte hier am Rande des Sprudels ein Jagdschlößchen erbaut, um die Gegend als Gesundbrunnen in Flor zu bringen. Dieses Schlößchen hat das halbe Jahrtausend nicht zu überdauern vermocht. An seiner Stelle ist der Stadtturm errichtet worden, von dessen Zinnen man die einfahrenden Badegäste, sofern sie Landesfürsten oder sonstwie hohe Herren waren, mit Fanfarenklängen anblies. Heute steht der Turm nur noch als Wahrzeichen da.

„Da oben", Fräulein Stadler weist nach links, „hatte mein Urgroßvater seine Ställe."

„Rennställe?" fragen wir, denn „da oben", das ist das sogenannte „Englische Viertel", wo es sehr vornehm zuging.

„Aber woher denn! Nur Stallungen für Schweine und Ochsen, für alles Schlachtvieh. Der alte Franz Stadler war nämlich ein Metzgermeister und hat viel Geld verdient. Jedes seiner Kinder bekam ein Haus als Ehegut mit, mein Großvater Friedrich das unsrige da. Den Haushalt hat seine Frau Marie geführt und sich des Herrn Marx sehr angenommen, zum Beispiel, wenn er ..."

Marx war leidend, müde, überanstrengt und übermäßig nervös, als er zum ersten Male in Karlsbad sein Heil suchte. Ein Vierteljahrhundert hindurch hatte er rege mit Engels korrespondiert, hier kann er sich kaum dazu aufraffen. Nicht vor dem 1. September 1874 schreibt Marx den ersten Brief an Engels aus „Germania, am Schloßberg, Karlsbad, Austria":

Lieber Fred,

Nächsten Mittwoch bin ich zwei Wochen hier, und mein Pulver, alias money, wird grade noch für eine dritte Woche reichen. Wenn Du mir schreibst, so gefälligst unter obiger Adresse, aber an Miss Eleanor Marx auf dem Kuvert. Die Kur hat Tussy wundervoll wohlgetan; ich fühle mich besser, aber die Schlaflosigkeit ist noch nicht bemeistert.

Wir leben beide strikt nach der Regel. Morgens um 6 Uhr an den respektiven Quellen, wo ich sieben Gläser zu trinken habe. Zwischen zwei Gläsern immer fünfzehn Minuten, in denen man auf und ab marschiert; nach dem letzten Glase ein walk von einer Stunde, endlich Kaffee. Abends vor Schlafengehn noch ein kaltes Glas.

Ich bis jetzt auf Pumpenheimer beschränkt zum profanen Getränk; Tussy dagegen erhält daily 1 Glas Pilsener Bier, worauf ich eifersüchtig hinschiele. Mein von Kugelmann mir vorgeschriebener Arzt, Östreicher, der in seinen Manieren, Sprache etc. dem berühmten General Cecilia gleicht, war im Anfang nicht ohne Besorgnis wegen meines Aufenthalts. Auf seinen Rat bin ich eingeschrieben als *Charles* Marx, *Privatier*, London, welches „*Privatier*" zur Folge hat, daß ich die doppelte *Kurtaxe*, sowohl für mich als Eleanor, zu zahlen habe an die würdige Stadtkasse, aber den Verdacht fernhielt, ich sei der berüchtigte Karl Marx. Gestern war ich jedoch als solcher denunziert in dem Wiener Klatschblatt *Sprudel* (Badejournal), und der polnische Patriot Graf Plater (guter Katholik, liberaler Aristokrat) neben mir als „Chef der russischen Nihilisten". Doch kommt dies jetzt wahrscheinlich zu spät, da ich Quittung von der Stadt über die bezahlte Kurtaxe besitze. Ich hätte viel wohlfeiler wohnen können, als Kugelmann mich eingehaust hat, doch war dies unter meinen spezifischen Verhältnissen von wegen

des respektablen Aussehens nützlich, vielleicht notwendig. Ich reise *unter keinen Umständen*, obgleich Kugelmann das noch nicht weiß, über Hannover zurück, vielmehr den südlichen Weg, den ich gekommen bin. Dieser Mensch ennuyiert mich mit seinen Gemütsquängeleien – oder Lümmeleien –, womit er sich und seiner Familie völlig grundlos das Leben verbittert. Es ist dagegen möglich, daß ich fünf Wochen in Karlsbad bleiben muß.

Die Umgegend hier ist sehr schön, und man kann das Laufen durch und über die waldigen Granitberge nicht satt werden. Doch haust kein Vogel in diesen Wäldern. Die Vögel sind gesund und lieben die Mineraldämpfe nicht.

Ich hoffe, daß Jennychen sich einigermaßen erholt hat.

Beste Grüße an alle von dem

Mohr.

Bevor der Mohr, wie Marx im Familienkreise heißt, noch seine Finanzlage darlegt, hat Engels schon eingegriffen, indem er einen Betrag an die Adresse Kugelmanns anwies. Sollte der Scheck nicht eingelöst werden, möge Marx die Worte „cheque returned" an Miss Burns depeschieren – wie man sieht, müssen die beiden Freunde selbst in Privatangelegenheiten miteinander unter Deckadressen verkehren, Marx unter dem Namen seiner Tochter oder Kugelmanns, Engels unter dem seiner Lebensgefährtin. Von dem Bericht über seines Freundes anfangs erhöhte Schlaflosigkeit ist Engels keineswegs beunruhigt, im Gegenteil, das scheint ihm normal bei der „aufregenden Wirkung des Wassers". Nur rät er (Brief vom 5. September 1874), den Arzt über diese Symptome au courant zu halten, damit er seine Vorschriften danach einrichten und dafür sorgen kann, „daß die Sache keinen zu ernsten Grad erreicht". Gleichzeitig beeilt sich Engels, die anderen Freunde über die Karlsbader Kur von Marx zu unterrichten und ihnen zu melden, daß Marx von den Behörden unbehelligt blieb – „bisher", wie er am Schluß des Satzes dieser Feststellung vorsichtig hinzufügt.

Aus dem Brief vom 18. September 1874 ersieht man, in wieviel besserer Verfassung Marx bereits ist. Insbesondere seine Bemerkung, daß handgreiflich festzustellen sei, wie sich die Leberverfettung im Zustand des Verschwindens be-

findet, und somit der Zweck der Kur erreicht ist, ist ein Gutachten zugunsten Karlsbads, das dieser Kurort in seinen Reklamen sicherlich ausgeweidet hätte, wenn der Gutachter nicht ein Sozialist und gar der größte Sozialist gewesen wäre. Nachdem Marx über den Tageslauf in Karlsbad berichtet hat, fügt er in diesem Brief noch einige Bemerkungen über seinen Verkehr in Karlsbad an, die uns bestätigen, daß der vier Jahre vorher von Engels prophezeite Zusammenstoß mit der „Gluthitze Kugelmanns" erfolgt ist:

„Infolge der Wasserwirkung ist der Kopf hier sehr irritabel; Du begreifst daher, daß auf die Dauer der Kugelmann mir unerträglich wurde. Aus Gemütlichkeit hatte er mir ein Zimmer zwischen dem seinigen und Tussys gegeben, so daß ich ihn genoß, nicht nur, wenn ich mit ihm zusammen, sondern auch wenn ich allein war. Sein beständiges, in tiefer Stimme vorgetragnes ernsthaftes Blechschwatzen trug ich mit Geduld; schon weniger das Hamburg-Bremen-Hannoversche Philisterpack, männlich und weiblich, das einen nicht losließ; endlich aber brach meine Geduld, als er mich mit seinen häuslichen Szenen gar zu sehr ennuyierte. Dieser erz-pedantische, bürgerlich-kleinkramige Philister bildet sich nämlich ein, seine Frau verstehe, begreife seine faustische, in höherer Weltanschauung machende Natur nicht, und quält das Dämchen, das ihm in jeder Hinsicht überlegen ist, auf das widrigste. Es kam daher zwischen uns zum Skandal; ich zog in eine höhere Etage, emanzipierte mich durchaus von ihm (er hatte mir ernstlich die Kur verdorben) und söhnten uns erst vor seiner Abreise (die letzten Sonntag erfolgte) wieder aus. Ich erklärte aber positiv, daß ich Hannover nicht heimsuchen würde.

Ein ganz angenehmer Umgang war Simon Deutsch (derselbe, mit dem ich den Krakeel in Paris hatte und der mich hier sofort aufsuchte); auch gruppierte sich bald die Hälfte der hiesigen medizinischen Fakultät um mich und Tochter; lauter für meinen hiesigen Zweck, wo man wenig denken und viel lachen muß, sehr passende Leute. Auch Maler Knille aus Berlin sehr liebenswürdiger Geselle.

Über mein Abenteuer mit dem Hans Heiling Kugelmann manches Ergötzliche in London.

Je mehr man Details ‚aus dem Österreichischen' hört, je

mehr überzeugt man sich, daß es mit diesem Staat zu Ende geht.

Ich habe bis jetzt um 4 Pfund (Zollgewicht) abgenommen und kann selbst mit der Hand fühlen, daß die Leberverfettung im status evanescens ist. Ich glaube, daß ich in Karlsbad endlich meinen Zweck erreicht habe, wenigstens für ein Jahr. Es wäre mir sehr lieb, ein paar Zeilen von Dir in Hamburg bei Meißner vorzufinden.

Mit besten Grüßen von Tussy und mir an Madame Lizzy und Pumps.

Dein Mohr.

Ich war nach Ischl eingeladen (von Dr. Kraus, Herausgeber der ‚Wiener Medizinischen Zeitung') und nach Prag von Herrn Oppenheim (Bruder der Frau Kugelmann, sehr liebenswürdiger Mensch), aber der Mensch strebt auf einem gewissen Punkt heimwärts."

Dieser Max Oppenheim, den Marx seinem Freund Engels als „sehr liebenswürdigen Menschen" vorstellt, verschwindet nicht so schnell aus dem Gesichtskreis von Marx, wie das sonst bei Badebekanntschaften üblich ist. Durch den Bruch mit Kugelmann wurde die Beziehung zwischen Marx und Oppenheim nicht getrübt, und wir sehen Marx wiederholt zu Besuch bei Oppenheim in Prag.

Die nächstjährige Karlsbader Saison sieht Marx von Mitte August bis 11. September wieder unter ihren Gästen, aber nicht seine Tochter Tussy. Dieses Mal ist er kein Privatier mehr, sondern ein Dr. phil. und hat entsprechend weniger Kurtaxe zu zahlen.

Der III. Band des „Kurtax-Journal von Karlsbad, 1875" hat ein halbes Jahrhundert und zwei Jahrzehnte und abermals ein Jahr in hohem Staub und tiefem Schlummer gelegen, unentwegt vom Traum beseelt, daß dereinst ein Revisor nahen werde, um wieder in ihn Einsicht zu nehmen. Und wirklich, eines Tages nahen wir, schlagen ihn auf und finden die Eintragung, daß Phil. Dr. Charles Marx seine Kurtaxe im Betrage von 6 Fl. (Gulden) und auch die Musiktaxe von 3 Fl. vorschriftsmäßig entrichtet hat.

Auch bei der nächsthöheren Instanz, in der Hauptstadt

Prag, entreißen wir einige Aktenstücke für ein Weilchen ihrer Pension.

Von der Saison 1874 an unterstand der lokale Polizeidienst von Karlsbad dem Bezirkshauptmann und Statthaltereirat Josef Veith. Bislang war er in gleicher Eigenschaft in Asch tätig gewesen und hatte sich sogar in diesem schon von Goethe als öde befundenen Orte eine Reihe hoher Orden in- und ausländischer Provenienz zu ergattern gewußt. Wie mußte er in Karlsbad aufs neue erpicht sein, hier, wo außer dem Segen der warmen Quellen auch der Ordenssegen in reicherem Maße als anderswo emporschoß, hier, wo sich weit öfter die Gelegenheit ergab, vor den Herren aller Länder und ihren Kammerdienern zu katzbuckeln. Damit beschäftigt, ist dem Herrn Bezirkshauptmann die Identität des Mister Charles Marx, Privatier aus London, mit dem Karl Marx entgangen. Aber in der nächsten Kursaison holt er das Versäumte kräftig nach.

Vor uns (wir sitzen mutterseelenallein im Archiv des Ministeriums des Innern zu Prag) liegt ein ergrauter Faszikel, und wir schreiben uns zunächst das erste Aktenstück ab.

Am 4. 9. 1875.

K. (Doppeladler-Stempel) K.
Bezirkshauptmannschaft
Karlsbad.

Hohes k. k. Statthalterei-Praesidium in Prag

Der k. k. Statthaltereirath
und Bezirkshauptmann
in Karlsbad

(Stempelvermerke:)
Praes. Fasc. 8
num. 19
subnum. 8
4696 praes.

erstattet Bericht über
Doktor der Philosophie
Charles Marx aus London.

Charles Marx, Dr. der Philosophie aus London, ein hervorragender Führer der demokratisch-sozialen Partei befindet sich in Karlsbad in der Kur. Da derselbe auch im vori-

gen Jahre in Karlsbad in der Kur gewesen ist, und zu keinen bedenklichen Wahrnehmungen Anlaß gegeben hat, so erlaube ich mir, mich auf die vorliegende Anzeige mit dem Beifügen gehorsamst zu beschränken, daß Marx bisher sich ruhig verhalten hat, keinen großen Verkehr mit anderen Kurgästen hat, und häufig allein größere Fußpartien unternimmt.

Karlsbad, am 1. September 1875.

Der k. k. Statthaltereirath
und Bezirkshauptmann.
Veith

Auf welche Anzeige hin die Prager Statthalterei schnurstracks nach oben und nach unten ihre Maßnahmen trifft. Nach oben, das ist an das k. k. Ministerium des Innern in Wien, ergeht der Bericht Nr. 4696, 1875 praes. Wir zitieren nach dem vom Statthaltereirath Friedler verfaßten Konzept des Berichts, den der Statthalter von Böhmen Ernst Weber von Ebenhof an den österreichischen Innenminister Baron Lasser von Zollheim in Wien erstattet:

„Nach Inhalt eines mir von dem k. k. Statthrat und Bzhptmannes in Karlsbad vorgelegten Berichtes hält sich gegenwärtig Dr. Charles Marx, ein hervorragender Führer der sozial-demokratischen Partei aus London, in Karlsbad zum Kurgebrauche auf. Derselbe war bereits auch im vorigen Jahre in diesem Badeort in der Kur, hat jedoch zu keinen bedenklichen Wahrnehmungen Anlaß gegeben. Ich erlaube mir, E. E., hiervon mit dem ergebenen Beifügen in Kenntniß zu setzen, daß ich unter Einem den k. k. Bezhptmann in Karlsbad zur unauffälligen und unausgesetzten Ueberwachung des Verhaltens des Genannten während seines dortigen Aufenthalts, insbesondere in Betreff der von ihm gepflogenen, gesellschaftlichen Beziehungen anweise, und im Falle etwaiger, der k. k. Statth. zur Kenntniß kommenden, besonderen Wahrnehmungen in dieser Richtung sofort hierüber berichten werden."

Nach unten, das ist an den Bezirkshauptmann Veith, ergeht ein Dekret, das auch „unter Einem" als „Beifügen" dem obigen Bericht an das Ministerium beigeschlossen wird:

„Indem ich den Bericht vom 1. September l. J. Z. 81/praes., betreffend die Anwesenheit des Dr. Charles Marx aus London in Karlsbad, zur Kenntniß nehme, ersuche ich E. W. das Verhalten des Genannten während seines dortigen Aufenthaltes, insbesondere in der Richtung der von ihm gepflogenen, gesellschaftlichen Beziehungen, einer unauffälligen, unausgesetzten Ueberwachung zu unterziehen, und mir im Falle bemerkenswerther Wahrnehmungen unverzüglich hierüber zu berichten.

Am 5. September 1875. Der Statthalter."

Mit Bezugnahme auf diesen hohen Erlaß vom 5. September 1875 erlaubt sich am 17. des gleichen Monats der stellvertretende amtierende k. k. Bezirks-Commissär von Karlsbad, Franz Matzner, ehrfurchtsvoll an die Statthalterei zu berichten, daß Dr. Charles Marx aus London Karlsbad verlassen, sich nach London begeben und zu bemerkenswerthen Wahrnehmungen keinerlei Anlaß gegeben hat.

Der Stein, der den k. k. Behörden in Böhmen vom Herzen fällt, wird an das österreichische Innenministerium weitergeschoben (per Num. 4888 anno 1875 praes.), und von dort rollt er den übrigen Ministern des Kabinetts Auersperg zu, damit auch sie erleichtert aufatmen.

Selbstverständlich sucht keine der Wiener Exzellenzen weder direkt noch indirekt einen Kontakt mit dem Karlsbader Gast, dem Führer der internationalen Arbeiterbewegung, um mit ihm die soziale Frage zu erörtern. Nicht einmal der thüringische Untertan und österreichische Exminister Schäffle sucht Marx auf, obwohl Schäffle eben ein Buch „Kapitalismus und Sozialismus" herausgegeben hat. Allerdings beurteilte Marx ihn sehr abfällig und noch abfälliger „sein blödsinniges, dickleibiges Buch (kostet 12½ sh.), das er gegen mich publiziert hat. Der Mann war im Zollparlament und ist ein ganz ordinärer Vulgärökonom, schon mehr Faucher, aber Schwabe. An dem Buch wirst Du Freude erleben." (Julius Faucher war ein national-ökonomischer und junghegelianischer Journalist in Berlin und Hamburg und trat wiederholt gegen Marx auf.)

Durch nichts anderes kann der Karlsbader Bezirkshaupt-

mann und Statthaltereirath Veith seine Ermittlungen von 1875 ergänzen als durch das Faktum, daß der „unausgesetzt, insbesondere in Betreff der von ihm gepflogenen Beziehungen zu Überwachende heuer mit seiner Tochter" da ist. Dieses erlaubt er sich, auf den Tag genau nach der vorjährigen Meldung, gehorsamst anzuzeigen und hinzuzufügen, „daß derselbe fast ausschließlich nur in Gesellschaft seiner Tochter zu sehen ist und einen Anlaß zu besonderen Wahrnehmungen bisher nicht gegeben hat".

Der Bericht trägt den Aktenvermerk: „... betreffs des Benehmens des hier in der Kur befindlichen Charles Max." Eine statthaltereibeamtliche Hand hat die Korrektur „Marx" dazugesetzt mit dünnem Bleistift und einem Fragezeichen daneben.

Wir suchen weiter nach dem Namen Marx und entdecken in den Registern zweimal den Hinweis auf ihn. Lange Jagd nach den Faszikeln. Als wir endlich das erste Wild zur Strecke gebracht haben, erweist es sich als eine handschriftlich ins Deutsche übersetzte Notiz aus der Zeitung „Nârodni listy" vom 4. September 1877, No. 243, betitelt „Socialni demokracie celého sveta dedicem". Ihr zufolge hat der „vor kurzem zu St. Louis in den Vereinigten Staaten verstorbene Karl Lindenau sein Vermögen im Betrage von 14 000 Thalern der internationalen Sozialdemokratie vermacht und sechs ihrer bekanntesten Führer in verschiedenen Ländern" (darunter Karl Marx in London) „zu Testamentsvollstrekkern ernannt". Aktenvermerk: „Zu den Akten über die social demokratische Arbeiterbewegung zu reponieren und bei den einzelnen Führern auszuzeichnen."

Ferner befindet sich unter den Präsidialakten der Polizei 1871 bis 1880 sub Einreichungs-Nummer 1002 einer, der sich auf die „Sozial. Druckschrift ‚Das Kapital' von Karl Marx" bezieht. Wahrscheinlich eine Denunziation oder ein Zensurbericht. Aber als wir endlich den Umschlag in Händen halten, ihn öffnen – ach, er ist leer.

Marx' erster Brief des zweiten Badejahres (21. August 1875) liefert ein satirisches Kabinettstück über die sudetendeutschen Wirtshausspießer und das „Weltgetriebe in nuce", das er in dem noch heute bestehenden Gasthaus „Zum Hopfenstock" belauschte:

Lieber Fred,

Vorigen Sonntag kam ich hier an. Dr. Kraus war schon wieder fort nach Gmund, wo er mit Familie; hat seine Verhältnisse mit seiner Frau rearrangiert.

Wie ich mir vorgenommen, bin ich jetzt mein eigner Arzt, und wie Dr. Gans mir mit stiller Wehmut vertraute, ist das bei einem Drittel der älteren Badegäste der Fall. Sehr heilkräftig wirkt auch auf mich die Abwesenheit meines Leibarztes Kugelmann.

Trotz dem Personenwechsel sieht das Publikum hier einmal wie das andremal aus; der average man des Quetelet bildet die Ausnahme; statt dessen überwiegen die Extreme, Faßdicke und Spindeldürre.

Ich bin wenigstens 12 Stunden im Freien, und nach Absolvierung des Geschäfts besteht mein Hauptvergnügen darin, neue Spaziergänge, Punkte, Aussichten in den Bergwaldungen zu entdecken, und bin dabei um so mehr Überraschungen ausgesetzt, je weniger Orientierungssinn ich besitze.

Von heute an, wo ich Zettel für Zahlung der Kurtaxe erhalten, bin ich polizeilich sicher. Ich schrieb mich ein als Dr. phil. und nicht als Rentier, was dem Beutel zugut kommt. Mein Namensgenosse, der Polizeidirektor von Wien, ist so artig, immer gleichzeitig mit mir einzutreffen.

Gestern Abend ging ich in den Hopfenstock, der durch sein Bier berühmt ist, mein Glas Gießhübler Mineralwasser trinken. Es waren da Karlsbader Philister, und das ganze Gespräch drehte sich um die hier *unerschöpfliche* Streit- und Parteifrage über die respektiven Vorzüge des alten Pilsener, des bürgerlichen und des Aktienbiers. Jo, sagte der eine, in dem alten vertrage ich 15 Gläser (und die sind groß) wie nichts. Nu, sagte der andre, ich war auch Parteimann, aber jetzt stehe ich über diesen Zänkereien. Ich trinke sie alle durcheinander mit gleichem Erfolg usw. Neben diesen weisen natives saßen aber auch zwei Berliner swells, Referendarien oder dergleichen. Die stritten über die Vorzüge des Kaffees in den verschiednen berühmten Karlsbader Restaurationen, und der eine versicherte mit feierlichem Ernst: Es ist *statistisch* (!) erwiesen, daß der Kaffee im Garten von Schönbrunnen der beste ist. Dazwischen schrie ein native: Unser Böhmen ist doch groß, leistet Großes. Sein Pilsener

Bier wird in alle Lande verschickt; in Paris hat der große Brauer Salzmann jetzt eine Filiale, es geht auch nach Amerika! Leider können wir unsre großen Felsenkeller ihnen nicht mitschicken, und die gehören zum Pilsener!

Nachdem ich Dir nun meine bis jetzt hier neu gewonnenen Einsichten in das Weltgetriebe in nuce mitgeteilt, einiges über meine Reiseerlebnisse. (...)

Der übrige Teil des Briefes beschreibt die Abenteuer der Fahrt, die in komischen Reisebekanntschaften bestehen. Marx erzählt sie mit gutgelaunter Ausführlichkeit; so berichtet er von einem windigen Kaufmannsjüdel aus London, das von einem anderen um siebzehnhundert Pfund betrogen wurde, diesem nun nach Berlin nachfährt und den Mitpassagieren seine nicht minder „ehrliche" Geschäftsmoral entwickelt.

Ein anderer Mitreisender ist ein junger Herr Nassauer aus Mainz, der in London überfahren wurde und nun als Leichnam zurückkehrt; sein Totsein bewahrt ihn übrigens nicht davor, von seiten der Behörden noch mehr Reiseschwierigkeiten zu begegnen als die lebenden Fahrgäste.

Von politischem Interesse ist ein weltmännisch aussehender Priester. Er kommt aus Irland und sitzt von Koblenz an allein mit Marx im Abteil. Sie sprechen miteinander englisch, und Marx versucht, ihn über den Kulturkampf auszuholen. Aber erst als Marx ihm mit Kognak aushelfen kann, legt der Geistliche mit großer Offenheit seine reaktionären Ansichten über den Kulturkampf dar. Er ist niemand anderer als der berühmte Herr Mutzelberger, der im rheinländischen Gebiet den katholischen Bischof ersetzt. Wer sein Gesprächspartner ist, weiß der Geistliche nicht, und es bleibt ihm sicherlich einen Tag lang unverständlich, was dieser mit den Abschiedsworten sagen will: „Wundern Sie sich nicht, wenn Sie nächster Tage in den Zeitungen von einer Konspiration der schwarzen und der roten Internationale lesen." Tags darauf kann Ehrwürden allerdings aus der „Frankfurter Zeitung" erfahren, daß im gleichen Zug mit ihm der Dr. Karl Marx, Führer der Internationalen Arbeiter-Association, auf dem Frankfurter Bahnhof eintraf.

Vierzehn Tage später, 8. September 1875, ergeht an

Engels ein Brief, bemerkenswert durch das neue Lob Karlsbads, die Beschreibung der Behandlungsweise und vor allem durch die Sprudelanalyse, die er für Engels abschreibt, weil sich dieser einerseits für die Heilmittel seines Freundes, andererseits für die Chemie im allgemeinen interessiert. Vorsichtig setzt Marx hinter den Verfasser der Analyse, Professor Ragsky, ein Fragezeichen – könnte die Schreibweise des ungewöhnlichen Namens nicht fehlerhaft sein? Aber das Fragezeichen ist unnötig. Wie wir einem zufällig erlangten französischen Büchlein entnehmen („Le Vade-Mecum du Malade et du Touriste à Carlsbad." Par N. P. Douvebeyer. Paris 1869), wurde Dr. Ragsky, Professor der Chemie in Wien, im Jahre 1862 anläßlich des in Karlsbad abgehaltenen Medizinerkongresses damit betraut, die Analyse des Sprudelwassers vorzunehmen.

Gesundet reist Marx ab, und Engels läßt an die Getreuen die frohe Botschaft davon ergehen. An Bracke zum Beispiel berichtet er: „Marx ist von Karlsbad ganz verändert zurückgekommen, kräftig, frisch, munter und gesund, und kann sich nun bald wieder ernstlich an die Arbeit machen."

In der darauffolgenden Saison ist Marx wieder mit Tussy zusammen in Karlsbad, „weil er sagte, daß er mich im vergangenen Jahr zu sehr vermißt habe", schreibt Tussy viele Jahre später, nach dem Tode ihres Vaters, als Wilhelm Liebknecht ihre Erinnerungen zur Vervollständigung der eigenen verlangte, und sie fährt fort: „In Karlsbad gebrauchte er seine Kur mit der größten Gewissenhaftigkeit und tat pünktlich alles, was ihm verordnet wurde. Wir gewannen uns dort viele Freunde. Als Reisegefährte war Mohr entzückend. Immer bei gutem Humor, war er stets bereit, sich an allem zu erfreuen, an einer schönen Landschaft wie an einem Glas Bier. Und mit seinen umfassenden Geschichtskenntnissen machte er jeden Ort, wohin wir kamen, noch lebendiger, noch gegenwärtiger in der Vergangenheit als selbst in der Gegenwart."

Von diesem letzten Aufenthalt in Karlsbad ist uns nur ein einziger Brief an Engels erhalten. Er stammt vom 19. August 1876 und beschreibt die komplizierte Fahrt über Nürnberg, die uns bereits bekannt ist, und die Ankunft in glühender Hitze:

„... Was wir den nächsten Tag in Karlsbad (wo es seit 6 Wochen nicht geregnet) von allen Seiten hörten und selbst an eigner Haut erfuhren – war Wärmeüberfluß! Daneben Mangel an Wasser; die Tepl sieht ganz ausgesaugt aus. Die Entwaldung hat sie in den artigen Zustand versetzt, daß sie in regenreicher Zeit (wie 1872) alles überschwemmt, in heißen Jahren ganz alle wird.

Im übrigen hat die übertriebne Wärme seit 3 Tagen nachgelassen, und fanden wir auch während der ganz heißen Tage mir altbekannte Waldschluchten, wo es erträglich war.

Tussychen, die während der Reise ziemlich leidend war, erholt sich hier zusehend, und auf mich wirkt Karlsbad wie immer wundervoll. Ich hatte während der letzten Monate Wiederbeginn des widerlichen Kopfdrucks, der jetzt schon wieder ganz verschwunden ist.

Eine mich höchst frappierende Neuigkeit teilte mir Dr. Fleckles mit. Ich frug ihn, ob seine Cousine, Madame Wollmann aus Paris, anwesend sei, die ich vergangnes Jahr kennengelernt und die eine sehr interessante Dame ist. Er erwiderte mir, daß ihr Mann sein ganzes Vermögen, und dazu das Vermögen seiner Frau, in Spekulation auf der Pariser Börse verloren, so daß die Familie sich in hoffnungslosem Zustand in einen Winkel in Deutschland zurückziehen mußte. Das Kuriose an dieser Affaire ist: Herr Wollmann hatte ein großes Vermögen in Paris gemacht als Farbenfabrikant; er hatte nie an der Börse gespielt, sondern das Geld, das er nicht im Geschäft brauchte (ebenso wie das seiner Frau) ruhig in östreichischen Staatspapieren untergebracht. Auf einmal fing's ihm an, im Kopf zu rappeln; er betrachtet den Staat Östreich als unsicher, verkauft alle seine Papiere, und *ganz im geheimen*, ohne Vorwissen seiner Frau und der ihm befreundeten Heine und Rothschild, macht er auf der Börse in Haussespekulation auf – türkische und peruanische Papiere!, bis der letzte Heller zum Teufel ist. Die arme Frau war eben beschäftigt, ihr neugemietetes Hotel in Paris einzurichten, als sie eines schönen Morgens ganz ohne jegliche Vorbereitung hört, daß sie Bettlerin.

Professor Friedberg (an der Universität Breslau, Mediziner) erzählte mir heute, daß der große Lasker einen anonymen Halbroman herausgegeben, betitelt: ‚*Erfahrungen einer*

Mannesseele'. Eingeleitet sind diese hochbrüstigen Erfahrungen durch lobhudelndes Vorwort oder Introduktion des Herrn Berthold Auerbach. Was Lasker erfahren, war nämlich, daß alle Frauenzimmer (eingeschlossen eine Tochter Kinkels) sich in ihn verliebten, und er setzt nun auseinander, warum er nicht nur nicht alle zusammen geheiratet hat, sondern warum's sogar mit keiner einzigen zum Abschluß kam. Es soll eine wahre Waschlappenseele-Odyssee sein. Es erschien sehr bald eine Parodie (ebenfalls anonym), so horrible, daß Ottos großer Bruder mit schmerzlichem Geldverlust jedes noch erwischbare Exemplar seiner ‚Erfahrungen' aufgekauft hat.

Die ‚Pflicht' ruft mich vom Schreibtisch weg. Also bis nächstesmal, soweit die magisch verdummende Wirkung des heißen alkalischen Gesöffes mir noch erlaubt, einige Zeilen hinzusudeln.

Meine besten Grüße an Madame Lizzy.

Dein Mohr.

Kein Kowalewsky hier. Dagegen ein dicker Band von Lawroff mir geschickt über die Funktionen des ‚Staats' in der Zukunft. Jedenfalls vertage ich das Lesen auch auf die Zukunft. Hier ist jetzt alles Zukunft seit dem Getrommel der Zukunftsmusik in Bayreuth.

Wimmelt hier von Russen.

Eben schreibt meine Frau, daß Du noch in Ramsgate. Ich schicke daher den Brief direkt dahin."

So eifrig auch Marx-Biographen nach Marxens Prager Freund und Gastgeber Max Oppenheim geforscht haben, sie fanden nicht einmal die Adresse. Wir suchten die Bände des Prager Adreßbuches aus den siebziger Jahren, bekamen aber, da die Universitätsbibliothek während der Okkupation in Unordnung geraten war, nur zwei Bände – aus dem darauffolgenden Jahrzehnt. Immerhin steht im „Adressar Kralovskeho Mesta Prahy a sousednich obci. V. Praze 1885" die Eintragung: „Oppenheim, Max, obchod s barvivy a horninami, chemikaliemi a lécivem. Praha II. Truhlarska ul. 18." Das daneben gedruckte Zeichen des Ankers bedeutet, daß die Firma nur in deutscher Sprache protokolliert war.

Damit kannten wir das Haus, wo Marx während seiner Prager Besuche gewohnt hatte, und hätten den anderen Band achtlos zur Seite schieben können. Denn dieser andere Band, ein zweisprachiges Adreßbuch, war 1889 erschienen, also mehr als zwölf Jahre nach Marx' letztem Besuch in Böhmen. Warum wir diesen Band dennoch aufschlugen, geben wir ganz offen zu: weil er nun schon einmal da war. Diesmal lasen wir folgende Eintragung: „Oppenheim, Max (Ges. Max und Hermann Oppenheim) Farbw.- und chem. Bergwerksproductenhdlg. in Prag und Dresden. (Specialitäten: Mineralische Farberden, mineralische Öle, amerikanische und russische, nur Prima-Qualitäten, Maschinenfette.) Dresden: Ammonstraße 83; Prag: 1105-II. Tischlergasse 11."

Dresden! Tussy Marx hatte nach dem Tode ihres Vaters und knapp vor ihrem Selbstmord für Liebknechts Marx-Biographien auf ein Detail hingewiesen, über das „vielleicht M. O. in D." Auskunft geben könne. Weder Wilhelm Liebknecht noch seine Nachfolger wußten, wer M. O. in D. war. Wir wissen es nun und finden auch das Detail, worüber er Auskunft geben sollte.

Vorher aber müssen noch einige Leute aus dem Verkehr des Dr. Marx in Karlsbad, die der polizeilichen Überwachung entgangen sind, hier angezeigt werden. Maxim Maximowitsch Kowalewsky zum Exempel, der mit Marx im September 1875 zusammentraf, wäre schon deshalb denunzierpflichtig, weil er ein Russe, außerdem Emigrant und mit der Internationale liiert war.

Das Gesprächsthema zwischen Marx und Heinrich Graetz, dem Verfasser der zwölfbändigen „Geschichte des Judentums", hätten die Behörden in Erfahrung bringen können, weil es sich schriftlich fortsetzte und viele Marx-Briefe von der Zensur abgefangen wurden. Die Gespräche behandelten die Zukunft der Zarenherrschaft (Marx prophezeite bekanntlich für Rußland die erste siegreiche Revolution).

Der Breslauer Professor Hermann Friedberg scheint gleichfalls politisch kein unbeschriebenes Blatt gewesen zu sein; er erzählte Marx über die Memoiren von Eduard Lasker. Lasker hatte zwar längst seinen Aufenthaltsort auf den Wiener Barrikaden von 1848 mit einem Sitz im Berliner

Abgeordnetenhaus vertauscht, aber als Gegner Bismarcks müßte er die preußische und demnach auch die österreichische Polizei interessieren.

Simon Deutsch war 1848 so radikal, daß er am radikalen Blatt „Der Radikale" radikal mitarbeitete; später tat er Wasser in seinen Rotwein, wurde Bankier und verkrachte sich mit Marx. Daß sie sich in Karlsbad versöhnten, wäre eines kleinen Spitzelberichts immerhin wert gewesen.

Und Otto Knille! Ein mit Staatsaufträgen überhäufter, braver Historienmaler – wir kennen seine höchst patriotischen Friese und Fresken aus der Berliner Nationalgalerie –, was hatte er mit dem Führer der Internationale zu verhandeln?

Wie anregend und nachhaltig die Unterhaltungen im ärztlichen Freundeskreis waren, geht daraus hervor, daß Marx noch lange mit den Partnern korrespondierte. Zum Beispiel mit dem schlesischen Gynäkologen W. A. Freund. Die Initialen bedeuten nicht etwa „Wolfgang Amadeus", Freund ist nach den Brüdern Humboldt Wilhelm Alexander benannt, und er hat im Sinne dieser Paten (bis auf seine Selbstbiographie „Leben und Arbeit") nur wissenschaftlich publiziert, hauptsächlich über das Becken. Freund hatte Marx in Karlsbad mit dem seinerzeit berühmten Chemiker Moritz Traube bekannt gemacht. Bei der Arbeit am „Anti-Dühring" war Engels auf das Problem der Traubeschen Zellen, die Zwischenglieder von organischer und anorganischer Wesenheit, gestoßen und wollte für seine „Dialektik der Natur und Pflanzenwelt" mehr über die Forschungsergebnisse Traubes auf diesem Gebiet erfahren. Deshalb schrieb Marx am 21. Januar 1877 an W. A. Freund, hauptsächlich wohl um der Nachschrift willen.

Lieber Freund Freund!

Mein Neujahrswunsch an Sie und Ihre liebe Frau kommt leider verspätet, dank Arbeitsdrang und Halsentzündung, die ich mir während der letzten Tage zu Karlsbad zugezogen. Es ging mir dort wie dem Bauer Martin Luthers, der, von einer Seite auf 's Pferd gesetzt, von der andern herunterfällt.

Meine Tochter empfiehlt sich bestens Ihrer Frau und

Ihnen. Sie hat unter anderm eine von der hiesigen Shakespeare-Gesellschaft, deren Mitglied sie ist, gedruckte Übersetzung von Professor Delius: „Das epische Element in Shakespeare" versündigt, die ihr jedoch große Elogen von Seiten des Herrn Delius ergattert hat. Sie bittet mich, Sie um den Namen des Anti-Shakespearschen schwäbischen Professors und Titel seines Werkes zu ersuchen, von dem Sie uns in Karlsbad sprachen. Der Matador der hiesigen Shakespeareschen Gesellschaft, Dr. Furnivall, will durchaus nicht auf den Genuß dieses Opus verzichten.

Die „Orientalische Frage" (die mit Revolution in Rußland enden wird, was immer der Ausgang des Krieges gegen die Türken) und die Musterung der sozialdemokratischen Streitkräfte im Vaterland werden den deutschen Kulturphilister wohl überzeugt haben, daß es noch wichtigere Dinge in der Welt gibt als Richard Wagners Zukunftsmusik.

Mit besten Grüßen an Sie und Ihre liebe Frau

Ihr freundschaftlichst ergebener

Karl Marx.

Wenn Sie zufällig Dr. Traube sehen, grüßen Sie ihn bestens von mir und erinnern ihn gefälligst, daß er mir die Zusendung der Titel seiner verschiedenen Publikationen versprochen hat. Sie wäre sehr wichtig für meinen Freund Engels, der an einem naturphilosophischen Werk arbeitet und mehr, wie es bisher geschehen, die Leistungen Traubes betonen wird.

Ein anderes Mitglied der von Marx frequentierten medizinischen „Fakultät" ist der Badearzt Dr. Eduard Gans. Ihn führt Marx als Zeugen dafür an, daß er einen Brief bei der Post korrekt aufgegeben hat, welcher sein Ziel nicht erreichte, dank der Polizei. Als Marx bei seinem dritten Aufenthalt in Karlsbad beschließt, sich die Zahl der Trünke und die Dauer der Spaziergänge selbst vorzuschreiben, gesteht ihm Dr. Gans gutmütig-schwermütig, daß das bei den älteren Semestern in Karlsbad der Brauch sei. Die wiederholte Erwähnung durch Marx hat dem Dr. Gans die Ehrung verschafft, in alle Marx-Biographien als der behandelnde Arzt von Marx einzugehen. Aber er war es nicht.

Der behandelnde Arzt von Karl Marx in Karlsbad, der Mann, der in „Manieren, Sprache etc. dem Garibaldianer und Communegeneral La Cecilia glich" und der Marx den teuren Rat gab, sich als Privatier anzumelden, hieß Dr. Leopold Fleckles. Sein Großvater, Eleazar Fleckles (1754–1826), hatte um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die Würde eines Oberjuristen der Prager jüdischen Gemeinde bekleidet und durch seine Werke und nicht minder durch seinen Kampf gegen die messianische Sekte der Frankisten die Gemeinde Prag zum Zentrum der europäischen Judenheit gemacht. Sein Sohn David hatte physisch und geistig die Sphäre Rabbi Eleazars verlassen, war nach Wien übersiedelt und ein Freigeist geworden. Der Enkel ist laut Wurzbachs Österreichischer Biographie am 14. Oktober 1802 geboren, hat aber seinen siebzigsten Geburtstag erst am 22. September 1875 in Karlsbad begangen. Er war Mitglied der medizinischen Fakultät in Wien und k. k. Sanitätsrat; in Karlsbad ordinierte er als Badearzt von 1839 bis zu seinem Tode am 23. November 1879.

Obwohl seine zahllosen Bücher über Karlsbad und die Heilmethoden ausgesprochen gelehrt sind – wir haben einige von ihnen gelesen oder wenigstens durchgeblättert –, hatte Dr. Fleckles auch die Sehnsucht, ein Literat zu sein. Unter dem Pseudonym Julius Walter schrieb er Verse, Feuilletons und hauptsächlich Reminiszenzen an Karlsbader Begebenheiten. Sie sind auch gesammelt erschienen als „Sprudelsteine", „Neue Sprudelsteine" und so weiter. Mit seinem Sohn, Dr. Ferdinand Fleckles junior, lebte und ordinierte er seit 1864, in welchem Jahr der Junior sich etablierte, im Haus „Merkur" am Marktplatz (heute „Námesti Republiky").

Als Marx schrieb, daß ihn das „Wiener Klatschblatt Sprudel" denunziert habe, ahnte er nicht, daß es der Sohn des Mannes getan, der ihm fürsorglich den Rat gegeben hatte, sich zu tarnen. Der Sohn war Herausgeber der Zeitschrift „Der Sprudel", allgemeines deutsches Bade-Journal, herausgegeben von Dr. Ferdinand Fleckles jun., ehem. Arzt des k. k. Allgemeinen Krankenhauses in Wien, Badearzt in Karlsbad.

Wiewohl sich der Ausdruck „Klatschblatt" journalistisch

mehr als begründet erweist, so ist es doch amüsant, die vergilbten Nummern zu lesen. Insbesondere jene aus der Zeit von Marxens Karlsbader Aufenthalt. In der Ausgabe vom 26. Juli 1874 erschien unter dem Titel „Rochefort in Carlsbad" eine Satire über den Vorwurf, das vornehm-legitimistische, hyperfeudale, hyperloyale Karlsbad habe einen Bund mit internationalistischen Aufrührern geschlossen, „Wo wird Henri Rochefort wohnen?" fragt der Verfasser Julius Walter. „Im Goldenen Schlüssel, wo einst Marx laborierte?" Er macht diesen Kalauer (labour – laborieren), obwohl er wissen muß, daß Marx bisher noch nie in Karlsbad war, und nicht wissen kann, daß Marx nach Monatsfrist eintreffen wird – als des Verfassers Patient.

Am 30. August bringt der „Sprudel" an der Spitze:

„(Telegramm des ‚Sprudels'.) Der langjährige Führer der Internationalen Marx und der Chef der russischen Nihilisten, der polnische Graf Plater, sind zur Cur in Carlsbad angekommen."

Graf Plater selbst verschafft sich in einer Zuschrift seiner Anhänger soviel Reklame wie möglich und läßt seine Opferfreudigkeit lobpreisen, die ihn vor dem Verdacht feien soll, mit der Internationalen Arbeiter-Association zu sympathisieren. Die Richtigstellung wird in der nächsten Nummer des „Sprudel" abgedruckt:

Zur Stellung des Grafen Wladislaus Plater.

Wir werden um die Aufnahme nachfolgender Zeilen von competenter Seite ersucht:

In der letzten Nummer des „Sprudel" wird in einem Carlsbader Telegramm Marx, der Führer der Internationalen, und Graf Plater als unter den Anwesenden aufgezählt und zu des Grafen Charakterisierung angeführt, daß er Chef der russischen Nihilisten sei. Das ist ganz falsch. Graf Plater hat niemals Verbindungen mit den russischen Nihilisten unterhalten, noch jemals mit der Internationalen etwas zu tun gehabt.

Der Graf Plater hat ausschließlich und stets nur der polnischen Sache gelebt, gewirkt, gestrebt und geopfert. Nach Niederwerfung des Aufstandes von 1831, in Folge dessen durch Einführung des „organischen Statut" (26. Februar

1832) Polen seine Verfassung verlor und zur russischen Provinz wurde, wurden seine Güter confiscirt. Seit dieser Zeit lebt der Graf in der Schweiz, und Zürich hat ihn zu seinem Ehrenbürger ernannt. Vor Jahren hat der Graf meistens aus eigenen Mitteln ein „polnisches Nationalmuseum" in Rapperswill errichtet.

Wir brechen hier, in Berücksichtigung, daß der „Sprudel" kein politisches Blatt ist, ab, und ersuchen die geehrte Redaction des „Sprudel", dessen Artikel eine europäische Verbreitung haben, um gefällige Aufnahme dieser Zeilen, deren Zweck es ist, einen so reinen Patrioten, der stets und immer für die „polnische Sache" seine Person und sein Hab und Gut einsetzte, von dem Verdachte, mit den „Nihilisten" oder „Internationalen" zu gehen, rein zu machen.

(Unterschriften)

Im nächsten Jahr hat die Notiz des „Sprudel", welche die Ankunft von Marx ankündigt, keinen denunziatorischen Charakter mehr, nicht einmal seine Zugehörigkeit zur Internationale wird erwähnt. „Marx ist aus London zur Cur in Carlsbad eingetroffen", steht an der Spitze des „Sprudel" vom 29. August 1875.

Darunter die Meldung, daß sich in Karlsbad zur Feier des Sedantages ein Komitee gebildet hat; unter den fünf Mitgliedern ist ein G. Koetchen aus Barmen genannt. Trotz des verstümmelten Namens wittert Marx, daß dieser Koetchen mit dem „alten Narren Koettgen" zusammenhängt. Und als wollte die Zeitschrift auf diese Vermutung Antwort geben, berichtet sie in der nächsten Nummer von dem Toast, den bei der Sedanfeier Herr G. Koettgen hielt. Also Koettgen und nicht Koetchen. Seine Agnoszierung durch Marx hatte gestimmt, und daß der alte Narr noch der alte Narr geblieben, geht aus dem Bericht unmißverständlich hervor: „Herr G. Koettgen aus Barmen toastete in poetisch-schwungvoller Weise auf die deutschen Frauen, welche die Liebe zum Vaterland und den Keim der hohen Sittlichkeit, ohne welchen kein Mannesmut denkbar, in die Herzen unserer Jugend hineingelegt, welche die Schrecken des Krieges durch ihre liebende Sorgfalt in Pflege der Verwundeten und Kranken gemildert, einen warmen Dank, so warm und nie

erkaltend wie die Sprudelquelle, an der das Fest hier gefeiert."

Wir haben bereits davon gesprochen, daß Tussy Marx die Biographen ihres Vaters auf einen Artikel über die Karlsbader Zeit hinwies. „Ich glaube, über Mohrs Aufenthalt in Karlsbad ist Verschiedenes geschrieben worden", schreibt sie an Liebknecht, „unter anderem hörte ich von einem längeren Aufsatz, ich weiß nicht mehr in welchem Blatt, vielleicht kann M. O. in D. etwas Näheres darüber sagen. Er (Mohr) sprach mir von einem sehr guten Artikel."

Nachdem wir nun aus dem alten Prager Adreßbuch gelernt haben, daß M. O. in D. kein anderer sein kann als der bisherige M. O. in P., also Max Oppenheim, der Marx in Karlsbad und den Marx von Karlsbad aus in Prag besuchte, ist der Artikel nur in einem Karlsbader Blatt zu suchen. Und es muß wohl die Zeitschrift von Dr. Fleckles sein, dem Sohn seines Arztes.

Dort, im „Sprudel", Jg. VII, Nr. 22, vom 19. September 1875, ist das Feuilleton „Carl Marx" von Julius Walter ohne weitere Schwierigkeit zu finden. In diesem Artikel drängt sich Relativsatz auf Relativsatz und zwängt sich in den endlosen Hauptsatz hinein. Der Stil verrät einen Verfasser, der sich in Kenntnissen und Einfällen überstürzt und es für leichtbeschwingt hält, mit ihnen nicht hauszuhalten.

Auch gegen die Logik von Julius Walter läßt sich manches einwenden. So sagt er, daß Marx weit weniger populär sei als Lassalle, Schweizer, Hasenclever, Bebel, Liebknecht und Tauschinsky, ja, außerhalb der Genossen kaum bekannt; im gleichen Satz steht jedoch, die erschreckte Phantasie des Bourgeois male sich Marx in Höllenbreughel-Manier aus, zeichne seinen Namen als Menetekel an die Palasttore, Geldschränke und so weiter, und seit der Pariser Kommune sei er vollends der teufelsgleiche Schrecken des Bürgers. Auch die Personalien von Marx sind unrichtig angegeben.

Weshalb hat Marx von diesem Artikel als von einem guten gesprochen, sogar von einem sehr guten? Nun: Marx merkte die Absicht und war nicht verstimmt. Denn es war eine freundliche Absicht. Um Marx vor den Behörden zu schützen, ihn vor allfälligen Angriffen zu bewahren, macht ihn der Autor einige Jahre älter. Damit Marx nicht als

Preuße gelte, läßt er ihn in Saarbrücken geboren sein; um ihn als respektabel hinzustellen, muß er zum Sohn eines begüterten Kaufmanns avancieren. Nein, dieser Marx kann keinesfalls gefährlich sein, weil er eben nicht die Popularität der anderen Arbeiterführer besitzt. Das solchermaßen entgiftete Modell wird noch mehr entgiftet, indem man es als gelehrten und gesellschaftlich unterhaltenden Herrn schildert. Dieser persönliche Teil des Feuilletons trägt übrigens die wahrheitsgetreuesten Züge in das Porträt von Marx.

Carl Marx. Von Julius Walter.

Jetzt, kurz vor Torschluß der Saison, tritt noch ein gar interessanter Gast an den Sprudel, Carl Marx weilt zur Cur in Carlsbad. Obgleich der bedeutendste der Socialisten, ist sein Name doch nur wenig bekannt. Während sein Schüler Lassalle, freilich auch durch sein tragisch-cavaliermäßiges Ende, das ihn selbst zum Romanhelden befähigte, sich der größten Popularität erfreut, und dem zeitungslesenden Publicum – und wer liest heute nicht die Zeitung? – die Namen Schweizer und Hasenclever, Bebel und Liebknecht, ja auch der „Nurmensch" Tauschinsky geläufig sind, ist Carl Marx außerhalb der Genossen kaum genannt und wenn, dann malt sich die erschreckte Phantasie des Bourgeois sein Bild in Höllenbreughel-Manier aus, zeichnet seinen Namen als Menetekel an die Thore der Paläste, an die bürgerlichen Thüren, an die rauchenden Schlote der Fabriken und die eisernen Cassen der Besitzenden, und seit den Tagen der Commune heißt es von ihm

„Er ist's, den Mörder Bruder nennen,
Der in des Bürgers Nachtgebet
Hartan an den Teufel steht." – –

Mit Ausnahme von Fachmännern und einem Häuflein sich vertiefender Literaturfreunde sind seine Schriften – das „Kapital" ausgenommen und etwa noch der „18. Brumaire Napoleon III.", eine Schrift, welche er nach der Thronbesteigung Louis Napoleons, als dieser socialistische Allüren zeigte, mit der Arbeiterpartei coquettirte, um dadurch das Bürgerthum und den Handel, welche zu den Orleans

hielten, zu schrecken und zu ködern, von Brüssel aus flügge machte und die nebenbei bemerkt kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in rascher Folge zwei deutsche Auflagen erlebte – kaum dem Namen nach genannt. Ja, ein berühmter Professor der Nationalökonomie und noch berüchtigter weiland österreichischer Minister bekennt ganz offen, daß ihm Marx' Streitschrift „La misère de la philosophie" als Antikritik der „Philosophie de la misère" des „Kleinbürgers" Proudhon nie zu Gesichte kam, und während Lassalles philosophisch-kritisches Turnier mit Julian Schmid ziemlich geläufig ist, ist die „heilige Familie" als kritische Fehde gegen Bruno Bauer längst vergessen.

Carl Marx ist 1810 zu Saarbrücken geboren, wo sein Vater, ein gebildeter und reicher jüdischer Kaufmann, lebte; er besuchte die Universitäten Bonn und Berlin, wo er Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz trieb, und ging daran, sich als Docent der Philosophie in Bonn zu habilitieren. Als aber Friedrich Wilhelm III. starb und Friedrich Wilhelm der Romantiker den Thron bestieg, Eichhorn Culturminister, Hegel als officieller, preußischer Staatsphilosoph durch die Berufung Schelling's nach Berlin dementirt, Bruno Bauer seines Lehramtes, Hoffmann von Fallersleben seiner Bibliothekarstelle in Breslau, die Vorlesungen Nauwerks und Campes Verlag verboten wurden, und das Muckerthum im „Verein zur Förderung einer würdigen Sonntagsfeier" im stolzen Paradeschritt vor dem gläubigen Könige defilirte, verzichtete Marx auf die Lehrtätigkeit und trat in die Redaction der von Hansen und Camphausen geleiteten „Rheinischen Zeitung", welche er bald darauf selbständig führte. Im politischen Theile wurden die Verhandlungen des rheinischen Landtages mit scharfer Dialectik vom radicalen Standpunkte kritisiert, die Parcellirung des Grundeigenthums bekämpft; im belletristischen – in welchem Freiligrath und Herwegh sangen – gegen das „Junge Deutschland" – gegen sein dilettantisches Herumtasten an der Staatsgewalt zu Felde gezogen, dagegen für Heine und Börne Partei ergriffen und Gervinus mit schneidigem Hohne abgeführt, als er seinen pedantisch-hämischen Angriff gegen Letzteren erließ. Begreiflicherweise wurde die „Rheinische Zeitung" unterdrückt. Marx zog nach Paris, Arnold Ruge war ihm dahin

schon vorausgegangen, nachdem seine Jahrbücher, die Anfangs einen so guten preußischen Anlauf genommen hatten, als sie in Leipzig die Fahne des Radicalismus aufsteckten, verboten wurden. Beide vereinigten sich zur Herausgabe der „Deutschfranzösischen Jahrbücher", deren erstes Heft die Einleitung der „kritischen Revision der Hegel'schen Rechtsphilosophie" von Marx brachte, aber nach kurzem Dasein gingen sie ein; auch Freiligrath war in Paris und besorgte seine Übersetzung Victor Hugo's, und Georg Herwegh war aus der Schweiz herübergekommen und ließ sich von Daniel Stern in den Ruhepausen zwischen dessen zahlreichen Lihytischen Wochenbetten in das Pariser vie bohemienne einführen. Als aber Marx neben seinen nationalöconomischen Studien auch die Agitation gegen Preußen weiterführte, beeilte sich Guizot im Liebesdienst dieser Macht ihn auszuweisen.

Marx zog nach Brüssel; ein abermaliger Versuch mit Jahrbüchern scheiterte neuerdings. 1846 erschienen seine Discours sur la libre échange; als er aber mit Engels gemeinsam „Das Manifest der communistischen Partei" proclamirt hatte, drohte ihm auch die Ausweisung aus Belgien; da kam die Februarrevolution. Nach kurzem Aufenthalt in Paris geleitete er sie nach Deutschland, neuerdings ging er nach Köln und gab jetzt die „Neue rheinische Zeitung" heraus, welche, wie einst ihre Vorgängerin, das junge Deutschland, jetzt die Katheder-Brutusse, die Bierseidel-Robespierre und die Weinstuben-Dantons mit ätzendem Spott verfolgte und verhöhnte, dem Frankfurter Parlament die Zähne wies, und Töne anschlug, wie sie in Deutschland weder früher noch später gehört wurden, welche aber die lauernde Reaction für ihre Zwecke ausnützte, um nach unten das Bürgerthum zu schrecken, nach oben die Regierung zur „befreienden That" zu spornen, die letzten und besten politischen Lieder – ihre Blüthezeit war im Jahre 1848 übrigens bereits vorüber – erklangen noch aus der „Rheinischen Zeitung", wo auch Freiligrath die deutsche Tricolore entfaltet.

„Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme."

Als die Reaction gerüstet dastand, warf sie im Herbst die Maske ab, die Kammern wurden aufgelöst, die neue Verfassung octroirt, Köln in Belagerungszustand erklärt, Marx, der mit dem Schlachtruf „Gewalt gegen Gewalt" die Steuerverweigerung predigte, vor Gericht gezogen, aber von den Geschworenen freigesprochen. Aber erst nach Niederwerfung des Badischen Aufstandes flüchtete er nach Paris, und nach dem 19. Juni, als ihm eine freundliche Einladung nach Morbinhan drohte, nach London, wo er seitdem, in enger Gemeinschaft mit seinem Freunde und geistigen Zeitgenossen Engels, lebt; hier reifte die Frucht seiner langjährigen Studien, „das Kapital", an dessen zweiten Theil er eben die letzte Feile legt; seine Kritik der politischen Ökonomie, sein Pamphlet „Herr Vogt" füllen die Pausen aus, welche ihm umfassende Studien und seine thätige Mitarbeiterschaft an der „New-York-Tribune" gönnten. Am 28. September 1864 wurde bei dem Meeting in St. James-Hall die Internationale gegründet und Marx zum Secretär der deutschen Section ernannt. –

Marx ist jetzt dreiundsechzig Jahre alt. Aber seine schlanke, die Mittelhöhe überragende Gestalt ist noch von jugendlich kräftiger Elasticität; auf dem festen Hals sitzt ein in großen Zügen ausgearbeiteter Kopf mit schön aufsteigender Stirne, in dichten, sich oft überstürzenden Wellen fluthen die weißen Locken bis auf die kräftigen Schultern, der schneeige Bart fließt tief herab, und unter den dichten, noch schwarzbuschigen Brauen funkeln ein Paar leicht aufglühende Augen hervor. Interessant und fesselnd wie seine Erscheinung ist auch Marx selbst. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, die gleichmäßig in die Tiefe wie in die Breite geht, und er ist in allen Sätteln des Wissens wohlberitten. Man fühlt sofort, daß er Einer ist, der Etwas zu sagen hat, und er sagt es mit dem schön gemessenen Athem, der nur dann zu kräftigen Stößen ausholt, wenn er die ihm irrig dünkenden Anschauungen bekämpft, während er bei der sarcastischen Abweisung von Persönlichkeiten den scharfen Stachel seines ätzenden Witzes mit weicher Stimme umhüllt und dadurch um so grausamer wirkt. Aber, wenn er auch seine Anschauungen entwickelt und seine Lehre demonstriert, stellt er sich nicht auf

den Katheder und verschmäht ebenso den docirenden Ton wie das Pathos des Sehers; er spricht leicht und gefällig und doch mit künstlerischer Vornehmheit, und das treffende Wort, das veranschaulichende Bild, der blitzartig erleuchtende Witz, sie sind ihm stets bereit. Theilt man gar seine Gesellschaft mit einer geistvollen anmuthenden Frau wie hier – die Frauen sind ja wie die Kinder die besten Agents provocateurs im Gespräche und locken, da ihnen Allgemeines nur in seiner Beziehung auf Persönliches begreiflich wird, doch stets in die traute Laube persönlicher Begegnisse – da gibt Marx mit vollen Händen aus dem reichen wohlgeordneten Schatz seiner Erinnerungen; mit Vorliebe lenkt er dann seine Schritte zurück in die Tage der Vergangenheit, als noch die Romantik ihr letztes freies Waldlied sang, er ein schwarzlockiger, enthusiastischer Geselle zu A. W. Schlegel's Füßen saß, als er dann mit Bettina, dem Kinde – das freilich damals schon Großmutter war – in Beziehung trat und Heine die noch tintenfeuchten Verse in seine Stube brachte.

Marx ist ein fesselnder Erzähler, ihm ist die Kunst des Fabulirens wie Wenigen eigen, er ist ein geistvoller Causeur, ein blendender Dialectiker, der auch warme Gefühlstöne anzuschlagen versteht, er kann anregen, belehren und fesseln, aber seine beschaulichsinnige Natur, sein speculativer, kritischer Geist, sein künstlerisches Behagen, die Reinlichkeit seines Wesens scheinen nicht darnach angethan, um die schweren Barren seines Wissens in die Verkehrsmünze der Menge umzusetzen, Massen aufzuwühlen und zur That zu begeistern und die heimlich glimmenden Feuer der Menge zur vollen hochaufleuchtenden Lohe anzufachen. Er ist unstreitig mehr Philosoph als Mann der That, und hat mehr das Zeug zum Historiker einer Bewegung, vielleicht (?) zum Strategen, als zum Haudegen.

Es fiel mir selbstverständlich nicht ein, den Politiker Marx zu charakterisieren, ich wollte nur mit wenigen leichten Federstrichen die Conturen eines Mannes zeichnen, wie er mir entgegentrat, eines Mannes, der immer bedeutend bleibt.

1876 war Marx in der Karlsbader Kur – zum dritten- und letztenmal. Zwar sollte und möchte er im nächsten Jahr

wieder hin, und sowohl Engels wie Dr. Gumpert raten es ihm mit aller Dringlichkeit, um so mehr, als sich im Juli 1877 die Schlaflosigkeit und der Zustand der Kopfnerven verschlimmern.

„Allein, es wurde uns gemeldet, die deutsche und die österreichische Regierung beabsichtigten ihn auszuweisen, und da die Reise zu lang und zu kostspielig war, um es auf eine Ausweisung ankommen zu lassen, ging er – zu seinem größten Nachteil, denn nach der Kur dort fühlte er sich immer wie neugeboren – nicht mehr nach Karlsbad." (Brief von Tussy Marx an Wilhelm Liebknecht.)

Ohne Kur aber geht es auf keinen Fall. So entschließt sich Marx, nach Neuenahr zu gehen.

Aber im nächsten Jahre kann Marx nicht einmal nach Neuenahr zurückkehren, geschweige denn nach Karlsbad. Das Sozialistengesetz wirft seine Schatten voraus, überall setzt es Provokationen und Hetze. Nur Frankreich und England und schließlich Algier bleiben zum Ausspannen. Marxens Leiden werden immer schwerer. Rippenfellentzündung, Lungenentzündung, Kopfnervenentzündung, Karbunkel, Lungengeschwür, Ischias. Dazu würgt ihn die Sorge um seine zärtlich geliebte Frau, die noch kränker ist als er, gleichfalls an der Leber. Aus der Zeit, da der Zustand von Frau Jenny am schlimmsten ist, gibt es einen Brief, in welchem Marx davon spricht, wie nötig seine Frau und er einer Karlsbader Kur bedürfen. Dieser Brief ist vor einigen Jahren von der Berliner Autographenhandlung K. K. Henrici feilgeboten worden, und der Auktionskatalog Nr. 153 gibt ihn im Auszug wieder:

„Mein Gesundheitszustand dringt auf Karlsbad. Aber Herr Bismarck, den es sehr nach Kissingen drängt, will's nicht... que faire, wie die Russen sagen. Sich umsehen nach einem der britischen Seeplätze, noch nicht unter Obhut der Gesellschaftsretter von der neuen Heiligen Allianz. Meine Frau ist ernsthaft krank, muß wahrscheinlich nach Karlsbad, und die un-gnädige Exbaronesse von Westphalen gilt vielleicht nicht als Contrebande."

Jedoch die Exbaronesse Jenny von Westphalen kann nicht fahren, weil sie eben die Frau von Karl Marx ist. Sie und er beraten sich brieflich mit Dr. Fleckles junior. Marx

hat dem Sohn des Hausarztes sein Vertrauen übertragen, ihm wiederholt geschrieben, darunter einen Brief über den Wahlerfolg der deutschen Sozialdemokratie, und ihm die französische Ausgabe des „Kapital" geschickt. Am 12. November 1880 schreibt er an Dr. Fleckles nach Karlsbad:

„Sie werden wohl jetzt den endlich von meiner Frau abgeschickten Brief erhalten haben; wie alle weiblichen Kranken verzweifelt sie immer an den Ärzten, die sie gerade in Kur haben."

In den Karlsbader Archiven auf der Suche nach dem Namen Marx beflissen, stellen wir verwirrt fest, daß ein halbes Jahr nach diesem Brief eine Frau Marx aus London in der Kurliste (Nr. 11 836) auftaucht. Sie ist am 8. Juli 1881 angekommen und wohnt im Haus Germania auf dem Schloßplatz, wo Karl Marx drei Saisons lang Mieter war. Die neu Angekommene trägt sich als „Frau Cäcilie Marx, Rabbinergemahlin mit Tochter Zillach aus London" ein. Hat sich etwa Jenny Marx so kurios getarnt, um „nicht als Contrebande" zu gelten? Keineswegs. Namens- und Wohnungsgleichheit sind ein purer Zufall. Jenny Marx, der Karlsbad helfen könnte, durfte nicht hierherkommen und liegt zu dieser Zeit unter gräßlichen Schmerzen in Eastbourne. Bevor das Jahr zu Ende geht, ist sie tot.

Auch Marx vermag „die letzte Karte", wie er in einem Brief an Engels die Karlsbader Kur genannt hat, nicht mehr auszuspielen. In London gibt er am 14. März 1883 seinen Geist auf, den größten Geist des Jahrhunderts.

SCHUHWERK

Ein Aufschrei reißt mich aus dem Schlaf und gellt weiter, da ich mich aufsetze und nachdenke, wo ich wohl sein könnte, und zum Fenster gehe. Unten liegt Amerika, das steht ohne Frage. Es ist aber nicht New York oder Chicago, eher Kalifornien oder Florida oder so etwas. Denn obwohl ich Wolkenkratzer erblicke und auch mein eigenes Fenster offenbar zu einem Wolkenkratzer gehört, scheint es mit Mangel an horizontalem Raum und mit der Höhe der Bodenpreise denn doch nicht so arg zu stehen; zwischen dem gigantischen Warenhaus und dem fünfzehnstöckigen Bürogebäude gegenüber liegen potentielle Bauplätze von mehreren Quadratkilometern brach. Auch das Kino, größer als alle, die ich in Mitteleuropa kenne (nur Gaumont in Paris ist größer), vergeudet seinen Bauplatz; es ist ebenerdig, kein Building überdeckt es, geschweige denn eines wie das Rockefeller Center.

Am verschwenderischsten aber geht der Rasen mit den Dimensionen um – ein untrüglicher Beweis dafür, daß ich weltenfern von Manhattan bin. Und zweifelte ich daran, so hörte ich zu zweifeln auf, da ich die beiden Jahreszahlen lese, zu welchen sich die Blumen des Beetes fügen: 1397 und 1947. Ein Jubiläum also. Ein fünfhundertfünfzigjähriges. Demnach bin ich nicht in Amerika, denn dort gab es Anno 1397 noch nicht einmal eine Jahreszahl.

Vor dem Wolkenkratzer, aus dem ich abgrundtief hinabschaue, halten Autobusse. Sie sind von verschiedenen Größen, von verschiedenen Formen, von verschiedenen Farben, verschiedenem Alter und jedenfalls aus verschiedenen Fernen und Nähen. Die ankommenden Passagiere springen vom Trittbrett aus auf die breiten und diagonalen Wege des Parks ab und fügen sich zu einem Reigen, der sich einem einzigen Ziele zubewegt.

Noch ist es ein gemächlicher Reigen, aber von Minute zu Minute steigert er sich vom Largo zum Andante und schließ-

lich vom Prestissimo zum furiosen Galopp. Zu diesem feuert die neu einsetzende Sirene trommelfellzerreißend an.

Jetzt ist schon eine halbe Stunde vergangen, seit mich das erste Signal an meinen Zuschauerplatz gerufen hat. Damals, vor einer halben Stunde, mögen es kaum ein paar Hunderte gewesen sein, die da aufmarschierten. Allmählich wuchsen die Kolonnen zu Tausenden, und jetzt, da es Punkt sieben Uhr ist und die Sirene zum zweitenmal aufschreit und nun verröchelt, sind es Zehntausende. Keine Nebenflüsse mehr, ein Strom stürzt der Mündung zu.

Sie ist der Eingang in ein Unternehmen. Aber dennoch kein majestätisches Tor, keine monumentale Einfahrt in ein Fabrikgebäude. Eher etwas, was an den Eingang einer Mustermesse oder einer Ausstellung erinnert: neun offene Türen, die aus dem Freien ins Freie führen, bilden eine Reihe.

Jedermann weist diesen neun Wächtern seine Eintrittskarte vor und kann daraufhin passieren wie durch ein Tourniquet.

Von meinem Fenster aus sieht die Menge vor und hinter diesen Eingangstüren wie eine Sanduhr aus: sich mehr und mehr verdünnend, strömt alles zum Durchgangspunkt und stiebt dann, nachdem er passiert ist, wieder ins Breite auseinander.

Der Sirene geht der Atem aus. Indem sie zu Ende röchelt, wird der Rasen wieder sichtbar, und der Platz samt den neun Türen im Hintergrund schaut scheinheilig drein, menschenleer, schläfrig. Wie? Hier hätten sich vor einer Minute Zehntausende gedrängt und gestoßen? Leiden Sie nicht an Halluzinationen, mein Herr?

Wo ich bin, weiß ich selbstverständlich längst. Ich bin in Zlín, bei Bata, Národni podnik. Aber ich weiß dennoch weniger, als ich heute nacht wußte. Da war ich eben angekommen und hatte noch nicht einmal das gesehen, was ich jetzt sehe.

„Sagen Sie mir bitte", frage ich das Stubenmädchen, das in mein Zimmer tritt, „warum rennen die Menschen so in die Fabrik?"

„Wie bitte?" fragt sie zur Antwort, denn sie versteht überhaupt nicht, was ich frage. „Bei Beginn der Arbeit muß ja jedermann im Betrieb sein ..."

„Aber die Leute jagen doch wie toll!"

„Sie müssen am kruh" (laufenden Band) „sein, sonst könnten doch die anderen nicht anfangen."

„Wenn jemand zu spät käme, würde er bestraft werden, nicht wahr?"

„Wenn sich durch wiederholte Verspätung die Arbeit am kruh verzögert, schädigt er die anderen und wird bestraft. Es ist aber nicht mehr wie früher. Früher wurden jedem Gehaltsabzüge aufgedonnert, wenn er sich auch nur um eine Minute verspätete."

Der Schöpfer der Dynastie Bata

Mehr als ein Vierteljahrhundert haben Thomas Bata und sein Wirtschaftswunder die Welt beschäftigt. Die Saga begann damit, daß ein mährischer Pantoffelschuster Thomas Bata, Schwiegersohn des Hofrats Dr. Kerzl, seine Schuhfabrik in einer noch nicht dagewesenen Weise ausbaute, um die österreichisch-ungarische Armee zu beschuhen. Hofrat Dr. Kerzl war der Leibarzt Kaiser Franz Josephs, ein Mann im Dunkeln. Selbst in der einzigen Anekdote, die man von ihm erzählte, blieb er nur ein stummes Objekt. Laut dieser Anekdote soll Hofrat Dr. Kerzl einmal im Schlafanzug ans Bett Kaiser Franz Josephs gestürzt sein, als dieser plötzlich einen schweren Anfall erlitten hatte. Aber Franz Joseph habe ihn weggewiesen, die Worte japsend: „Ziehen Sie sich zuerst den Frack an."

In Wirklichkeit war Hofrat Dr. Kerzl der Mann, der immer um den Kaiser war, Zahl, Art und Dauer der Audienzen und Besuche bestimmte letzten Endes er. Er spielte am österreichischen Kaiserhof etwa die Rolle, die hundert Jahre vorher der Dr. Struensee am dänischen gespielt hatte. Aber Hofrat Dr. Kerzl, schlauer als Struensee, spielte sie nicht öffentlich.

Wenn wirklich Hofrat Dr. Kerzl der Schwiegervater jenes jungen Schusters war, dann konnte dieser kaum etwas Geringeres werden als Lieferant der k. u. k. Armee, ein unbegrenzter Millionär und Kaiser über alles Fußvolk in Uniform und Zivil.

Als nach dem Jahr 1918 Beziehungen zum österreichischen Hofstaat zu etwas geworden waren, womit für einen Bürger der tschechoslowakischen Republik kein Staat zu machen war, sagte sich Bata von der angeblichen Verwandtschaft mit Hofrat Dr. Kerzl öffentlich los. Seine Gattin sei eine geborene Menšik, Tochter des pensionierten Regierungsrates Dr. Alexander Menšik. Damit wäre die plausible Erklärung für den Aufstieg Batas in sich zusammengefallen, wenn sich nicht Gerüchte erhalten hätten, daß die Familien Menšik und Kerzl verschwägert seien.

Jedenfalls hatte Bata die Heereslieferung in der Tasche gehabt, in der der Profit steckte, und kein Hindernis stellte sich ihm in den Weg, als er seinen Schusterthron nun im Nachfolgestaat aufschlug.

Seine Regierung (1915–1932) war die eines Tyrannen, aber keinesfalls eines gewöhnlichen. Vor allem war er ein Mährer. Hier möchte ich die von wenigen bemerkte Tatsache einschalten, daß Mähren der Welt eine unverhältnismäßig große Zahl von Persönlichkeiten geschenkt hat. Ohne den gemeinsamen Nenner dieser Größen zu bezeichnen und ohne die geistige Nährkraft dieser Landschaft näher zu erklären, setze ich einige weltumfassende Namen hierher: die Philosophen Comenius und Thomas G. Masaryk; Gregor Mendel, den Entdecker der Vererbungsgesetze, und den Empiriokritizisten Ernst Mach; Myslbek, den Bildhauer, und Uprka, den Maler; Palacký, den Historiker; Janaček, den Komponisten, und Absalon, den Urzeitforscher; die Schauspielerinnen Therese Kronos, Fritzi Massary und Leopoldine Konstantin, die Schauspieler Eric von Stroheim und Max Pallenberg sowie zahllose Dichter und Schriftsteller in tschechischer und deutscher Sprache, unter denen Marie von Ebner-Eschenbach, Petr Bezruč, Ottokar Březina und Robert Musil nicht vergessen seien. (Sigmund Freud, Gustav Mahler, Karl Kraus stammen von der Grenze.)

In geistesgeschichtlicher Beziehung gehört selbstverständlich Thomas Bàta keineswegs in diese Kategorie. Er war ein Kaufmann und Fabrikant, der die von Rathenau klassifizierte Eigenschaft besaß, das Geldverdienen nicht als Ursinn seines Schaffens anzusehen. Was er wollte,

wollte er aus Machttrieb, was ihn peitschte, war sein beinahe sportlicher Ehrgeiz eines Amateurs, und er verstieg sich schließlich zu dem des Akrobaten Zemganno, der seine Schwerkraft überwinden will. Thomas Bata sah sich als Übermenschen und demgemäß alle anderen als Untermenschen, er betrog sie ohne Hemmung, er beutete sie aus, traktierte seine Angestellten mit Fußtritten, schmiß unbedenklich seine Arbeiter aus Wohnung, aus Arbeit und – aus dem Leben.

Sogar das, was außerhalb seines Fabrikbetriebes lag, zertrat der Bata-Schuh, der Absatz des Bata-Schuhs erbarmungslos. In jedem böhmischen Dorf errichtete er eine Bata-Filiale, und so gab es in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei, ja in der ganzen Welt kaum noch jemanden, dessen Handwerk es war, Schuhwerk zu machen. Schuhe auf Maß gehörten der Geschichte an. Dem Schuster, der bei seinem Leisten bleiben wollte, blieb zunächst nur die Flickschusterei übrig. Zunächst. Denn schon schuf Bata sein Netz von Reparaturwerkstätten, und der Schusterstand, der fast so alt war wie die Fußgängerei, endete jäh und buchstäblich durch Selbstmorde.

Wie wenig ließ Bata sich das anfechten! Im Bata-Mausoleum von Zlín sieht man altertümliche Schusterwerkzeuge ausgestellt. „Die erste Werkstatt Thomas Batas", steht darauf, und ehrfürchtig-neidisch betrachteten die Besucher-Einkäufer aus der Fremde ein so dukatenscheißerisches Inventar. Aber ein alter Genosse aus dem Betrieb nahm mich zur Seite: „Das hat früher einem Mann in Ostrau gehört. Schon sein Urgroßvater war dort Schuster gewesen. Als er sich von Bata endgültig ruiniert sah, packte er alles in zwei Kisten und lieferte es in der Bata-Fabrik ab ‚für den Chef'. Dann sprang er mit seiner Frau und zwei Kindern in die Ostrava. Thomas Bata bekam gleichzeitig mit der Todesnachricht diesen Nachlaß und schaute sich ihn an. ‚Lassen Sie das drüben mit der Aufschrift aufstellen, daß das Werkzeuge aus meinen Anfängen sind.' Der hat Nerven gehabt, was?"

Die Befehle Thomas Batas waren unfehlbar, über ihnen stand nur er selbst! So befahl er sich selbst und starb daran: am 15. Juni 1932 bestand er darauf, in Nebel und Sturm

abzufliegen, obwohl der Pilot es schlotternd, weinend und flehend als unmöglich erklärte. Drei Minuten später sauste das Flugzeug und seine beiden Passagiere zerschmettert zu Boden ...

J. A. Bata, der Nachfolger

Thronerbe Thomas' I. war sein um zweiundzwanzig Jahre jüngerer Stiefbruder Jan Anton Bata. Er war immer ein Hohlkopf gewesen, und Thomas hatte ihn wiederholt vor der Belegschaft als solchen beschimpft und mit Fußtritten traktiert. Aber das Reich einer Frau oder einem Kind zu überlassen, und wäre es auch seine eigene Frau und sein eigenes Kind, dazu fühlte Thomas I. zu dynastisch = zu batisch, zu maskulin und setzte seinen verachteten Bruder zum Thronerben ein.

Als man diesem vom Flugfeld aus die Katastrophe mitteilte, ergriff er das Telefon und nannte sich: „Hier spricht der Chef." Er verfügte, daß ein Auto auf das Flugfeld abgehe. Daß er sich ohne Wimpernzucken mit dem Titel seines Bruders meldete, der das Unternehmen selbst gewesen war, erschütterte die Belegschaft wie eine Gotteslästerung.

Aber Jan Bata hatte mit der Nachricht vom Absturz seines Bruders und seinem Aufstieg zur Macht die göttliche Eingebung empfangen, der größte Mensch des Weltalls zu sein. Daß er mit Hilfe der Nazis und seines besonderen Freundes Göring seine Nation verriet (unter anderem wollte er die Nation samt und sonders nach Patagonien übersiedeln), lag in seiner Händlernatur und schien ihm wohl selbst nichts so Besonderes. Was ihm welthistorisch schien, war die Idee, den Stempel seiner eigenen Gottartigkeit dem Unternehmen seines Bruders auf ewig aufzudrücken.

Zu selbigem Behufe ließ er sich – etwas gewiß noch nicht Dagewesenes – einen allgegenwärtigen Fahrstuhl schaffen.

Ich gehe gleich hinüber ins Administrationsgebäude (administrativni budova), um mir diese weltberühmte Räumlichkeit anzuschauen. Es ist nicht so, daß ich unten sogleich in diesen Salon-, Regierungs-, Audienzwaggon einsteigen kann. Das ginge bei den anderen Fahrstühlen, die hier nebeneinander stehen, ein vertikaler Bahnhof. Blitzzüge

machen nur in einem einzigen Stockwerk Station, Schnellzüge in jedem fünften, Personenzüge in allen Stockwerken, die Paternoster halten überhaupt nicht. Senkrecht auf diese senkrechten Fahrstühle verkehrt hier auch einer – also ein horizontaler. Ich sah ihn von außen, und mir wurde schon unten schwindlig, als ich ihn entlang der Fassade fahren sah. Ich notierte mir den Entschluß: „Mal mit Fensterwagen fahren." Bevor ich diese Absicht ausführe, möchte ich nur den Ausdruck „Fensterwagen" erklären. Er hat nicht etwa Fenster, sondern ist ein offener eiserner Korb, in dem zwei Männer tagein-tagaus, jahrein-jahraus elektrisch bei den fünfzehnhundert Fenstern vorfahren, um teils die Läden zu reparieren, teils die Scheiben zu putzen.

Weit bequemer ist wohl der mobile Thronsaal eingerichtet, der mitnichten zu mir herunterfährt, sondern zu dem ich sechzehn Stockwerke mit hundsgewöhnlichem Lift hinauffahren muß, das ist mir eine schöne Demokratie!

Oben steige ich aus, um einzusteigen. Dem fahrbaren Direktionsbüro, in das ich einsteige, sieht man an, daß es ein Direktionsbüro ist, nicht sieht man ihm an, daß es fahrbar ist. Und wer könnte wissen, was hier zu beginnen. Nehmen wir an, der Chef von Bata und alle für seine Stellung in Betracht kommenden Leute auf der Welt stürzten den Todessturz aus dem Flugzeug. So würde ich gezwungen werden, das Unternehmen zu übernehmen. Gut, ich würde telefonieren: „Hier der Chef..." Aber was weiter? Welchen von den Knöpfen, die hier in allen Nuancen der Farbenlehre prangen und von denen jeder nach meinem Druck verlangt, welchen soll ich drücken? Ich drücke etwa den bordeauxroten. „Hier Buckinghampalast, London", antwortet es mir sofort. „Kann ich Se. Majestät sprechen?" sage ich, um etwas zu sagen. „Ich bin beim Telefon", antwortet King George VIII. dienstfertig, und ich – ich hänge ab, erstens, weil ich nicht weiß, was ich so eilig vom König von England verlangen sollte, und zweitens, weil ich nicht Jan Bata bin, also weiß, daß der König von England nur in meiner Einbildung am Apparat ist. So größenwahnsinnig kann man nur werden, wenn man's schon vorher war.

Versuchen wir's mal mit dem gelben Knopf, entschließe ich mich, drücke wirklich und warte, wer sich melden wird.

Stalin? Der Papst? Rockefeller jun. ...? Während ich warte, blinzelt die Wand. Der Fahrstuhl fährt also bereits, er fährt an etwas vorbei, in die Tiefe. Wahrscheinlich fahre ich in den Mittelpunkt der Erde, wie sich's für den Thronherrn der Firma Bata geziemt, und soll dort Schuhe verkaufen, feuersichere, kesselstarke, pech-, schwefel- und höllenfeste. Aber, o Glück, der Thron ist noch immer auf irdischem Boden, und ein Thronhüter, der unbemerkt in einer Ecke saß, hat meine unvollendete Höllenfahrt mitgemacht.

„Wollen Sie aussteigen?" fragt er mich.

„Nein, bitte lassen Sie noch halten, ich möchte mich ein bißchen umsehen."

„Bitte."

Das graphologische Gutachten

Ich frage, was diese besonders dicke Mappe auf dem Regal bedeutet.

„Das sind die graphologischen Gutachten über den Stab unserer Firma. Der erste Chef der Firma, Herr Thomas Bata, hat sich diese Gutachten seinerzeit in London bestellt beim Graphologen Robert Saudek."

Ob ich sie anschauen könnte?

„Nun, wenn Sie wollen. Früher hat sie der Chef unter schärfstem Verschluß gehalten, insbesondere vor seinen Hauptmitarbeitern, von denen die Gutachten aussagten. Nun, heute können sie niemanden interessieren."

Mich interessieren sie doch. Sie interessieren mich, obwohl die wenigen Herren aus Batas Stab, die ich persönlich kannte, nicht mehr vorhanden sind. Dr. Podlipsky wurde von den Nazis hingerichtet, weil er das Abhören ausländischer Radiosendungen organisierte; mein ehemaliger Redaktionskollege aus den „Lidové Noviny" und spätere Bata-Direktor Hugo Vavrečka wurde angeschuldigt, mit den Nazis kollaboriert zu haben, und fand seine Strafe darin, daß er nun die solcherart erworbenen Millionen im Ruhestand verzehren muß; an Dr. Leimdörfer, der in Berlin die Bata-Propaganda organisierte, hat das Gas den Tod durch Erwürgen verübt. Die, die noch bei der Firma Bata sind

und nun ihre Führung innehaben, schienen damals schwerlich einer graphologischen Leibesvisitation wert.

Übrigens weiß ich gar nicht, wer es ist, auf den sich die einzelnen Gutachten beziehen, jedes Blatt trägt wohl eine Chiffre, aber keinen Namen. Ich blättere sie durch, weil sie ein ungedrucktes Buch, ja ein gar nicht für den Druck gedachtes darstellen. Der Romanautor, der es um hohen Honorars willen schrieb, hatte ein Problem zu lösen: auf Grund der vagen Anhaltspunkte von Schriftzügen darzustellen, welchen Charakters die ahnungslosen Schreiber seien.

Die zu begutachtenden Briefe waren, wie gesagt, keine Stellungsgesuche, keine Offerten, und man fragt sich, was das für ein Chef sein muß, der Auskünfte über den Charakter von Menschen bedarf, mit denen er in einer isolierten Ortschaft pausenlos zusammen lebt, zusammen arbeitet!

Eines der Blätter, das zehnte, ist auffallend durch die Entschiedenheit des Tons und durch die Energie der Warnung. Es ist ein Steckbrief oder eine Beschimpfung des zu Begutachtenden, eine direkte Aufforderung, diesen mit Fußtritten aus dem Amt zu jagen.

Wie konnte sich der Schriftsteller-Diplomat Robert Saudek zu so etwas hergeben? Hat er etwa die direkte Weisung dazu bekommen?

Ich frage, ob man mir feststellen könnte, auf wen sich dieses Urteil bezieht. Der Beamte findet den Index, der in einem anderen Schrank verschlossen gehalten wird. „Welche Nummer wollten Sie wissen?" – „Die Nummer zehn." Er sucht eine Weile. „Nummer zehn ist Jan Bata. Das war der Stiefbruder von Thomas und sein Nachfolger."

„Hm."

Nun lese ich das Schriftstück noch einmal und noch erregter als das erstemal.

„Jedes Wort", so glossiert der Beamte, der mir über die Achsel schaut, „jedes Wort klingt so, als hätte es Thomas Bata selbst diktiert. Gerade in diesen Worten hat er dem Jan immer seine Verachtung ausgedrückt. Aber trotzdem hat er den Jan zum Erben eingesetzt. Alle Beamten wußten von dem Testament und waren entsetzt darüber. Direktor Čipera soll Thomas einmal über den Grund dieses Testa-

ments befragt haben, worauf Thomas geantwortet habe: ‚Der Ärgste aus der Familie stiehlt noch immer weniger als der ehrlichste Fremde.'"

Auch das graphologische Gutachten hat Thomas nicht dazu veranlaßt, seinen Letzten Willen zu ändern. Es lautet:

Handschrift Nr. 10

1. Ehrlichkeit: Ist unzuverlässig. Wenn er Ihr Angestellter ist, möchte ich ihn nicht auf Grund des Vorgelegten verdächtigen, muß aber sagen, daß ich ihn niemals empfohlen hätte, wenn Sie mir die Handschrift vor dem Engagement vorgelegt hätten.
2. Gründlichkeit: Scheinbar gründlich. Gern läßt er seine Unzufriedenheit durch Schikanen an Leuten aus, die im Bereich seiner Befehlsgewalt sind.
3. Entschlossenheit: Sehr erregbar, starrköpfig. Sein Ziel verfolgt er mit gut vorbereiteten Tricks.
4. Ehrgeiz: Streber.
5. Initiative: Jagt zufälligen Vorteilen nach, hat aggressive Initiative. Kein Erpresser, hat aber dazu Anlage.
6. Organisationsfähigkeiten: Kein produktiver Arbeiter, bei Ausnützung der Konstellation sieht er nicht in die Zukunft, sondern hält sich an augenblickliche Vorteile.
7. Technische Fähigkeiten: Nicht ausgeschlossen, daß er gute Einfälle hat, aber es ist ausgeschlossen, daß er fähig ist, sie selbst technisch durchzuführen.
8. Offenheit und Aufrichtigkeit bei Verhandlungen: Scheinbar offen, weil er mit den meisten Menschen in Konflikt gerät. Gleichzeitig Hypokrit.
9. Gesundes Urteil: Absolute Unsachlichkeit.
10. Entwicklungsfähigkeit: Hängt völlig von der Atmosphäre und dem Grad der Selbständigkeit ab, die Sie ihm lassen werden. Wenn Sie ihm die Freiheit geben, würde er sich eher in negativem Sinn entwickeln.

So sah ihn (nicht anders, als ihn sein Bruder und Vorgänger sah) die Graphologie. Und die nachfolgenden Ereignisse gaben dem Urteil nur allzu recht.

Wenn die Bata-Fabrik noch besteht, so besteht sie nicht wegen Jan Bata, sondern trotz ihm. Sie besteht auf Prin-

zipien, die jenen Jan Batas (und auch denen seines Bruders Thomas) voll entgegengesetzt sind.

Das gilt selbstverständlich nicht von der Technologie des Betriebes. Die ist im Grunde die gleiche geblieben, wenn nicht gar ausgebaut worden.

Hat man mehrere Stunden lang die Fabrik durchwandert, die Lager, die Verkaufsstellen, die Apparate und die Modelle besichtigt, so ist der Kopf vollgefüllt mit dem, was man, dem Sprichwort zufolge, nicht im Kopf hatte und deshalb in den Füßen haben mußte.

Manches hatte ich einst im Kopf gehabt, aber es war immer nur irreal gewesen, wie ein nie geglaubtes und längst verschüttetes Kindermärchen. Nun taucht es wieder auf: die Siebenmeilenstiefel des Gestiefelten Katers; die auf der Treppe verlorenen Glaspantoffel, nach deren kleinen Maßen der Prinz das Aschenbrödel wiederfindet und agnosziert; da sind die Stulpenstiefel, welche dieser und andere schöne Prinzen der Märchenwelt trugen, und da sind auch die mit Perlen und Brillanten besetzten Ballschuhe der ebenso schönen wie winzigfüßigen Prinzessinnen.

Auch größere und realere aus neuerer Zeit sah ich. So zum Beispiel die mit sechzig Ösen ausgestatteten Schnürstiefel der Himmlerschen SS, mit denen man bequem über Leichen schreiten konnte, ja, mit ihnen konnte man ohne Beschwer lebende Menschen zu toten zertrampeln, ohne daß das eindringende Blut der Zertretenen die Socken der Zertreter bespritzte. Stiefel für Jagden im Sumpfgebiet sind ähnlich fest, undurchlässig und kniehoch.

Und man glaube nicht, daß sich alle Schuhe des weiblichen Geschlechts von solchen des männlichen allzusehr unterscheiden. Da sah ich, just in Reih und Glied mit den SS-Stiefeln, hohe, rote Stiefeletten, wie sie jene Spezialistinnen des nächtlichen Mädchengewerbes am Berliner Kurfürstendamm trugen, um sich eventuellen Interessenten als schlagkräftige Partnerinnen zu empfehlen. Ihre Schuhe glichen denen der SS-Männer; nur daß diese letzteren nicht rot sind, weil sie es vermeiden wollten, auch durch die Schuhfarbe an ihre Kolleginnen zu erinnern.

Übrigens waren auch diese roten Sadistinnenstiefel schon damals, als das nächtliche Berlin sie als den letzten Schrei

der geprügelten Menschheit begrüßte, keine Novität mehr. In meiner Jugend trat die Titelheldin des Pariser Markthallen-Singspiels „Madame Angot" mit dieser blutroten Fußbekleidung auf. In Prag war die Operettendiva, sie hieß Marenka Zieglerová, mit ihnen geradezu identisch, und welcher Jüngling träumte nicht davon, die Füße seines Mädchens in solchen Purpur gehüllt zu sehen. Sein Wunschtraum ward zu einem Gassenhauer: „Má milá, má Angot-perka, ruta-tuta-tu, – uz je nosi od úterka, ruťa-tuta-tu." Heute, bei Bata, sah ich die Angotperka wieder!

Manches anderes sah ich wieder, was ich einst gekannt, ohne es vielleicht gesehen zu haben. Die Kothurne zum Exempel, die wir uns als Schüler zu konstruieren bestrebten, um in unseren Theateraufführungen Achilles zu sein oder Agamemnon. Uns gelang es nicht, auf diesen erhabenen Kothurnen zu schreiten, selbst die Versfüße kippten angesichts dieser griechischen Fußbekleidung, und die weltbedeutenden Bretter stöhnten unter unserem Schritt. Dem Bata gelang es, die richtigen Kothurne zu schustern, und wir hätten die Wiedergeburt des hellenischen Dramas bewerkstelligen können, wenn wir die Kothurne bei ihm bestellt hätten. Aber ach, wir ahnten nicht, daß ein Mann in Mähren wohnte, der den fünffüßigen Jambus zu beschuhen vermochte.

Einige Mädchenschuhe rufen wehmütige Erinnerungen in mir wach, die durchsichtigen, wie sie Elly trug, und als einzige unserer Tanzstunde trug, kamen seither als „Plexy" in die Mode und – aus der Mode; die kleinen Muscheln auf blau-weißen Schnürsenkeln hatte Mizzi Bardi auf der Bühne kreiert, aber das Paar im Bataschen Modellmausoleum zu Zlín hat heutzutage wohl kein Geschwister auf dem Straßenpflaster der Erde mehr. Oh Knöpfelschuh, oh Knöpfelschuh, wohin bist du entschwunden...

Länger aber als vor dem Mausoleum der Mädchenschuhe stehe ich vor dem der Fußballstiefel. Denn viele Jahre habe ich in solchen oder ähnlichen Stiefeln den Ball vor mir her getrieben, ihn von mir weggeshootet, dem Feinde mitten ins Tor – oder daneben. In Prag hießen sie „Treter", dieses Wort ist meine Schöpfung, und ich hatte einst gehofft, mit ihr in die Geschichte der Internationalen Fußball-Assozia-

tion einzugehen. Aber schon die Wiener lehnten meinen Ausdruck ab, „weil er aus der Provinz kam", sie blieben bei dem ebenso nichtssagenden wie falschen Ausdruck „Bretteln", und ich hatte mit meinen großartigen Tretern abzutreten.

Bata empfand den Fußballsport als Huldigungsakt für jene beiden Extremitäten, deren Pflege sein Lebenswerk, das Schuhwerk, geweiht war. Sein Fußballklub in Zlín engagierte die kostspieligsten Professionals, und Thomas Bata hegte den Traum, für die elf Funktionen der Mannschaft je ein besonderes Paar Schuhe zu konstruieren. So sah ich heute ein Paar Mittelhalbschuhe, die nicht etwa mittlere Halbschuhe, sondern Schuhe für den Mittelhalf waren. Die Handschuhe für den Torwächter waren mehr Fußschuhe als Handschuhe, denn sie wurden von regelrechten Schuhriemen verschnürt, und in dem Sweater Bataschen Fabrikats suchte ich nach eingenähten Brandsohlen.

Nicht nur dem Fußball gehörte Batas sportliches Interesse, auch an dem Fahrrad machte er sich zu schaffen, und zwar gleichzeitig mit dem – Klavier. Was zwei einander so unähnliche Instrumente sich in der Liebe Batas zusammenfinden ließ, war die Eigenschaft, daß beide Pedale haben!

Schon längst regierte Thomas Bata im Wolkenkratzer, als seine Weltanschauung noch immer die des alten Schusters blieb. In ihm lebte noch immer seine Werkstatt im Souterrain. Nur aus dem oberhalb seines Kopfes gelegenen Fenster konnte er die Welt anschauen, und sie bestand nur aus Vorübergehenden mit Schuh und Strumpf. Alles Menschliche bewegte für ihn sich auf den Füßen. Ein Fußgänger ist ein Fußgänger und kein Reiter, so hatte er es aus seiner Sohlenperspektive seit eh und je gesehen, und wer einem anderen Fortschritt das Wort redete, ob es nun ein Gewerkschafter oder ein Sozialist war, den hielt Bata für einen Feind der Menschen und verfolgte ihn mit allen Mitteln, insbesondere mit seinen Leisten, die er ihm an den Kopf warf, oder er behandelte ihn mit Wichse und Fußtritten.

Wenn Thomas Bata dem Christentum treu ergeben war, so war er es gleichfalls aus einem solchen äußeren Grunde. Hatten doch die ersten Verkünder dieser Lehren ihre Mis-

sion zu Fuß ausgeübt, nur mit Hilfe der berühmt gewordenen pedes Apostolorum!

Hätte jemand dem Bata einen zur Reklame verwendbaren Beweis dafür geliefert, diese Schuhe der urchristlichen Wanderlehrer seien Batasches Fabrikat gewesen, so würde er ohne Zweifel alle Pilger unentgeltlich beschuht haben, die nach Jerusalem oder nach Rom ziehen wollen, um den schon fast weggeküßten Fuß Sancti Petri zu küssen.

Den Füßen großer Zeitgenossen hat er Denkmäler gesetzt, die in der Modellabteilung zur Schau stehen. Sein Traum war, ein Paar von Mussolinis Röhrenstiefeln zu erlangen, aber zufälligerweise gelang ihm das ebensowenig, wie seinem Bruder die Erwerbung eines Paars authentischer Stiefel Görings gelang.

Andere Schuhgrößen prangen da zu ewigem Andenken an ihre Träger. Es ist besonders rührend, dort den alten Schuhmacher, der sie zumeist angemessen hat, die Legende zu einem Stiefelpaar Thomas G. Masaryks sprechen zu hören. Diesem Schuster zufolge hat die Schöpfung all ihre Schöpfungskraft aufgewendet, um ihr Meisterstück zu schaffen: dem edelsten Mann die edelsten Füße. Th. G. Masaryk hatte sie nur zu tragen und sich von ihnen tragen zu lassen, um Vater, Sohn und Heiliger Geist seines Volkes zu sein.

Schuhe oder Fußabgüsse von Riesen und Zwergen gibt es im Betrieb ausgestellt und Schuhe von Prominenten, zu denen auch die erste Chefin, Frau Bata, geborene Menšik, gehört. Vieles ist da, zur Erinnerung an vermoderte Moden, altes Werkzeug und Lehrmittel und Diagramme, Pediküre und Orthopädie, Klumpfüße und vor allem Hühneraugen, deren Vermeidung, Verhütung oder Ausrottung das Hauptbestreben des Schusters sein muß – eine ganze Reihe von Vorschriften zum Vernichtungsfeldzug hängt an der Wand, die „Zehn Gebote" sozusagen.

An jedem Apparat, in jedem Gespräch mit dem Arbeiter hört man etwas Ungeahntes über die Extremitäten. Sogar theoretische, höchst wissenschaftliche Lehren ...*

* [Hier bricht das Manuskript ab.]

NACHBEMERKUNG

Der zweite Band der Gesammelten Werke von Egon Erwin Kisch umfaßt sämtliche Prager Reportagen von den frühen Versuchen bis zu den späten Arbeiten, die zum größten Teil in den vier von Kisch herausgegebenen Sammlungen „Aus Prager Gassen und Nächten", „Prager Kinder", „Die Abenteuer in Prag" und „Prager Pitaval" vorliegen. Die durch die verstorbenen Herausgeber Bodo Uhse und Gisela Kisch festgelegte Konzeption der Werkausgabe sah vor, die Prager Reportagen in einem Band zu vereinigen. Die endgültige Zusammenstellung ergab jedoch, daß die Texte umfangmäßig zwei Bände beanspruchen. So erscheinen die Prager Reportagen als Band II in zwei selbständigen Teilen. Der erste, 1968 veröffentlichte Teil nimmt die Sammlungen „Aus Prager Gassen und Nächten", „Prager Kinder" und „Die Abenteuer in Prag" auf, der zweite hier vorliegende Teil den „Prager Pitaval" und die „Späten Reportagen".

Der „Prager Pitaval" erschien zuerst 1931 im Verlag Erich Reiß, Berlin. Wie in den vorangegangenen Ausgaben übernahm Kisch aus früheren Sammlungen Arbeiten, von denen die Reportagen „Zu Besuch bei toten Sträflingen", „Ein gefälschtes Kulturdokument" („Der Prozeß Hanka gegen Kuh") und „Räuberhauptmann Babinsky" zurückgestellt wurden, da sie hier nur unwesentlich verändert erschienen. Die veränderte Neuausgabe des Aufbau-Verlages von 1952 enthielt demgegenüber drei neue Arbeiten („Lenore", „Wie der Türke auf der Karlsbrücke um seinen Säbel kam" und „Mörder bauten dem zu Ermordenden ein Mausoleum") und die Neufassung der Reportage „Der wiederbelebte Spielberg" (vorher: „In den Kasematten des Spielbergs"). Diese Arbeiten wurden in unsere Ausgabe eingeordnet. Ebenso fand hier die Reportage „Wie Modratschek erfuhr, wer Mayer war" aus dem 1948 im Globus-Verlag, Wien, erschienenen Band „Abenteuer in fünf Kontinenten" ihren Platz.

Unter „Späte Reportagen" sind sechs Arbeiten zusammengefaßt, die nach 1945 in verschiedenen Ausgaben veröffentlicht wurden, jedoch thematisch zum Komplex der Prager Reportagen gehören. Vier davon erschienen 1952 im Aufbau-Verlag in der neu zusammengestellten Ausgabe „Der rasende Reporter", nämlich „Friedhof, reichend von Industrierevolution zum Imperialismus", „Fischfang im Südböhmischen See", „Ein Tag mit Petr Bezruč" und „Schuhwerk". „Die letzten Schritte des K. H. Frank" war bereits in „Abenteuer in fünf Kontinenten" abgedruckt, während die umfangreiche Reportage „Karl Marx in Karlsbad" als selbständige Publikation 1953 im Aufbau-Verlag herauskam. Zu „Ein Tag mit Petr Bezruč" und „Schuhwerk" fanden sich im Nachlaß Kischs Handschriften, auf Grund derer Korrekturen und kleine Ergänzungen berücksichtigt werden konnten.

Wenngleich bei den Eigenheiten der Prager deutschen Sprache – was besonders auf die frühen Sammlungen zutrifft – eine durchgehende Angleichung an den heutigen Sprachgebrauch nicht durchgeführt werden durfte und ebenso eine Vereinheitlichung der unterschiedlich tschechisch und deutsch wiedergegebenen Eigen- und Ortsnamen nicht vorgenommen wurde, sind Interpunktion und Orthographie bei größter Schonung des authentischen Textes den heutigen Regeln angepaßt.

Bei der Zusammenstellung dieses Bandes wurde der Verlag durch Frau Edelgarde Oehlandt unterstützt, die auch die Anmerkungen verfaßte.

ANMERKUNGEN

Prager Pitaval

11 *so daß die Hebellänge dieser Schere sechs Meter betragen hätte* – Offensichtlich ein Irrtum Kischs, die Hebellänge kann nur drei Meter betragen.

15 *er hat savoir vivre, obwohl er nur zum savoir tuer verpflichtet wäre* – Das Wortspiel läßt sich nur sinngemäß übersetzen: Er versteht zu leben, obwohl er nur verpflichtet wäre, das Töten zu verstehen.

20 *Coadjutor cum jure successionis* – (lat.) Gehilfe mit Nachfolgeberechtigung.

46 *Nam et noctem ...* – (lat.) Denn er hat vor Zahnschmerzen die vergangene Nacht völlig schlaflos zugebracht.

60 *on y faisait une figures très mince* – (franz.) man machte sehr lange Gesichter.
ex praesidio – (lat.) vom Präsidium.

63 *Les Frey sont nés juifs ...* – (franz.) Die Freys sind geborene Juden unter dem Namen de Troupouska aus Brünn in Mähren, geadelt unter dem Namen von Schönfeld. Zwei Brüder sind hier und drei stehen im Dienst Österreichs. Die Komtesse, ihre Schwester, ist vor drei Jahren getauft worden. Es gibt noch zwei weitere Schwestern in Wien, von denen die eine alleinsteht und getauft ist. Sie wird ausgehalten von einem deutschen Baron. Der ältere in Paris lebende Frey ist verheiratet, seine Frau lebt mit zwei Töchtern in Wien; und einen sechzehnjährigen Sohn, den er in der Revolutionsarmee untergebracht hat, gibt er für seinen Neffen aus.

79 *eloquenza incredibile* – (lat.) unglaubliche Beredsamkeit.

80 *„Hodoeporicon“* – (griech.) Das Reisebuch; deutsch unter dem Titel „Chronika eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach“ (1505).

90 *Séjour* – (franz.) Aufenthalt.

98 *Gusto picaresco* – (span.) eigtl. Neigung zum Pikaresken. Bezeichnet hier die Schelmenliteratur, die im 16. Jahrhundert von Spanien ihren Ausgang nahm.

102 *Liber Vagatorum* – (lat.) Das Buch der Vaganten.

110 *Nec in turri...* – (lat.) Es ist nicht erlaubt, in den Räumen der Burg Karlstein, deren Kapelle den Leiden des Herrn geweiht ist, mit einer Frau zu schlafen, und sei es auch die eigene Gattin.

119 *Calomnie* – (franz.) Verleumdung.

121 *Ex odio fidei...* – (lat.) Aus Glaubenshaß.
Hic gloriose sepultus... (lat.) Hier liegt in Glorie begraben der Katechumene Simon Abeles, den der eigene jüdische Vater aus Haß gegen den christlichen Glauben erschlagen hat.

129 *in proprio sanguine* – (lat.) in eigenem Blut.
in ipso festo... – (lat.) an jenem Tag des Knaben Simon Tridentinus, der auch von den Juden zu Tode gequält worden ist.

130 *in carceribus* – (lat.) im Kerker.

132 *Evidenzbüro* – Spionageabwehrdienst der österreichischen Armee.

168 *fausse maitresse* – (franz.) falsche Mätresse.

180 *Dies nefastus* – (lat.) Unglückstag.

181 *Johannés Amos Coménius...* – (franz.) Johannes Amos Comenius, der berühmte Verfasser der „Sprachentür" wurde hier wahrscheinlich am 22. November 1670 beigesetzt.

191 *dame de halle* – (franz.) Marktweib.

195 *Juramentum de non offendendo* – (lat.) Eideserklärung, sich friedfertig zu verhalten.

196 *de consuetudine* – (lat.) nach altem Brauch.

198 *Bodleyana* – Nach Thomas Bodley (1545–1613) benannte Bibliothek der Universität Oxford.

208 *ad maiorem Mariae gloriam* – (lat.) zur höchsten Ehre Marias.

225 *300 fl. C. M.* – 300 Gulden Kurantmark.

230 *Debris* – (franz.) Überreste.

242 *Avec lui...* – (franz.) Mit ihm wurde die Künstlerpantomime genau so französisch wie der Cid und l'Etourdi

244 *Ci-gît un comédien...* – (franz.) Hier ruht ein Komödiant, der alles gesagt und doch niemals gesprochen hat.

247 *Chambre Introuvable* – (franz.) Spöttische Bezeichnung der französischen Kammer, deren Wahl eine so starke reaktionäre Mehrheit ergeben hatte, daß selbst Louis XVIII. überrascht ausrief: „Une chambre introuvable!" (Eine solche Kammer findet sich so leicht nicht wieder!)

248 *procul negotiis* – (lat.) fern von Geschäften.

255 *Assurance Company* – (engl.) Versicherungsgesellschaft.

283 *primo loco* – (lat.) an erster Stelle, hier: zuerst.

303 *pour le roi de Prusse* – (franz.) für den König von Preußen.

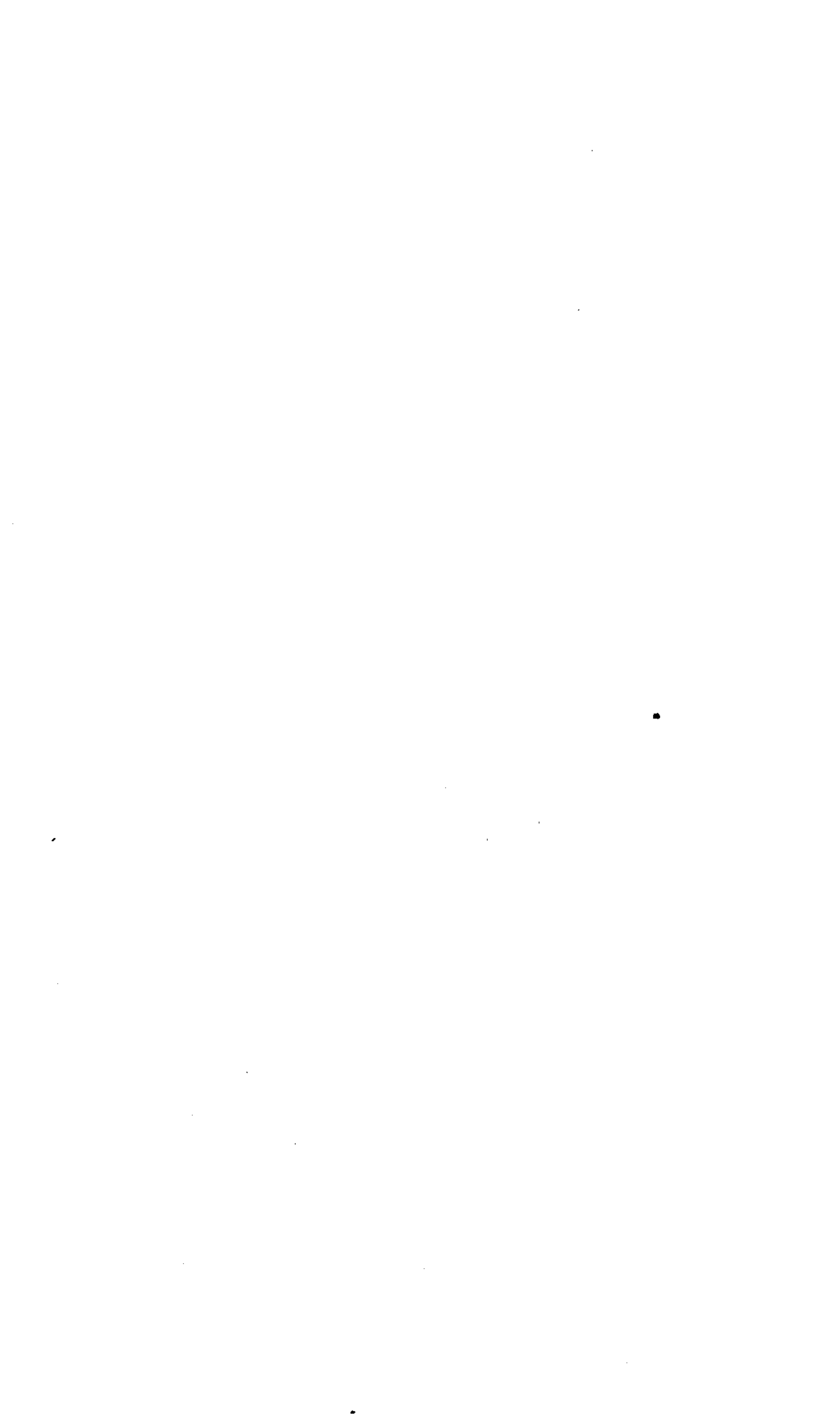
303 *pour l'impératrice de l'Austriche* – (franz.) für die Kaiserin von Österreich.
306 *intérêt* – (franz.) Interesse, Belange.
340 *Kidduschbecher* – Kultisches Gefäß zur Segenserteilung.
341 *Misrach* – (hebr.) eigtl. der Osten, aus dem der Messias erwartet wird. Die Misrachtafeln weisen in diese Richtung.

Späte Reportagen

354 *Cimetière Errancis* – (franz.) Der Pariser Friedhof Errancis.
378 *Šišky* – (tschech.) Der Zapfen; die deutsche Übersetzung lautet sinngemäß:

> Als unser Väterchen, von den „Wissenschaftlern"
> zu Tode gehetzt,
> die Feder in der Hand, die Welt verließ,
> hatte Mütterchen eine kleine Pension
> und sechs Kinder unter vierzehn.
>
> Als wir in den Wald gingen,
> flog die Jugend stürmisch von Baum zu Baum.
> Die Mutter hatte ein Körbchen in der Hand
> und sammelte unterwegs Zapfen.
>
> Und wenn ich heute meine Schritte dorthin lenke,
> wo der Vogel im Hain singt,
> sehe ich die armselig gekleideten Kinder
> im Wald Zapfen sammeln.
>
> Und da ertönt über mir irgendwo aus der Höhe
> die unvergessene Stimme
> (die erloschene Stimme der Mutter,
> innig, ruhig und ängstlich):
> Sammelt nur Zapfen, meine Kinder,
> wir haben kein Holz zum Heizen.

388 *walk* – (engl.) Spaziergang.
daily – (engl.) täglich.
391 *status evanescens* – (lat.) im Verschwinden.
396 *der average man des Quetelet* – Von dem Sozialstatistiker L. A. K. Quetelet (1796–1874) errechneter Durchschnittsmensch.
swell – (engl.) Stutzer.
413 *que faire* – (franz.) was tun.
428 *pedes Apostolorum* – (lat.) Füße der Apostel.



INHALT

Prager Pitaval